

Daniel Hechler · Jens Hüttmann · Ulrich Mählert · Peer Pasternack (Hrsg.)

Promovieren zur deutsch-deutschen Zeitgeschichte

HANDBUCH

METROPOL

Promovieren zur deutsch-deutschen Zeitgeschichte

Promovieren zur deutsch-deutschen Zeitgeschichte

Handbuch

Herausgegeben von

Daniel Hechler, Jens Hüttmann, Ulrich Mählert und Peer Pasternack

im Auftrag der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur



METROPOL



BUNDESSTIFTUNG
AUFARBEITUNG

ISBN 978-3-940938-40-4

© 2009 Metropol Verlag
Ansbacher Str. 70 · 10777 Berlin
www.metropol-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten

Druck: Aalex Buchproduktion, Großburgwedel

Inhaltsübersicht

Zum Geleit: Die Bundesstiftung Aufarbeitung in der zeithistorischen Institutionenlandschaft	11
Gut beraten promovieren. Zur Einleitung	15

Promovieren zur deutsch-deutschen Zeitgeschichte – Kontexte

1. Forschungsperspektiven und -desiderate der DDR-Geschichte	25
2. Konturen und Entwicklungstendenzen der DDR-Forschung Herausforderungen zeithistorischer Promotionsthemen	40
3. „Kaderschmiede“ DDR-Forschung? Promovieren zur deutschen Zeitgeschichte – der Fall DDR	55

Promovieren als Prozess

4. Promovieren lernen. Ein Wegweiser zur Promotions(ratgeber)literatur	71
5. Promovieren finanzieren. Finanzierungsoptionen, ihre Bedingungen sowie Vor- und Nachteile	83
6. Der Weg zum Promotionsstipendium. Hürden überwinden, Fallstricke vermeiden. Anmerkungen zur Antragstellung	97
7. Selbstorganisation. Techniken zur hinreichenden Reduzierung der eigenen Unzulänglichkeiten	109
8. Zehn „goldene Regeln“ für Promovenden. Erfahrungen und Einsichten	124
9. Promovieren und betreuen. Die Steuerung des Lektüreverhaltens von Doktorvätern und -müttern	135
10. Forschen im Archiv	142
11. Suchen – Finden – Anwenden. Möglichkeiten der Internetnutzung	160
12. DDR-Geschichte und Humboldt-Ideal. Über die Vereinbarkeit von Forschung und Lehre	183
13. Anfängerglück und Anfängerfehler. Erfahrungen aus der akademischen Lehre als Promovend	189

Promotion und [prə'mɔʊf(ə)n]

14. Publikationsorientiertes Schreiben	199
15. Die Kunst der kurzen Sätze. Über die Vermeidung einer verbreiteten Unsitte (auch) in Dissertationen	215
16. Publizieren – ein Blick hinter den Vorhang	223
17. Zeitgeschichte in den Medien	235
18. Von der Promotion zur Buchveröffentlichung. Wege und Irrwege	247
19. Zeitgeschichte als Beruf	260

Inhaltsverzeichnis

Zum Geleit: Die Bundesstiftung Aufarbeitung in der zeithistorischen Institutionenlandschaft	11
<i>Ulrich Mähler</i>	
Gut beraten promovieren Zur Einleitung	15
<i>Jens Hüttmann / Peer Pasternack</i>	

Promovieren zur deutsch-deutschen Zeitgeschichte – Kontexte

1. Forschungsperspektiven und -desiderate der DDR-Geschichte	25
<i>Hermann Wentker</i>	
1.1. Die DDR als eigenständiges Forschungsfeld	27
1.2. Die DDR im Kontext der deutschen Geschichte	29
1.3. Die DDR in europäischer Perspektive	32
1.4. Die DDR und die außereuropäische Welt	35
1.5. Fazit	37
2. Konturen und Entwicklungstendenzen der DDR-Forschung Herausforderungen zeithistorischer Promotionsthemen	40
<i>Christoph Kleßmann</i>	
2.1. Die DDR als Geschichte – Entwicklungen und Konturen der Forschung	42
2.2. Wichtige Forschungsfelder der DDR- und Kommunismusgeschichte	47
2.3. Ausblick: Wohin treibt die DDR-Erinnerung? Zeitgeschichte als Aufklärung	52
3. „Kaderschmiede“ DDR-Forschung? Promovieren zur deutschen Zeitgeschichte – der Fall DDR	55
<i>Jens Hüttmann</i>	
3.1. Basisdaten	57
3.2. Karrierewege und Motive für eine Dissertation über die DDR	59

3.3. Promotionsmodell DDR-Forschung: „Home sweet Home“ mit Stipendium und losem Netzwerk	60
3.4. Methoden, Inhalte und Deutungen in der Auseinandersetzung mit der DDR	63
3.5. Berufliche Vernetzung und Perspektiven	66
3.6. Fazit	67

Promovieren als Prozess

4. Promovieren lernen

Ein Wegweiser zur Promotions(ratgeber)literatur	71
<i>Daniel Hechler</i>	
4.1. Das Wissen der Promovierenden	72
4.2. Die Sorge um sich	77
4.3. Der analytische Blick	79
4.4. Promovieren, um davon zu erzählen	81

5. Promovieren finanzieren

Finanzierungsoptionen, ihre Bedingungen sowie Vor- und Nachteile	83
<i>Daniel Hechler</i>	
5.1. Die Anstellung an einer Hochschule oder außeruniversitären Forschungseinrichtung	86
5.2. Stipendien	88
Die Begabtenförderungswerke (89) · Graduiertenkollegs (91) · Landesgraduiertenförderung, Frauenförderung, kleinere Stiftungen und DAAD (92)	
5.3. Eigenmittel	93
5.4. Fazit	95

6. Der Weg zum Promotionsstipendium

Hürden überwinden, Fallstricke vermeiden: Anmerkungen zur Antragstellung	97
<i>Ulrich Mählert</i>	
6.1. Die Suche nach der „richtigen“ Stiftung	98
6.2. Erste Fallstricke: Zusammenfassung, Forschungsstand und Quellenlage	99
6.3. Die Forschungskonzeption – Herzstück des Antrags	101
6.4. Nicht weniger wichtig: Arbeitsplan, Gliederung und Referenzen	103
6.5. Letzte Fallstricke: Stilfragen und formale Anforderungen	106
6.6. „Hätte ich mehr Zeit gehabt, hätte ich mich kürzer gefasst“ – abschließende Bemerkungen	107

7. Selbstorganisation	
Techniken zur hinreichenden Reduzierung der eigenen Unzulänglichkeiten	109
<i>Peer Pasternack</i>	
7.1. Die Strukturierung des Materials	110
7.2. Die Strukturierung der Arbeitsabläufe	115
Organisatorische Vorkehrungen (115) · Inhaltliche Arbeit (120)	
7.3. Fazit	122
8. Zehn „goldene Regeln“ für Promovenden	
Erfahrungen und Einsichten	124
<i>Eckhard Jesse</i>	
8.1. Vorab	124
8.2. Die zehn Anregungen	126
8.3. Nachsatz	131
9. Promovieren und betreuen	
Die Steuerung des Lektüreverhaltens von Doktorvätern und -müttern ..	135
<i>Peer Pasternack</i>	
9.1. Das Problem	135
9.2. Der Problemkontext	137
9.3. Problemlösung A: Dämpfung der Leseneigung	138
9.4. Problemlösung B: Stimulation der Leseneigung	139
10. Forschen im Archiv	142
<i>Angelika Menne-Haritz</i>	
10.1. Was findet man im Archiv?	143
10.2. Archivische Findmittel	147
Beständeübersichten und Findbücher (148) · Archivrecherche im Internet (150)	
10.3. Nützliches Hintergrundwissen für die Forschung im Archiv	152
Strukturen der Unterlagen (153) · Handlungsleitende Markierungen in schriftlichen Aufzeichnungen (154) · Die Komposition der Akten und ihre Spuren (155) · Die Benutzung von Archivgut (157)	
10.4. Fazit	159
11. Suchen – Finden – Anwenden	
Möglichkeiten der Internetnutzung	160
<i>Thomas Meyer</i>	
11.1. Archive – Dokumente – Editionen	161
11.2. Internetdokumente und -quellen	167
11.3. Primärdaten	170

11.4. „Spreu und Weizen“ – Bewertung von Internetdokumenten	173
11.5. Kompetenzen	176
11.6. Strategien	179
12. DDR-Geschichte und Humboldt-Ideal	
Über die Vereinbarkeit von Forschung und Lehre	183
<i>Hanno Hochmuth</i>	
12.1. Trennung von Forschung und Lehre	183
12.2. Das Ende einer Themenkarriere	184
12.3. Das Ideal im Praxistes	186
13. Anfängerglück und Anfängerfehler	
Erfahrungen aus der akademischen Lehre als Promovend	189
<i>Leonard Schmieding</i>	
13.1. Anfängerglück	190
13.2. Anfängerfehler	192
13.3. Tipps und Ausblick	195

Promotion und [prə'məʊʃ(ə)n]

14. Publikationsorientiertes Schreiben	199
<i>Jan-Holger Kirsch</i>	
14.1. Geschichtsschreibung lehren und lernen: Plädoyer für ein professionelleres Schreiben	199
14.2. Geschichtsschreibung ist Geschichtsforschung: Plädoyer für ein erweitertes Verständnis wissenschaftlicher Textproduktion	203
14.3. Zeitgeschichte schreiben und publizieren: Plädoyer für ein spezifisch zeitgeschichtliches Argumentieren	210
14.4. Fazit	214
15. Die Kunst der kurzen Sätze	
Über die Vermeidung einer verbreiteten Unsitte (auch) in Dissertationen	215
<i>Peer Pasternack</i>	
15.1. Zum kognitiven Hintergrund	216
15.2. Zur sprachlichen Gestaltung	218
15.3. Zusammenfassung	221
16. Publizieren – ein Blick hinter den Vorhang	223
<i>Ulrich Teichler</i>	
16.1. Was tun am Beginn?	223
16.2. Leidensdruck und Ausflüchte	225

16.3. Das Überlisten von Ausflüchten	228
16.4. Kritik organisieren	230
16.5. Opus magnum	231
16.6. Indikatoren-Wahn und eigene Publikationsplanung	233
17. Zeitgeschichte in den Medien	235
<i>Sven Felix Kellerhoff</i>	
17.1. Das Publikum verlangt nach Historie	235
17.2. Die Medien verlangen nach Inhalten	239
17.3. Schnittmengen ausloten	242
18. Von der Promotion zur Buchveröffentlichung	
Wege und Irrwege	247
<i>Christoph Links</i>	
18.1. Wahl der Publikationsform	248
18.2. Wahl des Verlages und Kontaktaufnahme mit dem Verlag	249
18.3. Inhaltliche Absprachen mit dem Verlag	250
18.4. Juristische Prüfung	251
18.5. Technische Abwicklung	253
18.6. Registererstellung	253
18.7. Die Popularisierung des fertigen Buches	256
18.8. Vertrieb	258
19. Zeitgeschichte als Beruf	260
<i>Daniel Hechler</i>	
19.1. Fachadäquat	262
Universitäten und Forschungsinstitutionen (262) · Bibliothek und Archiv (265)	
19.2. Fachnah	267
Selbstständigkeit (267) · Museen, Erwachsenenbildung, Medien (268)	
19.3. Fachfremd	271
Literaturverzeichnis	273
Autorenverzeichnis	291

Zum Geleit: Die Bundesstiftung Aufarbeitung in der zeithistorischen Institutionenlandschaft

Seit 2001 haben sich mehr als 350 Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler bei der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur um ein Promotionsstipendium beworben. Über siebzig Doktorandinnen und Doktoranden konnten seitdem ihr erstes großes Forschungsvorhaben mit Unterstützung der Bundesstiftung verfolgen. Binnen eines Jahrzehnts ist die Bundesstiftung Aufarbeitung zur wichtigsten Fördermittelgeberin für Nachwuchswissenschaftler geworden, die zu den Ursachen, der Geschichte und den Folgen der SED-Diktatur, der deutschen und europäischen Teilung wie auch deren Überwindung sowie zu den kommunistischen Diktaturen insgesamt forschen wollen.

Die mittlerweile 40 bis 50 Doktoranden, die alljährlich bei der Bundesstiftung Aufarbeitung ein Stipendium beantragen, würden allein noch kein Handbuch wie das hier vorgelegte erfordern. Das Engagement der Bundesstiftung für dieses Buchprojekt, dessen Realisierung dankenswerterweise auch von der Daimler AG mit einer Spende unterstützt worden ist, resultiert aus dem Auftrag und dem Selbstverständnis der Bundesstiftung, die Diktaturaufarbeitung nicht nur materiell, sondern auch ideell zu fördern.

Die Stiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur wurde 1998 vom Deutschen Bundestag gegründet und soll auf umfassende Weise eine breite, gesamtgesellschaftliche Auseinandersetzung mit der Geschichte der DDR, der deutschen und europäischen Teilung sowie deren Überwindung befördern.

Sie ist gleichermaßen eine Institution der historisch-politischen Bildungsarbeit, Koordinatorin internationaler Zusammenarbeit bei der Aufarbeitung kommunistischer Diktaturen und Förderer der Wissenschaften. Sie ist einerseits Förderinstrument des Bundes und andererseits Impuls- und Ratgeber von Regierung und Parlament, etwa wenn es um Fragen wie die Opferentschädigung geht. Besondere Bedeutung misst die Stiftung Aufarbeitung dem Gedenken an Widerstand und Opposition in der DDR und an die Opfer der Diktatur bei.

Die Stiftung Aufarbeitung hat seit 1998 mehr als 25 Millionen Euro bundesweit an Projektpartner ausgereicht. Mit ihrer Unterstützung konnten im Rahmen von rund 2000 Projekten Archivbestände erschlossen, Dokumentarfilme gedreht, Bücher und Doktorarbeiten geschrieben und gedruckt, Ausstellungen erarbeitet und gezeigt, Seminare und Konferenzen realisiert, Bildungsmedien erstellt, die Arbeit der Verbände der Opfer der SED-Diktatur fortgesetzt, Gedenkstätten und -orte weiterentwickelt sowie Museen ausgebaut und zeithistorische Internetangebote online gestellt werden. Mit zahlreichen eigenen Veranstaltungen und Publikationen, oft in Kooperation mit unterschiedlichsten Einrichtungen, setzt die Bundesstiftung einerseits Themen; andererseits fungiert sie als Dienstleister und – wenn man so will – Lobbyist in Sachen Aufarbeitung.

Im Bereich der Wissenschaftsförderung will und kann die Bundesstiftung Aufarbeitung nicht mit den großen wissenschaftlichen Fördermittelgebern wie der DFG oder der Volkswagenstiftung konkurrieren. Aufgrund des breiten Förderauftrages reichen ihre jährlich rund drei Millionen Euro Fördermittel insbesondere nicht aus, um universitäre oder außeruniversitäre Forschungs- und Dokumentationsvorhaben zu unterstützen, für die Personalstellen finanziert werden müssten. Daher will die Bundesstiftung Aufarbeitung mit ihren knappen Mitteln zum einen den wissenschaftlichen Nachwuchs dazu motivieren, sich im Rahmen der Promotion mit Themen zu beschäftigen, für die die Bundesstiftung steht. Zum anderen fördert sie Konferenzen und Workshops und vergibt Druckkostenzuschüsse, um die innerwissenschaftliche Debatte, aber auch den Wissenstransfer in die historisch-politische Bildung sowie die Öffentlichkeit zu befördern. Darüber hinaus vermag die Bundesstiftung nicht selten, kleine innovative Forschungs- und Publikationsvorhaben zu unterstützen, die durch das Raster der großen Fördereinrichtungen fallen.

Zu den wissenschaftsunterstützenden und aufarbeitungsfördernden Aktivitäten der Stiftung gehört es, Handbücher und Broschüren zu verlegen, die

Archive, Bibliotheken, Forschungseinrichtungen und zeitgeschichtliche Vereinigungen vorstellen, die in Deutschland und ganz Europa Dokumente und Bücher zur Geschichte der kommunistischen Diktaturen verwahren und zur Verfügung stellen, zu diesem Thema forschen oder Bildungsangebote formulieren. Diese Publikationen fördern und erleichtern in den jeweiligen Ländern den Forschungsprozess sowie die internationale Vernetzung.

„Bilanz und Perspektiven der DDR-Forschung“ (Eppelmann/Faulenbach/Mählert 2003) ist eine einzigartige Kompilation des Forschungsstandes überschrieben, mit der die Bundesstiftung 2003 Aufmerksamkeit erregte. Aktuelle Publikationen, deren Erarbeitung von ihr unterstützt oder die von ihr selbst realisiert wurden, widmen sich der Geschichte der DDR-Forschung sowie aktueller konzeptioneller Debatten (etwa: Möller/Mählert 2008). Von der Bundesstiftung angestoßene und geförderte Expertisen befassten sich mit dem Stellenwert der DDR-Geschichte in der Hochschullehre (Pasternack 2001; Hüttmann 2004), in den Lehrplänen der Schulen (Arnswald 2004), in Schulbüchern und im Unterricht (Arnswald/Bongertmann/Mählert 2006) sowie in der politischen Erwachsenenbildung (Behrens/Ciupke/Reichling 2006). Mit ihrem Newsletter „Aktuelles in der DDR-Forschung“ informiert die Bundesstiftung Aufarbeitung dreimal jährlich in der Zeitschrift „Deutschland Archiv“ über Neuigkeiten aus den Archiven, Bibliotheken und Forschungseinrichtungen sowie über neue Forschungsprojekte.

Es ist ein Anliegen der Bundesstiftung Aufarbeitung, die Rahmenbedingungen für die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der DDR- und Teilungsgeschichte, aber auch mit den kommunistischen Diktaturen insgesamt, möglichst attraktiv zu gestalten, indem sie den Zugang zum Forschungsstand und den Quellen erleichtert, um junge und „gestandene“ Forscher für das Thema zu interessieren. Zudem will sie einen Beitrag dazu leisten, diese Forschung stärker als bisher in den Mutterdisziplinen zu verankern, wird der DDR-Forschung doch nicht ganz grundlos vorgeworfen, stark auf sich selbst bezogen zu sein und wenig Anstrengungen zu unternehmen, sich mit Forschern zu vernetzen, die zum Beispiel zur Geschichte der alten Bundesrepublik arbeiten.

Im Bereich der wissenschaftlichen Nachwuchsförderung wird diese doppelte Intention auf vielfältige Weise verfolgt. Mit bundesweit an Universitäten ausgehängten Plakaten schreibt die Stiftung nicht nur ihre Stipendien aus, sondern stellt mit diesen Plakaten ihre Stipendiatinnen und Stipendiaten vor,

die sie kontinuierlich ermuntert, mit eigenen Veranstaltungen und Publikationen (jüngst erschienen: Muhle/Richter/Schütterle 2008) in die Öffentlichkeit zu wirken. Ein einmaliges gemeinsames Stipendienprogramm „Aufbruch 1989“ kam auf Initiative der Bundesstiftung zustande: In dessen Rahmen haben 17 wissenschaftsfördernde Stiftungen 21 Promotions- und Postdoc-Stipendien zur Erforschung der Friedlichen Revolutionen ausgeschrieben. Die Bundesstiftung konnte sich in diesem Zusammenhang mit diesen Stiftungen themenbezogen vernetzen und ihrem Anliegen viel öffentliches Gehör verschaffen.

Zu den zahlreichen Konferenzen und Workshops, zu denen die Bundesstiftung seit ihrer Gründung eingeladen hat, zählen die „Promovierendentage zur deutschen Zeitgeschichte“: Sie werden seit 2005 alljährlich im Sommer in der Lutherstadt Wittenberg vom dort ansässigen, der Universität Halle zugehörigen Institut für Hochschulforschung gemeinsam mit der Bundesstiftung Aufarbeitung ausgerichtet. Die Promovierendentage stehen allen Doktoranden, die sich mit Fragen der deutschen Zeitgeschichte auseinandersetzen, offen. Sie dienen nur mittelbar dem wissenschaftlichen Austausch über die jeweils verfolgten Forschungsvorhaben. Im Zentrum steht stets die Vermittlung von Fertigkeiten und Kenntnissen, die den wissenschaftlichen Schaffensprozess selbst oder die erfolgreiche Verbreitung der eigenen Erkenntnisse betreffen.

Die große Resonanz auf dieses alljährliche Weiterbildungsangebot führte zum vorliegenden Handbuch. Viele Autoren haben in den vergangenen Jahren während der Promovierendentage zu ihren Themen referiert, und so orientieren sich die Beiträge an konkreten Bedürfnissen junger Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler, die auf den Workshops der vergangenen Jahre formuliert worden sind. Das Handbuch richtet sich zuvörderst an junge Akademikerinnen und Akademiker, die sich mit Fragen der deutschen Zeitgeschichte des 20. Jahrhunderts, im Besonderen seit 1945 beschäftigen. Viele Beiträge dürften generell für Doktoranden im Bereich der Geisteswissenschaften von Interesse sein. Die Bundesstiftung Aufarbeitung und die Herausgeber würden sich freuen, wenn auch möglichst viele Hochschullehrerinnen und Hochschullehrer dieses Buch in die Hand nehmen, und dies nicht nur, um es ihren Schülerinnen und Schülern zur Lektüre zu empfehlen. All jenen, die im Begriff sind, sich den Dokortitel – egal ob zu einem Thema der jüngeren deutschen Zeitgeschichte oder zu anderen Fragestellungen – zu erarbeiten und dieses Buch zu Rate ziehen, sei an dieser Stelle viel Erfolg und frohes Schaffen gewünscht!

Gut beraten promovieren

Zur Einleitung

Zeitgeschichtlich promovieren ist nicht identisch damit, im Fach Zeitgeschichte zu promovieren. Zeitgeschichte ist sowohl eine Teildisziplin der Geschichtswissenschaft als auch ein Forschungsfeld, in dem sich potenziell sämtliche Fächer tummeln. Zahlreiche Doktoranden und Doktorandinnen, die eine Dissertation in diesem Feld erarbeiten, entstammen nichthistorischen Fächern, promovieren an germanistischen, politikwissenschaftlichen oder juristischen Fachbereichen, andere haben ihre Betreuer und Betreuerinnen an kunsthistorischen, soziologischen oder wirtschaftswissenschaftlichen Instituten. Auch eine beträchtliche Zahl medizinischer Promotionen widmet sich zeitgeschichtlichen Gegenständen, meist prägenden Persönlichkeiten des Faches oder Instituts- bzw. Klinikgeschichten. In manchen Fächern dient die Aufarbeitung zeithistorischer Gegenstände vorrangig als Material der Gegenwartsdiagnostik. Häufig wird die Auswertung unmittelbar zurückliegender Zeitabschnitte als Wissensressource für gegenwartsbezogene Forschungsfragen genutzt, für deren Beantwortung experimentelle Versuchsanordnungen nicht möglich oder unpraktikabel sind. Zudem vergewissern sich praktisch alle wissenschaftlichen Disziplinen durch die Aufarbeitung der je eigenen Zeitgeschichte ihres fachhistorischen Grundes.

Das hier vorgelegte Handbuch trägt all dem Rechnung. Es heißt nicht „Promovieren *in* der ... Zeitgeschichte“, sondern „zur Zeitgeschichte“; „in“ rufe den Disziplin-kontext auf, während „zur“ den thematischen Kontext

anspricht. Es ist kein Handbuch (allein) für Historiker, sondern für sämtliche Promovierenden und an einer Promotion Interessierten des *Forschungsfeldes* Zeitgeschichte. Es richtet sich also an alle, die eine Dissertation zu einem zeithistorischen Thema planen oder bereits schreiben, unabhängig davon, in welchem fachlichen Kontext dies geschieht.

Unter Zeitgeschichte lässt sich in erster Näherung die unmittelbar zurückliegende Vergangenheit verstehen, die zumindest ein Teil der Zeitgenossen bewusst miterlebt hat – die „Epoche der Mitlebenden“, wie es bei Rothfels (1953: 4) hieß. Wurde als deren Untersuchungszeitraum zunächst – mit Herausbildung der Zeitgeschichte als historischer Disziplin nach 1945 – die Ära seit dem Ende des Ersten Weltkriegs bzw. seit der russischen Oktoberrevolution definiert, so werden mit Beginn des 21. Jahrhunderts unter Zeitgeschichte zunehmend die Jahrzehnte seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs verstanden – wenn nicht, im Unterschied zur „älteren Zeitgeschichte“ (1917–1945), differenzierend von der „neueren“ (1945–1990) und der „neuesten Zeitgeschichte“ (1990–Gegenwart) gesprochen wird (Jarasch 2005: 1). In diesem Sinne ist auch das vorliegende Handbuch konzipiert: deutsch-deutsche Zeitgeschichte seit 1945.

Kennzeichnend für das Forschungsfeld ist seine Prägung durch Methodenvielfalt. Die historisch-kritische Methode, hermeneutische Methoden der Geisteswissenschaften und sozialwissenschaftliche Methoden finden gleichermaßen Anwendung, häufig auch in Kombinationen. Die Quellenlage legt dies nahe: Neben der Aktenüberlieferung stehen Zeitzeugen zur Verfügung, der Zugriff zu gedruckten Texten ist bei zahlreichen Themen nahezu vollständig gewährleistet, statistisches Datenmaterial liegt in komfortabler Fülle vor, und Bildquellen sind in besonders reicher Zahl vorhanden.

Das vorliegende Handbuch ersetzt weder Methodenhandbücher, noch macht es spezielle Einführungen in die Techniken wissenschaftlichen Arbeitens, Projektplanung und -management, individuelles Zeitmanagement oder wissenschaftliches Schreiben überflüssig. Vielmehr zielt dieses Handbuch darauf, im Prozess der Planung und Realisierung eines zeithistorischen Promotionsprojekts ein höheres Maß an Orientierungssicherheit zu gewinnen, die eigenen Motivationen und Ansprüche prüfen zu können sowie Basiskenntnisse zum Promovieren als Prozess zu erwerben.

Das Handbuch gliedert sich in drei große Abschnitte: „Promovieren zur deutsch-deutschen Zeitgeschichte – Kontexte“, „Promovieren als Prozess“ und

„Promotion und prə'məʊʃ(ə)n“. Diese Gliederung folgt der Überlegung, (a) dass sich jedes zeithistorische Promotionsvorhaben in die Kontexte des Forschungsfeldes und die gegebenen Voraussetzungen bereits vorhandener Forschungen einordnen muss, (b) dass Promovieren ein Prozess ist, der durch vielfältige Teilprozesse bestimmt wird, die Multitasking-Fertigkeiten verschiedenster Art voraussetzen bzw. zu deren Erwerb beitragen sollen, und (c) dass es ein zentraler Bestandteil des Promovierens ist, dessen Ergebnisse bzw. sich selbst mit diesen Ergebnissen bekannt zu machen.

Dementsprechend finden die Leser und Leserinnen des Handbuches eingangs Darstellungen zu den Perspektiven der deutschen Zeitgeschichtsforschung (*Hermann Wentker, Christoph Kleßmann*) sowie zu den empirisch aufweisbaren Realitäten des zeithistorischen Promovierens (*Jens Hüttmann*). Der Prozesscharakter des Promovierens wird zunächst in Kapiteln entfaltet, welche die Rahmenbedingungen des Promovierens klären: Anhand einer Auswertung anderer Promotionsführer und sonstiger promotionsbezogener Literatur werden die Möglichkeiten, das Promovieren zu lernen, dargestellt (*Daniel Hechler*), die finanziellen Voraussetzungen für das Schreiben einer Doktorarbeit und der Weg zum Stipendienantrag beschrieben (*Daniel Hechler, Ulrich Mählert*), die Chancen einer möglichst promotionsförderlichen individuellen Selbstorganisation erörtert (*Peer Pasternack, Eckhard Jesse*) sowie die Interaktion von Promovend/in und Betreuer/in beleuchtet (*Peer Pasternack*). Sodann geht es, nun im engeren Sinne zeithistorisches Promovieren thematisierend, um Quellenfragen: im Archiv (*Angelika Menne-Haritz*) und im Internet (*Thomas Meyer*). Da Forschen nach landläufiger Auffassung auch für das Lehren konditionieren soll, widmen sich zwei Beiträge dem Zusammenhang zeithistorischen Forschens und Lehrens (*Hanno Hochmuth, Leonard Schmieding*). Im letzten Abschnitt des Handbuches folgen die Kapitel, die sich den Fragen der möglichst wirkungsvollen Bekanntmachung der je eigenen Forschungsergebnisse widmen: Dort geht es um das Schreiben und Publizieren zu zeitgeschichtlichen Themen (*Jan-Holger Kirsch, Peer Pasternack*), den Umgang mit den vielen kleinen Katastrophen, denen man beim wissenschaftlichen Schreiben begegnet (*Ulrich Teichler*), der Platzierung zeithistorischer Themen in den Publikumsmedien (*Sven Felix Kellerhoff*) sowie den Wegen und Irrwegen zur Buchveröffentlichung der Dissertation (*Christoph Links*). Da es ein Leben nach der Promotion gibt, ist schließlich die Frage zu beantworten, wie nicht

nur die eigenen Ergebnisse, sondern auch die eigene Person angemessen platziert werden können (*Daniel Hechler*).

Leitfragen am Beginn jedes Kapitels orientieren die Leser hinsichtlich der Antworten, die jeweils zu erwarten sind.

Für all dies konnte das Handbuch auf den Erfahrungen einer Veranstaltungsserie aufbauen, die seit 2005 unter dem Titel „Promovierentage zur deutsch-deutschen Zeitgeschichte“ jährlich Promovenden und Promovendinnen in Wittenberg versammelt.¹ Eine Reihe der im vorliegenden Band versammelten Manuskripte geht auf Vorträge zurück, die im Rahmen der Promovierentage 2005–2008 gehalten worden waren. Veranstalter dieses jährlichen Treffens sind das Institut für Hochschulforschung an der Universität Halle-Wittenberg (HoF)² und die Bundesstiftung zu Aufarbeitung der SED-Diktatur. Die Promovierentage dienen vorrangig dem übergeordneten Ziel, die Einbindung der DDR-Forschung in die allgemeinen Standards, Trends und Konzeptionen deutscher und europäischer Zeitgeschichtsforschung nach 1945 zu fördern. Diese Einbindung ist eine zentrale Voraussetzung für die Kontinuitätssicherung des Forschungsfeldes. Zugleich ist die inhaltliche und vernetzende Unterstützung der Promovierenden, die sich mit der Geschichte der DDR und der deutschen Teilung befassen, besonders relevant: Häufig sind die Promovenden dieses Forschungsfeldes zwar gut in ihre jeweiligen Heimatfächer integriert, dort aber mit ihrem spezifischen Thema zugleich auch solitär.

Die Promovierentage verbinden den inhaltlich-thematischen mit dem persönlichen Austausch unter den Doktorandinnen und Doktoranden,

- 1 Vgl. die Tagungsberichte Krüger (2005, 2006 und 2007) sowie Muhle/Schröter (2006).
- 2 HoF befasst sich vorrangig mit gegenwartsbezogenen Fragestellungen der Hochschulentwicklung, unterhält daneben aber auch einen eigenständigen Forschungsstrang zur Hochschulzeitgeschichte. Vgl. Burkhardt (2000), Hüttmann (2004; 2008), Hüttmann/Mählert/Pasternack (2004), Hüttmann/Pasternack (2003 ff.; 2004; 2007), Körner/Schildberg/Reisz/Stock (2005), Pasternack (1996; 2001; 2001a; 2002; 2005; 2006), Gibas/Pasternack (1999), Reisz/Stock (2007), Stock/Köhler (2004). Durch die 1996 erfolgte Übernahme der Bibliothek des früheren DDR-Zentralinstituts für Hochschulbildung in (Ost-)Berlin (ZHB) pflegt das Institut zudem eine Schrifttumssammlung zur ostdeutschen und osteuropäischen Hochschulzeitgeschichte, die in dieser Art einmalig ist und nicht zuletzt einen großen Bestand Grauer Literatur enthält (vgl. Martin 2001).

um ihnen auf diese Weise bereits im Stadium des Promovierens die Möglichkeit zu eröffnen, aktiv die eigene Vernetzung innerhalb des Forschungsfeldes zu fördern:

- *Erstens* bietet die Veranstaltung deshalb ein Forum für zeithistorische Debatten zu inhaltlichen Kernfragen der Disziplin: Welches sind die derzeit relevantesten zeithistorischen Themen und Streitpunkte? Welche diesbezüglichen Forschungstrends lassen sich identifizieren? Welche theoretischen Konzepte sind für eine erfolgreiche Promotion hilfreich? Zugleich stehen unterschiedliche Methoden und Techniken des Promovierens zur Zeitgeschichte und somit die handwerkliche Seite des Promovierens auf der Tagesordnung. Diskutiert werden diese Themen und Fragen u. a. während des Podiumsgesprächs, das unter der Mitwirkung namhafter Professorinnen und Professoren, Journalisten, Verleger, selbstständiger Historiker und Sozialwissenschaftler die Promovierendentage jeweils eröffnet. Weitere Einzelvorträge kommen im Verlauf der Veranstaltung hinzu.
- *Zweitens* geht es darum, die politischen, sozialen und persönlichen Rahmenbedingungen zu thematisieren, mit denen Doktoranden während ihrer Promotionszeit konfrontiert sind. Insbesondere die Diskussion von typischen Problemen während der Promotionsphase soll ermöglicht werden. Integraler Bestandteil der Veranstaltung ist deshalb die „Stellvertreteridee“: Sie beinhaltet, dass jeweils zu Beginn der Veranstaltung sogenannte Stellvertreterpaare unter den Promovierenden gebildet werden. Das Anliegen ist, innerhalb dieser Paare im Verlauf der Veranstaltung einen persönlichen Austausch über Inhalt und Rahmenbedingungen des Promovierens zu ermöglichen. Unmittelbares Ziel ist dabei, das eigene Promotionsvorhaben und die Rahmenbedingungen, unter denen die Dissertation erarbeitet wird, so verständlich zu machen, dass es von dem jeweiligen Stellvertreter – dem Partner im Stellvertreterpaar – während der späteren Stellvertreterpräsentationen vorgestellt werden kann. Darüber hinaus soll sich der Austausch aber nicht auf inhaltliche und formale Punkte beschränken, sondern auch die atmosphärischen Rahmenbedingungen des Promovierens thematisieren. Letzteres ist auch Thema der sogenannten Morgenrunden, mit denen jeder neue Tag der Veranstaltung jeweils beginnt.

Neben diesem „Standardprogramm“ steht jedes Jahr ein Schwerpunktthema im Mittelpunkt der Veranstaltung:

- Im Jahr 2005 war dies die Frage, auf welche Weise die Promovierenden ihre Forschungsthemen und Thesen angemessen und ansprechend mündlich präsentieren können. Hierzu war eine professionelle Sprechtrainerin eingeladen, die rhetorische Grundkenntnisse vermittelte und gemeinsam mit den Teilnehmern mündliche Präsentationen vorbereitete, die das Dissertationsvorhaben des jeweiligen Stellvertreters vorstellten.
- 2006 wählte der jeweilige Partner aus dem Stellvertretergespräch einen Aspekt aus, über den er oder sie einen Text seiner oder ihrer Wahl verfasste. Auf der Grundlage von Gespräch und Text wurde in verschiedenen Gruppen einerseits inhaltlich über die Promotionsvorhaben diskutiert. Andererseits übten drei Journalistinnen, die während des gesamten Tagungszeitraums anwesend waren, in Zweier- und Einzelgesprächen professionelle Textkritik. In einer letzten Arbeitsphase konnten die Promovierenden die Ratschläge in ihre Texte einarbeiten. Alle verfassten Texte sind in einen Reader eingegangen, der für alle Teilnehmer am Ende der Veranstaltung gedruckt vorlag (Hüttmann/Krüger 2006).
- 2007 lautete der Schwerpunkt „Projektentwicklung und -organisation“. Dies umfasste im Rahmen eines Workshops, der unter der Überschrift „Doktorandencoaching“ von einer selbstständig tätigen Sozialwissenschaftlerin durchgeführt wurde, sowohl Techniken der Projekt- bzw. Promotionsentwicklung, zeitmanagementbezogene Arbeitstechniken, Strategien der Vernetzung, Methoden der Organisation von historischen Quellen sowie die Reflexion über Krisen und psychologische Dimensionen einer Promotion.
- 2008 schließlich konnte als Kooperationspartner das Geschichtsportal von Spiegel-Online gewonnen werden: Unter Mitwirkung einer Redakteurin von „einestages“³ standen Strategien des publikationsorientierten Schreibens wissenschaftlicher Texte im Vordergrund. Debattiert wurde zudem über neuere und popularisierende Formen medialer Geschichtsvermittlung, die mit Filmen, Dokumentationen und Reportagen eine breite Öffentlichkeit erreichen. Daran anschließende Fragen lauteten: Wie lässt sich das Verhältnis von Wissenschaft und popularisierter Geschichte beschreiben?

3 <http://www.einestages.de>.

Ist die Popularisierung von Geschichte für die Wissenschaft ein Fluch, oder bietet sich ihr durch das öffentliche Interesse an zeitgeschichtlichen Themen vielmehr eine Chance?

Die bisherigen Veranstaltungen fanden bei den durchschnittlich 25 Teilnehmerinnen und Teilnehmern, die jeweils aus dem gesamten Bundesgebiet (und gelegentlich auch aus dem Ausland) nach Wittenberg kamen, eine ausgesprochen positive Resonanz. Auf große Zustimmung trifft dabei insbesondere das dienstleistungsorientierte Tagungsprogramm: die Ermöglichung eines Erfahrungsaustauschs unter den Teilnehmern über Methoden, Theorie und Recherchemöglichkeiten auf der einen sowie über finanzielle und wissenschaftliche Rahmenbedingungen, persönliche Erfahrungen und Krisen auf der anderen Seite. Nicht zuletzt in den Feedback-Runden, welche die Veranstaltung traditionell beschließen, wird jeweils deutlich, dass aus der Perspektive der Promovierenden ein Bedarf nach Austausch und Vernetzung besteht.

Die Erfahrungen, die während der Promovierendentage gesammelt werden konnten, sind von den Veranstaltern systematisch ausgewertet worden und leiteten die Konzipierung des hier vorgelegten Handbuchs an.

Promovieren zur deutsch-deutschen Zeitgeschichte – Kontexte

1. Forschungsperspektiven und -desiderate der DDR-Geschichte¹

Ist die DDR-Forschung ein Auslaufmodell? Wenn nicht, welche Motive lassen sich hinter solchen Behauptungen vermuten? Welche Forschungslücken gibt es, welche Themengebiete sind noch weitgehend unerschlossen und welche vielversprechenden Zugänge, Konzepte und Ansätze fristen bisher eher ein Nischendasein? Welche Erkenntnischancen bietet die Einbettung der DDR-Geschichte in den deutschen, europäischen oder gar außereuropäischen Kontext?

Seitdem die DDR untergegangen ist, widmet sich die deutsche Historiografie der Geschichte des ostdeutschen Staates mit enormer Intensität. Doch mit der Bilanz von Jürgen Kocka von 2003, derzufolge die Geschichte der DDR als weitgehend erforscht gelten könne und im Übrigen zu sehr im eigenen Saft schmore (Kocka 2008), wird zunehmend an ihrer Existenzberechtigung gezweifelt. Hat die DDR-Forschung ihre Aufgaben also im Wesentlichen erledigt und ist sie damit ein „Auslaufmodell“ (so die Frage von Mählert/Wilke 2004)? Droht sie gar zur „Provinz der Zeitgeschichte“ zu verkommen und zur Bedeutungslosigkeit herabzusinken (Jarausch 2004a: 82)? Wenngleich die DDR-Forschung durchaus Mängel aufweist, stellt sich die Frage, ob die Krisendiagnose neben sachlichen nicht auch andere Hintergründe hat. Denn die immer noch vergleichsweise gut ausgestattete DDR-Forschung weckt Begehrlichkeiten, obwohl auch hier Fördersummen und Zahl der Projekte rückläufig sind. Wie schnell aus dem DDR-Boom ein Schrumpfungsprozess wird, hängt vor allem davon ab, inwieweit die Forschung als Teil der „Aufarbeitung“ der Diktaturen

1 Stark gekürzte und aktualisierte Fassung des Aufsatzes von Bispinck et al. (2004).

des 20. Jahrhunderts politische und öffentliche Relevanz behaupten und damit Förderung erwarten kann.

Öffentliche Erwartungen an die DDR-Forschung sind immer gegeben. Dies führt dazu, dass Kontroversen um die DDR-Geschichte – ähnlich wie zum Nationalsozialismus – oftmals geschichtspolitisch aufgeladen sind. Nichts zeigte dies deutlicher als der 50. Jahrestag des Volksaufstands vom 17. Juni 1953, aus dessen Anlass eine Flut von wissenschaftlichen Tagungen, Veröffentlichungen, Gedenkveranstaltungen und Fernsehdokumentationen geradezu in einem „medialen Overkill“ (Ohse 2003: 925) kulminierten. Damit einher ging der Versuch einiger DDR-Forscher, den Volksaufstand in den Rang einer Revolution zu heben, um ihn so als nationalen Gedenktag aufzuwerten und ihn als positive (ost-)deutsche Gründungslegende der neuen Bundesrepublik zu etablieren (Eisenfeld et al. 2004).

Vor dem Hintergrund öffentlicher Interessen gewinnt der Kampf um die Meinungsführerschaft in der DDR-Forschung besondere Schärfe. Wer sich hier durchsetzen kann, erhöht die Chance, auch künftig an knappe Ressourcen zu gelangen. Auch dies erklärt, warum angesichts der angeblichen Krise der DDR-Forschung ein Wechsel – weg vom staatlich-nationalen hin zum transnationalen, zum europäischen oder globalen Paradigma – vorgeschlagen wird. Im Fall der DDR dürfte die Forderung, die vermeintlich veralteten Kategorien Staat und Nation über Bord zu werfen (vgl. Jarausch 2004b: 22 f.), eher den Relevanzverlust der DDR-Geschichte innerhalb der Zeitgeschichte bewirken. Denn die Nation und der Staat bildeten trotz Überwölbung durch die Blockstrukturen und säkulare Prozesse auch nach 1945 wesentliche politische und gesellschaftliche Bezugsrahmen. Selbst jene Ansätze, die sich von der Ebene der Staatlichkeit zu lösen versuchen, setzen implizit deren Relevanz voraus. Wer nach transnationalen Beziehungen fragt, erkennt eben auch das Nationale als wirkmächtig an.

Die Aufgabe lautet daher nicht, einen einheitlichen neuen Forschungstrend zu zementieren, sondern möglichst viele verschiedene Zugangsweisen zu testen, die dem Gegenstand DDR angemessen sind. Zeitgeschichte bewegt sich immer in einem vielschichtigen „dynamischen Mehrebenensystem“ zwischen „Regionalisierung, Nationalstaat, Europäisierung, internationaler Arena und Globalisierung“, sie entzieht sich einseitigen Festlegungen und erfordert „ein wachsendes Bewusstsein für verschiedene Ebenen historischer Prozesse“ (Gehler 2001: 194).

Das gilt für die DDR als eigenes Forschungsfeld, als deutsche Teilgesellschaft und deutscher Teilstaat, als Bestandteil (Ost-)Europas, als Haus im „Global Village“ und als Teil deutscher Geschichte im 20. Jahrhundert.

1.1. Die DDR als eigenständiges Forschungsfeld

Die genuine Beschäftigung mit der DDR bleibt von zentraler Bedeutung, weil es hier nicht nur um neue Erkenntnisse geht, sondern auch um die Neubewertung von vermeintlich wohlbekanntem Interpretationen und Fakten. Dazu zählen etwa die seit der Arbeit von Monika Kaiser (1997) vertretene einseitige Auffassung von Ulbricht als Reformers des Sozialismus, aber auch die immer noch weitverbreiteten Vorstellungen einer monolithischen Hegemonialpartei sowie einer Planwirtschaft, die starke Kontinuitäten zur NS-Kriegswirtschaft aufgewiesen habe.

Zugleich sind wichtige Themengebiete noch immer weitgehend unerforscht. Das gilt etwa für die Strukturbedingungen politischen Handelns in der DDR. Wer die Funktionsmechanismen des politischen Systems und ihre Veränderungen erforschen will, muss nicht nur formelle Organisationsstrukturen, sondern auch das informelle Netzwerk-Handeln unterschiedlicher Funktionsgruppen analysieren. Denn hinter der Fassade des scheinbar monolithischen Herrschaftssystems bestanden zahlreiche Interessengegensätze und Bündniskonstellationen. Politische Entscheidungen waren vielfach nicht Ergebnis gemeinsamen, zielgerichteten Handelns, sondern durch Gruppenkonflikte bestimmt. Um Netzwerkstrukturen in den Funktionsapparaten historisch fassbar zu machen, bietet sich beispielsweise ein gruppenbiografischer Zugang an. Auch zur Bestimmung des Verhältnisses von Individuum und „Kollektiv“ vermag die neuere Biografieforschung durch die Verbindung struktur- und biografiegeschichtlicher Ansätze und die Berücksichtigung kulturgeschichtlicher Fragestellungen Wichtiges beizutragen. Für die Untersuchung der DDR als politisch dominiertem Gesellschaftssystem ist somit ein moderner, avancierter politikgeschichtlicher Zugriff empfehlenswert.

Auch das komplizierte Wechselverhältnis von diktatorischem Herrschaftsanspruch und den darauf bezogenen gesellschaftlichen Reaktionsmustern ist erst für einige Bereiche ausgelotet. Ziel einer Sozialgeschichte von Herrschaft

muss es sein, die Eigendynamik gesellschaftlichen Handelns jenseits von Anpassung und Widerstand zu analysieren, ohne Gewalt und Repression aus dem Blickfeld zu verlieren. Zum Komplex Resistenz-*Opposition*-Widerstand sind zahlreiche Publikationen erschienen, ohne dass sich hier ein tragfähiges und differenziertes Konzept herauskristallisiert hätte, das mit den Ansätzen der regionalgeschichtlich ausgerichteten Forschungsprojekte zur NS-Zeit vergleichbar wäre (vgl. etwa Broszat et al. 1977–1983). Außerdem gibt es immer noch relativ wenige sozialgeschichtliche Untersuchungen zu einzelnen Bevölkerungsschichten oder Berufsgruppen. Wenngleich inzwischen die Entwicklung der ostdeutschen Arbeiterschaft relativ gut erforscht ist, müssten Untersuchungen zu den Staatsangestellten oder der Nomenklatur in Staat und Partei weiter vorangetrieben werden. Unterbelichtet sind des Weiteren der Gender-Aspekt sowie mentalitäts- und erfahrungsgeschichtliche Ansätze.

Seit einiger Zeit wird gefordert, nicht so sehr die Krisenhaftigkeit, sondern vor allem die „relative Stabilität“ und das „lange Überleben“ der DDR zu erklären. Auf der Suche nach den „Bindungskräften“² innerhalb der ostdeutschen Gesellschaft wird jedoch oft übersehen, dass die DDR ohne den Kalten Krieg undenkbar war: Erst die Konfrontation der Blöcke führte zur Bereitschaft der Sowjetunion, die Existenz des ostdeutschen Staates zu garantieren, sowie zur Abschließung der DDR vom Westen. Außerdem wurde die DDR von ihrem Anfang bis zu ihrem Ende von einem sich ständig verfeinernden Repressionsapparat am Leben erhalten. Die Bereitschaft zu dessen Einsatz schwankte indes im Verlauf der Geschichte, sodass zeitweise auf andere Mittel zur Herrschaftsstabilisierung zurückgegriffen wurde. Daher muss beispielsweise die Erforschung der DDR-Sozialpolitik intensiviert werden. Die tief greifende Prägekraft der Sozialpolitik gegenüber sozialen Strukturen und kulturellen Werthaltungen sowie deren langfristige Nachwirkungen widersprechen der schablonenhaften Einschätzung von der DDR als „gescheitertem Sozialstaat“. Desiderata bestehen des Weiteren im Hinblick auf das Wechselverhältnis von Sozial-, Konsum- und Wirtschaftspolitik sowie hinsichtlich der wirtschaftshistorischen Entwicklung, insbesondere in der Ära Honecker. Überblicksdarstellungen zu einzelnen Sektoren der DDR-Geschichte liegen zwar vor, harren aber noch der Einbettung

2 So der umstrittene Begriff in den „Empfehlungen der Expertenkommission zur Schaffung eines Geschichtsverbundes ‚Aufarbeitung der SED-Diktatur‘“ (Klier 2007: 34).

in eine differenzierte Gesamtdarstellung. Spezifische Forschungen zur DDR-Geschichte sind also auch weiterhin notwendig. Dabei geht es um die Schaffung unerlässlicher Voraussetzungen, um DDR-Forschung anschlussfähig für größere Zusammenhänge in der Zeitgeschichte zu machen.

1.2. Die DDR im Kontext der deutschen Geschichte

Die DDR als Teil der deutschen Geschichte zu betrachten, bietet Erkenntnis-chancen sowohl für den Gegenstand selbst als auch für die deutsche Geschichte seit dem Kaiserreich. Hier verschränkt sich die Auseinandersetzung zwischen Demokratie und Diktatur zur Signatur des 20. Jahrhunderts. Dabei geht es nicht um eine neue, auf 1989 zulaufende Meistererzählung, sondern um eine Historisierung der DDR. Ansatzweise ist dies bereits in Gesamtdarstellungen der doppelstaatlichen Geschichte und in vergleichenden Analysen unter Einbeziehung der gemeinsamen Vorgeschichte geschehen. Zwei Zugänge scheinen in diesem Zusammenhang besonders vielversprechend zu sein: zum einen die Einbettung der DDR in Längsschnittanalysen, zum anderen ihre Verortung in einer Abgrenzungs-, Beziehungs- und Kontrastgeschichte mit der Bundesrepublik. Damit rücken stärker als bisher wesentliche Determinanten ins Blickfeld, die die Entwicklung der SED-Diktatur prägten: das sowjetische Modell, Perzeptionen und Traditionen der kommunistischen Arbeiterbewegung, ältere strukturelle und gesellschaftliche Traditionsüberhänge oder die Wirkung des westlichen Konkurrenzstaates.

Längsschnittuntersuchungen liegen quer zur neuerdings vorgeschlagenen Segmentierung der Forschungen zum 20. Jahrhundert in „ältere“ Zeitgeschichte vor 1945, „neuere“ Zeitgeschichte 1945–1989 und „neueste“ Zeitgeschichte nach 1989 (vgl. Schwarz 2003; Editorial 2004). Sie hinterfragen die Tiefenwirkung solcher Zäsuren und beugen dem Risiko vor, Kontinuitätsstränge zu unterschätzen. Zugleich bietet sich als weiterer Vorteil, damit implizit vergleichende Analysen von NS- und SED-Diktatur zu liefern. Nachdem sich das Potenzial systematischer, an Totalitarismustheoremen orientierender Vergleiche als begrenzt herausgestellt hat, erscheint dieser Zugriff mit komparativen Elementen fruchtbarer. In vielen Fällen ist es erkenntnisfördernd, den Fragehorizont durch die Einbeziehung der Weimarer Republik zu erweitern.

Dabei geht es nicht nur um den Aspekt, welche Phänomene diktaturtypisch oder systemübergreifend sind. Forschungspragmatische Gesichtspunkte legen es vielmehr nahe, solche Studien mit sehr langem Untersuchungszeitraum thematisch eng zu konzentrieren. Der Betrieb, die Region, die Kommune, die Schicht und das Milieu sind beispielsweise geeignete, aber bisher nur wenig beleuchtete Felder, auf denen der Doppelfrage nach Kontinuität und Wandel sowie nach Überformung durch zwei Diktaturen nachgegangen werden kann.

Auch die Frage nach dem Verhältnis von Herrschaft und Gesellschaft lässt sich im Längsschnitt gewinnbringend diskutieren. Die Feststellung, dass im Westen Deutschlands der Nationalsozialismus die zwölfjährige Unterbrechung einer Demokratiegeschichte markierte, während er im Osten den Auftakt einer fast 60 Jahre währenden diktatorischen Entwicklung bedeutete, klingt zunächst banal. Was aber bedeutete dies im Verlauf des 20. Jahrhunderts für das Verhältnis von Gesellschaft und Staatsmacht oder für das Verhältnis von Individuum und Verwaltung? Insbesondere wenn man sich von der Denkfigur der einfachen, politisch-diktatorischen Steuerbarkeit sozialer Prozesse löst und stärker das Fortbestehen vielfältiger gesellschaftlicher Interessengegensätze und deren Einwirkung auf das Verhältnis von Gesellschaft und Politik in Augenschein nimmt, ergibt sich ein produktives Untersuchungsfeld. Aufs Ganze gesehen finden wir eine stetige und in der DDR eutrophe Zunahme obrigkeitsstaatlicher Regulierungsansprüche gegenüber sozialen Prozessen und die Zurückdrängung gesellschaftlicher Selbstorganisation. Wenn auch in unterschiedlichem Maße, so versuchten doch beide Diktaturen im Unterschied zur Weimarer Republik, „mittels ‚sozialer Sicherheit‘ politische Partizipationsansprüche stillzustellen“ (Hockerts 1998: 14). Gerade auf der mittleren Ebene, der Schnittstelle zwischen Staat und Gesellschaft, auf der die Bürokratien der Diktatur mit Gesellschaft und sozialen Problemen konfrontiert wurden, zeigt sich ein Konfliktfeld, auf dem diese Ansprüche als fundamentale Interessengegensätze auch politisch zu verarbeiten waren.

Dass die Bundesrepublik ein wichtiger Bedingungsfaktor der Entwicklung der DDR war, ist eine zwar häufig wiederholte, in der Forschungspraxis aber kaum berücksichtigte Aussage. Erst in jüngster Zeit wird vermehrt die Frage gestellt, in welchen Koordinaten die deutsche Nachkriegsgeschichte im Spannungsfeld von teilstaatlicher Abgrenzung und deutscher Einheit zu vermessen sein könnte. Hier werden vergleichende Untersuchungen von Bundesrepublik

und DDR sowie die Analyse von innerdeutschen Transfers und der wechselseitigen Perzeptionen vorgeschlagen. „Synthesekerne“ (Hockerts 2004: IX) vor allem komparativer Zugriffe können säkulare Prozesse wie etwa die sozio-ökonomische Krise der Industriegesellschaften seit Mitte der sechziger Jahre sein; mit dem Theorem der „reflexiven Modernisierung“ (Ulrich Beck) lassen sich z. B. Phänomene wie Unterbeschäftigung oder Umweltproblematik vergleichen; Paradigmen wie das der „Wissengesellschaft“ sollten auf ihre Tragfähigkeit im deutsch-deutschen Zusammenhang geprüft werden.

Innovationspotenzial hat auch der Blick auf das Beziehungsgeflecht zwischen beiden deutschen Staaten. Die Anregung, Bundesrepublik und DDR in ihrem Verhältnis von „Verflechtung und Abgrenzung“ (Kleßmann 1993) zu analysieren, wurde allerdings bisher selten aufgenommen. Dabei geht es jedoch nicht nur um die vertiefte Behandlung deutsch-deutscher Kontakte und darum, bei der Untersuchung DDR-spezifischer Themen westlichen Einflüssen größere Beachtung zu schenken, sondern auch um die Thematisierung bestimmter Aspekte der Parallel-, Kontrast- und Verflechtungsgeschichte beider Staaten in eigenen Untersuchungen. Einen Zugang eröffnet die Analyse der wechselseitigen Wahrnehmung oder auch Nichtwahrnehmung von politischen Entscheidungen, Programmen und Ideen sowie von gesellschaftlichen und politischen Prozessen in den jeweiligen Teilstaaten.

Damit ist nicht beabsichtigt, die ost- und westdeutsche Nachkriegsgeschichte ausschließlich aus den wechselseitigen Bezügen zu erklären. Vielmehr sind aus der deutsch-deutschen Sondersituation resultierende Faktoren zu identifizieren, die die jeweilige Entwicklung mit prägten. Dabei bietet sich ein differenziertes Vorgehen an, das zeitliche und sektorale Unterschiede berücksichtigt. So stellt sich etwa die Frage, inwieweit sich beide Staaten in ihren jeweiligen Bildungsreformen in den sechziger Jahren wechselseitig beeinflussten und die Bildungsexpansion in Ost und West auch Ergebnis dieses Prozesses war. Auffallend ist darüber hinaus die Parallele in der Diskussion über den Schwangerschaftsabbruch Ende der sechziger/Anfang der siebziger Jahre, die in der DDR 1972 zur Einführung der Fristenregelung führte. Gab es hier wechselseitige Einflüsse? Einen ersten Versuch, sich diesen und anderen Fragen für zentrale Themenfelder der deutsch-deutschen Geschichte anzunähern, stellt der Sammelband des Instituts für Zeitgeschichte „Das doppelte Deutschland“ (Wengst/Wentker 2008) dar.

1.3. Die DDR in europäischer Perspektive

Dass eine „vergleichende europäische Geschichte“ zu „den wichtigsten Desideraten auch der Zeitgeschichte“ gehöre, wird mittlerweile ohne weitere Begründung verkündet (Dülffer 2004: 63). Doch Historiker, die einer nationalistischen Sinnstiftungsfunktion von Geschichtsschreibung zu Recht ideologiekritisch gegenüberstehen, sollten die Gefahr entsprechender Funktionalisierung der modischen europäischen Perspektive nicht übersehen. Allein mit einer „kritischen Europageschichte“, die deren negative Aspekte „genauso ernst“ nehmen will wie „positive Seiten von Transaktionen und Integrationsprozessen“ (Jarausch 2004c: 3 f.), entrinnt man einer problematischen Erfolgsgeschichte nicht, die in der „Wiederkehr Europas“ zu Beginn des 21. Jahrhunderts mündet.

Methodisch mag es in mancher Hinsicht reizvoll sein, die DDR aus einer europäischen Perspektive zu untersuchen, doch dies als „Königsweg“ zu betrachten, führt zu weit. „Verinselung“ und „Europäisierung“ sollten dabei nicht allein als Gegensätze konstruiert werden, denn „Europäisierung“ könnte, wenn sie zu weit getrieben wird, nur die neueste Form von „Verinselung“ sein. Verfechter einer „DDR-Zeitgeschichte in europäischer Absicht“ sehen zwar in dem über Jahrzehnte eingemauerten SED-Staat ein „ideale[s] Forschungsfeld einer vielfältigen *histoire croisée* internationaler Verflechtungen, Kooperationen und Konkurrenzen“ (Lindenberger/Sabrow 2008: 170). Sobald es aber konkret werden soll, präsentieren sie überwiegend Beispiele, die sich allein auf den sowjetischen Ostblock oder das deutsch-deutsche Verhältnis beziehen.

Wenngleich der Ertrag einer „Europäisierbarkeit“ der DDR nicht zu hoch anzusetzen ist, sollte man auch nicht in das andere Extrem verfallen. Eine Reihe neuerer Betrachtungen zur europäischen Zeitgeschichte blendet nämlich nicht allein die DDR, sondern ganz Osteuropa nahezu aus.³ Skizzen zur politischen, aber auch zur kulturellen Integration Europas nach 1945 bleiben fast völlig auf Westeuropa fokussiert, während eine parallele, aber andersgeartete Integration Osteuropas kaum thematisiert wird. Nirgends wird geklärt, inwieweit sich Integrationsmuster in Osteuropa von denen im Westen unterscheiden oder ob blockübergreifende gesamteuropäische Phänomene wirkten.

3 Dies gilt nicht für das große Werk von Tony Judt (2006).

Bis zu welchem Grade war zum Beispiel die in Osteuropa breitenwirksame Erfahrung sozialer Nivellierung und gleichzeitiger sozialpolitischer Grund- sicherung eine blockweite Kollektiverfahrung? Für welche Personengruppen erzeugten jene bilateralen, um 1960 entstandenen Abkommen zur Sozialpolitik im Ostblock eine staatenübergreifende Lebenswirklichkeit? „Europa“-Konzepte im osteuropäischen Blocksystem sollten daher nicht allein auf die Fortexistenz teils nostalgischer, teils antisowjetischer Denktraditionen hin untersucht werden, da auch die – von Fall zu Fall unterschiedliche – Tendenz zur Sowjeti- sierung großräumige „osteuropäische“ Erfahrungen hervorrufen konnte.

Besonders die Analyse der transnationalen (freilich nicht auf Europa be- schränkten) Kontakte unter Intellektuellen und Künstlern, wie sie sich über den ostblockinternen Kulturaustausch entwickelten, erscheint vielversprechend. Kulturpolitik war für die schwierige Integration des sowjetisch beherrschten Ostblocks ein wichtiges Medium, das über symbolische Ereignisse wie Kultur- oder Sportveranstaltungen transnationale Erfahrungsräume für bestimmte Personengruppen schuf. Auch die DDR nutzte diese Chance zur blockinternen Integration und Akzeptanzsteigerung frühzeitig und gezielt.

In der Sozialpolitik hemmten nationale Pfadabhängigkeiten und unter- schiedliche volkswirtschaftliche Rahmenbedingungen zwar die Bildung eines einheitlichen Rechtsraumes. Dennoch lassen sich schon für die fünf- ziger Jahre Beispiele für grenzüberschreitenden Wissenstransfer zwischen sozialpolitischen Experten aufzeigen. Dieser ergab sich aus transnationalen Gewerkschaftskontakten sowie beispielsweise aus der Orientierung des DDR- Ministeriums für Gesundheitswesen an sowjetischen Vorbildern für Finanz- beihilfen für Blinde 1959; außerdem war er die notwendige Folge gewollter Strukturanpassungen – wie etwa im Sozialversicherungsrecht zur Erleichterung grenzüberschreitender Arbeitsmigration.

Nicht nur in der Sozialpolitik war Osteuropa viel stärker durch Bilateralität als durch Supranationalität geprägt. Freilich wird die hier diskutierte europäische Dimension erst mit der Einbindung des ostdeutschen Staates in die internati- onalen Ostblockorganisationen wie den Warschauer Pakt oder den Rat für gegen- seitige Wirtschaftshilfe (RGW) berührt. Doch handelte es sich dabei wirklich um eine der westeuropäischen Integration vergleichbare „Ost-Integration“ (Dülf- fer)? Im Unterschied zur Europäischen Gemeinschaft (EG), aus der die Euro- päische Union (EU) hervorging, war der 1949 gegründete RGW „eher zufällig

ein europäisches Projekt“ (Thum 2004: 384), denn er zielte prinzipiell auf (sozialistische) Globalität. Weitere Unterschiede zur EG waren die Dominanz einer einzigen Hegemonialmacht sowie die begrenzte supranationale Integrationskraft des RGW. Zu klären bleibt, weshalb es trotz aller Verflechtungsansätze im Unterschied zu Westeuropa nicht gelang, die Abschottung der Volkswirtschaften zu überwinden und eine vertiefte Wirtschaftsintegration zu erreichen.

Größere Forschungslücken klaffen auch hinsichtlich der militärischen Zwangsintegration des Ostblocks im Warschauer Pakt. Trotz der in letzter Zeit erschienenen Arbeiten zur Geschichte des östlichen Militärbündnisses (Umbach 2005; Mastny/Byrne 2005; Diedrich et al. 2008) gibt es kaum Monografien über die Rolle der DDR und deren Zusammenwirken mit ihren Koalitionspartnern. Nur durch intensive Kooperation zwischen Wissenschaftlern aus allen ehemaligen Bündnisländern wird zu klären sein, welche Handlungsspielräume die Einzelstaaten im Warschauer Pakt besaßen und inwiefern diese zum Aufbau wirklicher Koalitionsstrukturen genutzt wurden. Diese Spielräume fanden ihre Grenzen an der geringen sowjetischen Bereitschaft, Entscheidungskompetenzen abzugeben. Außerdem hegten Teile der sowjetischen Führung selbst gegen partielle osteuropäische Integrationsbestrebungen im Verteidigungsbündnis tiefes Misstrauen.

Gleichwohl muss gerade im militärischen Sektor nach den unterschiedlichen Graden internationaler Kooperation der Funktionseliten gefragt werden, da diese zu länderübergreifenden Netzwerkstrukturen geführt haben könnte, mit entsprechenden Folgewirkungen für die parallele Militarisierung der sozialistischen Gesellschaften in Osteuropa. Ein europäischer Forschungsansatz darf freilich keineswegs den Blick dafür trüben, dass der Warschauer Pakt weniger auf die osteuropäische Integration als die Sicherung der sowjetischen Hegemonie über Osteuropa ausgerichtet war. Bemühungen um eine stärkere Integration gab es zwar, sie wurden aber nicht nur von Moskau unterbunden, sondern immer wieder, wie das Beispiel Rumänien zeigt, durch nationale Alleingänge unterlaufen. Dass jeder Mitgliedstaat eifersüchtig über seine „nationalen“ Kompetenzen wachte, führte neben der sowjetischen Vorherrschaft letztlich dazu, dass der Warschauer Pakt als integratives Militärbündnis ein Torso blieb.

Eine über die Systemgrenzen des Ostblocks hinausgreifende Europapolitik des SED-Staates wurde bisher kaum zusammenhängend untersucht, da für die

DDR der Stellenwert „Europas“ deutlich niedriger war als für die Bundesrepublik. Außerdem war die Europapolitik der SED-Führung im Wesentlichen auf Osteuropa ausgerichtet, ohne sich freilich darin zu erschöpfen. Im Rahmen ihrer Europapolitik bekämpfte sie nicht nur verbal die westeuropäische Integration, sondern zielte auch auf andere nord- und westeuropäische Staaten. Die bemerkenswerteste Variante war das Bemühen der DDR um die kultur- und sicherheitspolitisch begründete Einbeziehung der Staaten Skandinaviens in eine blockübergreifende Ostsee-Identität in den „Rostocker Ostseewochen“. Grundsätzlich blieb diese „gesamteuropäische“ Politik der DDR jedoch durch ihre propagandistische Zielsetzung beschränkt, und das Ostsee-Experiment wurde Mitte der siebziger Jahre abgebrochen, da sich der DDR vermeintlich bessere Foren zur internationalen Selbstdarstellung boten.

Die Beteiligung der DDR an der Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (KSZE) war ein Höhepunkt ihrer Europapolitik. Bedeutete für die SED-Führung die KSZE vor allem das Eintrittsbillet zur internationalen Gipfeldiplomatie, so ließen deren innenpolitische Rückwirkungen diese Konferenz in gesamteuropäischer Dimension brisant werden: Die Bestimmungen der KSZE-Schlussakte über Meinungs- und Informationsfreiheit lösten in der DDR wie auch in anderen Ostblockstaaten regimekritische Debatten aus, die zugleich dem Westen rechtlich legitimierte Einmischungsmöglichkeiten boten. Transnationale Wechselwirkungen – etwa der Einfluss der tschechoslowakischen Dissidentenbewegung Charta 77 auf die DDR – wären hier ebenfalls zu prüfen, wie denn die Rückwirkungen der zunehmenden Interdependenz im internationalen System auf die DDR längst nicht zufriedenstellend untersucht sind. Es ist eine offene Frage, inwiefern neben einer solchen Rechtsgrundlage auch ideengeschichtliche Europa-Konzepte (z. B. „Mitteleuropa“) ein Motiv oder Instrument der entstehenden Bürgerrechtsbewegung darstellten.

1.4. Die DDR und die außereuropäische Welt

Für die DDR-Forschung sind die Bezüge zur außereuropäischen Welt genauso wichtig wie die bisweilen überschätzte Europa-Perspektive. Dies zeigt etwa die Handlungsebene der UNO. Die UNO-Politik der DDR zwischen 1949 und 1973, die als einziges Ziel die internationale Anerkennung verfolgte, ver-

weist auf die Heteronomie des SED-Staates gegenüber der Sowjetunion und der Bundesrepublik: Erst die Abmachungen zwischen Moskau und Bonn eröffneten den Weg zur gleichzeitigen Aufnahme beider deutscher Staaten in die UNO 1973. Inwieweit sich die UNO-Politik der DDR danach in Propaganda und Selbstdarstellung erschöpfte, ist freilich noch genauso ungeklärt wie die Frage, ob der Ost-Berliner Führung bewusst war, dass sie mit der Unterzeichnung der UNO-Charta und des im Rahmen der Vereinten Nationen verabschiedeten Menschenrechtspaktes Verpflichtungen einging, die sie in die Defensive drängten.

Die außereuropäische Politik der DDR konzentrierte sich zunächst auf Staaten der kommunistischen Welt, insbesondere auf die Volksrepublik China. Doch wurde seit der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre die sich entkolonialisierende Dritte Welt von der DDR als breiteres Handlungsfeld entdeckt, um hier gegen den Alleinvertretungsanspruch der Bundesrepublik vorzugehen. Angesichts der Auflösung des portugiesischen Kolonialreichs und des Staatsstreichs in Äthiopien sah die DDR – an der Seite der Sowjetunion – mehr Möglichkeiten für eine aktive Außenpolitik in der Dritten Welt, in der sich die DDR nun mehr als bisher engagierte, sodass sie als Akteur in der zweiten Reihe internationaler kommunistischer Militär- und Entwicklungspolitik ernst genommen werden muss. Zwar lässt sich der militärische Anteil der ostdeutschen Südpolitik im Verhältnis zu wirtschafts- und entwicklungspolitischen Anteilen noch nicht exakt bestimmen, doch darf die prinzipielle Ausrichtung am aggressiven Ziel der Ausbreitung des Sozialismus sowjetischen Typs ebenso wenig unterschätzt werden wie der militär- und repressionspolitische Wissenstransfer für verbündete diktatorische Regierungen oder „Befreiungsbewegungen“ in der Dritten Welt.

Trotz der vielfältigen Versuche, auch in den entlegensten Winkeln der Erde Kontakte zu knüpfen, setzte die DDR-Führung beim Umgang mit Fremden aus Entwicklungsländern innerhalb des eigenen Staates auf Abgrenzung. „Völkerfreundschaft“ blieb für die große Mehrheit der Bevölkerung eine politische Parole ohne lebensweltliche Folgen. Jedoch muss der kirchlichen Arbeit im Hinblick auf Jugendbegegnungen oder Gemeindepatenschaften dabei mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden. Ähnliches gilt für den kulturellen Sektor von der Wissenschaft bis zu den schönen Künsten, bei denen zumindest ein Stück Weltoffenheit anzutreffen war.

Überhaupt ist das Spektrum der Bilder von Fremden, insbesondere aus der Dritten Welt, in der DDR-Gesellschaft klärungsbedürftig. So wies die frühe DDR-Publizistik zu Afrika einen Unterton begeisterter „weißer“ Entdeckerliteratur aus früheren Epochen auf, bevor die offiziellen Afrika-Vorstellungen stärker politisiert wurden. Die Wahrnehmungen des Fremden wurden zudem durch interkulturelle Begegnungen beeinflusst: Ausländer füllten in der DDR ganz unterschiedliche Rollen als Asylanten, Studenten, Künstler oder Vertragsarbeiter. Umgekehrt entsandte die DDR „Auslandskader“ für die unterschiedlichsten Aufgaben in die Dritte Welt, über deren Erfahrungen man bis jetzt nur wenig weiß. Die daraus resultierende Vielschichtigkeit der Bilder von der fremden Welt in Politik, Öffentlichkeit und Bevölkerung ist bisher kaum untersucht.

Angesichts der Vielzahl unterschiedlicher Bezugsräume und daran anknüpfender Forschungsperspektiven lässt sich eine historische Einordnung der DDR keineswegs auf die modische Ebene der „europäischen Geschichte“ beschränken. Letztlich wird jeder verabsolutierte „Königsweg“ zur Sackgasse. Geeigneter erscheinen methodische Theoreme, die einem modernen politik- oder kulturgeschichtlichen Ansatz mit internationaler Ausrichtung den Vorzug geben.

1.5. Fazit

Bei der Diskussion der unterschiedlichen Ansätze zur Erforschung der DDR-Geschichte ist die besondere Rolle des Politischen, also von Herrschafts- und Machtverhältnissen, deutlich geworden. Gleichgültig, ob die DDR in den Gesamtverlauf der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts, in die deutsche Teilungsgeschichte nach 1945, in den (ost-)europäischen oder internationalen Zusammenhang eingeordnet wird – die zentralen Akteure finden sich im Herrschaftsapparat. Die gesellschaftlichen Subsysteme hingegen entwickelten nie die Autonomie, die ihnen in pluralistisch-demokratischen Systemen zukommt. Dies beeinträchtigte auch transnationale Beziehungen im Sinne gesellschaftlicher Kontakte und interkulturellen Austauschs. Die hohe Relevanz des Politischen bedeutet aber nicht, dass DDR-Geschichte primär unter Zugrundelegung von Modellen linearer oder totalitärer Herrschaft erforscht werden sollte. Nicht

nur in der Gesellschaft, sondern auch in den Apparaten herrschten komplexere Verhältnisse, als durch die Vorstellung von diktatorischer Herrschaft und einfacher Steuerung suggeriert wird.

Die diktaturbedingte Dominanz des Politischen in der DDR erfordert einen avancierten politikgeschichtlichen Untersuchungsansatz in weitaus größerem Maße als die Analyse demokratischer Gesellschaften. Das Politische in der DDR beschränkte sich freilich nicht auf das Politbüro. Für eine integrative politikgeschichtliche Analyse muss daher das Set potenzieller Akteure erweitert werden. Dabei ist vor allem an die bisher weitgehend unterbelichtete Rolle der Apparate und Verwaltungen im Verhältnis zur SED-Führung, aber auch an gegensätzliche Interessen gesellschaftlicher Gruppen oder an die Politik begrenzende Funktion von Traditionsbeständen zu denken. Des Weiteren gilt es, das Methodenarsenal zu erweitern. Dabei sollen nicht Modelle und Methoden, die zur Analyse westlich differenzierter Gesellschaften entwickelt wurden, auf die DDR angewendet werden. Es kommt vielmehr darauf an, Politikgeschichte und Diktaturanalyse mit den Methoden der Sozial-, Wirtschafts-, Gesellschafts- und Kulturgeschichte jeweils themenbezogen zu kombinieren.

Ein solcher integrativer politikgeschichtlicher Untersuchungsansatz erscheint nicht nur auf der (gesamtstaatlichen) Makroebene, sondern vor allem auf der mittleren Ebene besonders ertragversprechend. Denn in einer Region ist die Verschränkung von Herrschaft und Gesellschaft meist besser zu greifen als aus dem Blickwinkel der Zentrale, die den Staat oder die Gesellschaft als Ganzes zu steuern versucht. Hier kann am ehesten verdeutlicht werden, dass Herrschaft in der DDR zwar nicht auf Aushandlungsprozessen zwischen gleichen Akteuren, aber zumindest auf Interaktionen staatlicher und gesellschaftlicher Akteure basierte. Über diese mittlere Untersuchungsebene ist die DDR-Forschung besonders anschlussfähig an einige der dargestellten Ansätze. So können über das Jahr 1945 hinausgehende Längsschnittuntersuchungen die Bedeutung politischer Zäsuren für die Lebenswelt der Menschen relativieren; sie können die Frage nach den Spezifika von ostdeutschen Entwicklungen in ihrem Verhältnis zur vorangegangenen gesamtdeutschen Geschichte beantworten; schließlich ermöglicht diese Art von regionalgeschichtlicher Forschung interregionale Vergleiche, sei es auf deutsch-deutscher, sei es auf europäischer Ebene.

Auch zur Erhellung interner Strukturen politischer Herrschaft kann eine integrative Politikgeschichte Wesentliches beitragen. Hinter die Fassaden des

scheinbar monolithischen Herrschaftssystems kann man nur blicken, wenn Zusammensetzung und Aktivitäten der Herrschaftsträger untersucht und interne Akteurskonstellationen sowie ihre Interaktionen aufgedeckt werden. Wer Funktionen und Dysfunktionen des politischen Systems und dessen Veränderungen erklären will, muss das informelle Netzwerk-Handeln von Funktionsgruppen viel stärker als bisher berücksichtigen. Hier liegt auch die Bedeutung einer akteurszentrierten Erforschung von Politik, die sich sinnvoll mit den übergeordneten Perspektiven auf die DDR-Geschichte verknüpfen lässt. Denn die Einbindung der DDR in den Ostblock erfolgte nicht nur über Organisationen und formalisierte Verfahren, sondern auch über die bislang wenig beachteten transnationalen Funktionsnetzwerke und Interessengruppen.

Die vorgeschlagene Einbindung der DDR-Vergangenheit in die deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts sowie ihre Einordnung in das „dynamische Mehrebenensystem“ europäischer und internationaler Zusammenhänge eröffnen wichtige Perspektiven auf die ostdeutsche Vergangenheit. Aber eine solche Einordnung kann nur dann gelingen, wenn man die DDR zuallererst selbst ernst nimmt – und sie folglich auch in Zukunft ernsthaft untersucht, statt sie ins „kognitive Nirwana“ zu entlassen.

2. Konturen und Entwicklungstendenzen der DDR-Forschung

Herausforderungen zeithistorischer Promotionsthemen

Welche Trends und Konjunkturen gibt es in der DDR-Forschung? Welche Forschungsergebnisse wurden bereits erbracht, zu welchen Fragen an die DDR-Geschichte stehen sie noch aus? Welche ethische Position könnte einer angemessenen zeithistorischen Forschung zugrunde liegen?

Zeitgeschichte als Teildisziplin der Geschichtswissenschaft ist ein politisch vermintes Gelände. Wer es betritt, sollte sich klar darüber sein. Der Vorteil der Aktualität und eines breiteren öffentlichen Interesses ist offenkundig. Aber die Nachteile der politischen, oft parteipolitischen Polarisierung, die Vorstellungen von wissenschaftlicher Distanz und Objektivität schnell obsolet werden lassen, sind ebenfalls beträchtlich. Dass viel über zeithistorische Bücher debattiert wird, ist daher noch längst kein Ausweis von deren besonderer Ergiebigkeit und Exzellenz.

Zeitgeschichte ist stärker als andere Zweige der Geschichtswissenschaft Streitgeschichte (Sabrow et al. 2003). Als Geschichte der jeweils Mitlebenden wird sie ständig konfrontiert mit den individuellen und kollektiven Erfahrungen der Zeitgenossen, die als Zeitzeugen eine Art Mitspracherecht beanspruchen, weil sie „dabei gewesen“ sind. Die wenigsten Zeitzeugen machen sich jedoch hinreichend klar, dass sie nur über einen höchst selektiven Ausschnitt vergangener Realität verfügen und dass es die Historiker auf der Basis breiter Quellenforschung meist besser wissen. Aus dieser Konstellation ent-

springt der böse Spruch vom Zeitzeugen als „natürlichem Feind des Historikers“. Dieser Sachverhalt soll hier nicht weiter diskutiert werden; er ist aber ein wichtiger Faktor für die Erklärung der besonderen Brisanz von Zeitgeschichte in der Öffentlichkeit (vgl. Platzdasch 2008).

Nicht nur die ersten antiken Geschichtsschreiber Herodot und Thukydides, sondern ebenso die großen Historiker des 19. Jahrhunderts (wie Ranke, Droysen, Treitschke) haben neben ihren Interessen für frühere Epochen selbstverständlich auch Zeitgeschichte geschrieben. Aber erst im 20. Jahrhundert wurde diese als wissenschaftliche Teildisziplin wirklich etabliert. In Deutschland entstand sie aus dem Geist der „Vergangenheitsbewältigung“.¹ Die Gründung des Instituts für Zeitgeschichte in München 1952 war der wichtigste Schritt dafür. Angesichts der ungeheuren Verbrechen des Dritten Reiches und der viele Jahre andauernden „gewissen Stille“ (Lübbe 1983) war eine intensive Auseinandersetzung ohne Zweifel unerlässlich. Die Aufarbeitung der NS-Diktatur hat daher ihre eigene, gewundene und mit Skandalen gepflasterte, aber letztlich doch positiv verlaufene Geschichte. Schaut man auf die alte Bundesrepublik, so ergeben sich hier einige Einblicke in die politischen und gesellschaftlichen Determinanten jeder „Vergangenheitsbewältigung“, in die Sackgassen und späten Erfolge der Auseinandersetzung mit einem schwierigen Thema. Insofern lässt sich daraus für die Aufarbeitung der SED-Diktatur lernen.

Dass die großen Kontroversen unter den Historikern gleichwohl auf den Nationalsozialismus ausgerichtet blieben, hat gute Gründe. Denn die zwölf Jahre des „Tausendjährigen Reiches“ waren weit mehr als deutsche Geschichte; sie waren auch eine der wichtigsten und schlimmsten Phasen der europäischen und der Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts. In dieser Relation erscheint die DDR tatsächlich nur wie eine Fußnote, wie Stefan Heym einmal ironisch fragend angemerkt hat.² Aber die Intensität der DDR-Forschung und die Popularisierung ihrer Ergebnisse waren groß und begannen früh.

- 1 Mathias Beer (2003) bezeichnet den berühmten Einführungsaufsatz von Hans Rothfels „Zeitgeschichte als Aufgabe“ zu den neu gegründeten „Vierteljahrsheften für Zeitgeschichte“ 1953 als den „Taufschein für die Geburt der deutschen Zeitgeschichte aus dem Geist der Vergangenheitsbewältigung“. Vgl. auch Frei (2005).
- 2 In anderem Sinne als Heym auch Wehler (2008: XV f.).

2.1. Die DDR als Geschichte – Entwicklungen und Konturen der Forschung

DDR-Geschichte ist – in der Sprache der Philatelisten – ein abgeschlossenes Sammelgebiet. Sie ist zu Ende wie die Geschichte Preußens oder des Dritten Reiches, jedoch alles andere als antiquarisch. Promovierende sind mit diesem Problem möglicherweise insofern auf besondere Weise konfrontiert, als man von ihnen angestrengte Bemühungen um „Objektivität“ erwartet, weil sie selbst nicht mehr unmittelbar wie die älteren Zeitgenossen vom Verlauf der DDR-Geschichte betroffen sind und daher einen „distanzierten“ Zugang entwickeln können.

Diese lebensgeschichtliche Distanz kann durchaus dazu beitragen, skeptische oder unwillige Zeitzeugen zum Sprechen zu bringen. Beispiele dafür gibt es etwa aus den Erfahrungen des Schülerwettbewerbs „Deutsche Geschichte um den Preis des Bundespräsidenten“. Jedoch bringt eine solche Konstellation auch die Pflicht zu besonders kritischer Sorgfalt bei der Auswertung von Zeitzeugeninterviews mit sich. Kontrollierende Quellen müssen erschlossen werden, um den versteckten Drang zur Beschönigung und Exkulpation zu hinterfragen.

Zudem stehen Doktorandinnen und Doktoranden heutzutage viel stärker als in früheren Perioden in der Konkurrenz zu den Massenmedien mit einem Überangebot an Themen, Büchern, Filmen, denen häufig jeweils eigene wissenschaftliche Recherchen zugrunde liegen. Auch diese Situation bietet Chancen und Gefahren. Das öffentliche Interesse richtet sich in der Regel vor allem auf spektakuläre Themen, an denen es gerade in der Zeitgeschichte nicht mangelt. Diese sind jedoch häufig in ihrem weiterführenden Erkenntniswert eher zweitrangig. Wissenschaftliche Sorgfalt kann aber gerade mit der Bearbeitung von „kleinen“ Spezialthemen dazu beitragen, schiefe Interpretationen und flotte Thesen gerade zu rücken.

Ein anderer Grund für die spezifische Problematik der Zeitgeschichte liegt in der Schwierigkeit, dass sich aufgrund des kurzen Zeitraums längerfristige Folgen und Wirkungen eines Ereignisses meist noch gar nicht hinreichend abschätzen lassen und Urteile einem schnellen Wandel unterliegen. Zwar hat sich die professionelle Geschichtswissenschaft – anders als der Stammtisch – längst von der Vorstellung verabschiedet, es könne so etwas wie unstrittige

„historische Objektivität“ geben. Dennoch bleibt diese eine regulative Idee in dem Sinne, dass Wissenschaft methodisch kontrolliert ihre Erkenntnisse gewinnt und sich darüber Rechenschaft ablegt, wie sie zu ihren Ergebnissen gekommen ist.

Gerade angesichts erbitterter öffentlicher Diskussionen ist Versachlichung notwendig. Das bedeutet vor allem die Überprüfung von Argumenten anhand einer Vielzahl von Quellen, die Einordnung punktueller Ereignisse in größere Zusammenhänge und das Insistieren auf der Komplexität historischer Konstellationen. Ein solcher Zugang ist in der Regel mühsam und wenig schlagzeilenträchtig, aber unerlässlich, wenn die Fachwissenschaft ihre Funktion politischer Aufklärung ernst nimmt (Kleßmann 2003). Aber wie groß ist der Spielraum für widersprüchliche Beurteilungen? Welche Themen sind besonders wichtig oder weniger relevant, und wer entscheidet darüber? Ist die Forderung nach politischer Aufklärung überhaupt ein legitimes oder gar notwendiges Postulat an die Zeitgeschichte?

Hier ist ein Problem zumindest anzusprechen, das es erst seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gibt und das man als die „postmoderne Verführung“ charakterisieren könnte. Die sogenannte Postmoderne ist ein höchst schillerndes Phänomen. Sie hat wesentlich dazu beigetragen, das Spektrum von Fragen, Zugängen und Themen erheblich zu erweitern, naiven Vorstellungen von historischer Objektivität den Garaus zu machen, „große Entwürfe“ der Theorie infrage zu stellen und insofern Historikern größere Bescheidenheit naheulegen, wenn es um die Möglichkeiten der Rekonstruktion von Vergangenheit geht. So hat insbesondere der *linguistic turn* die sprachlichen Implikationen unserer Wahrnehmungen und unserer Quellenüberlieferung zur Diskussion gestellt. Sich dessen bewusst zu werden ist wichtig, solange damit nicht das Kind mit dem Bade ausgeschüttet wird und abstruse Relativierungen jede vergangene Realität auflösen (Hanisch 1996).

Die Folgen der Postmoderne für die Geschichtswissenschaft sind in den letzten Jahren nicht zuletzt in der Themenwahl erkennbar. Bisweilen hat man den Eindruck, als hätten klassische politik-, wirtschafts- und sozialhistorische Themen als angeblich verstaubt ausgedient. Stattdessen haben Perzeptionsgeschichte, Erinnerungskultur, Symbole, Rituale, Deutungen und Sinnstiftungen als Themen Hochkonjunktur. Das sind zweifellos wichtige neue Dimensionen, solange sie nicht zur modischen Attitüde werden. Hans Günter Hockerts hat

zu Recht davor gewarnt, sich im Bann des Kulturalismus von wirklich fundamentalen Fragen abzukoppeln. Es spreche wenig dafür, so sein ironischer Kommentar, „die kulturelle Dimension so zu privilegieren, dass Zeitgeschichte zur Kulturwissenschaft umgetauft werden müsste. Und gar nichts spricht dafür, die Geschichte nur noch als Deutung von Deutung zu betreiben, so dass historische Debatten sich dann zur Deutung der Deutung von Deutung verflüchtigen“ (Hockerts 2006: 98).

Die Postmoderne hat mit ihren neuen Fragen, Zweifeln und Perspektiven gerade in der früher stark politiklastigen DDR-Forschung viel in Bewegung gesetzt. Sie kann aber zentrale Probleme der Diktaturgeschichte nicht erfassen, wenn sie politischen und ökonomischen Sachverhalten nicht das notwendige Gewicht einräumt. Es kann daher bei einer modernen zeithistorischen Forschung nur darum gehen, falsche Gegenüberstellungen zu vermeiden und sich um eine Integration verschiedener Ansätze zu bemühen.

In der alten Bundesrepublik gab es vor 1989 einen kleinen Kreis von Spezialisten, die sich ohne Archivzugang um ein differenziertes Bild des zweiten deutschen Staates bemühten. Vieles davon ist auch heute keineswegs völlig überholt, und man musste 1990 nicht beim Nullpunkt anfangen, aber das Bild war zwangsläufig selektiv, bisweilen auch schief geblieben. Die Forschung hatte sich ebenso wie die Politik an die Teilung Deutschlands und die Zweistaatlichkeit gewöhnt, hielt an der Einheit der Nation verbal fest, aber gab sie insgeheim mehr oder minder auf. Niemand rechnete ernsthaft mit der Möglichkeit der schnellen Wiederherstellung eines deutschen Nationalstaats. Die Geschichte der (alten) Bundesrepublik und der DDR wurde zunehmend zum Gegenstand der jeweiligen Spezialforschung, und kaum jemand leugnete, dass beide eine eigene Geschichte hatten, die erforscht und erzählt werden wollte.³

Mit der Herbstrevolution 1989, dem Mauerfall und dem Ende der DDR 1990 entstand plötzlich eine völlig neue Konstellation, die sich unmittelbar auch auf die Intensität, die Schwerpunkte und die Urteile der zeithistorischen Forschung auswirkte. Die Öffnung der Archive und insbesondere die Zugänglichkeit der Akten der SED und des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) lösten einen ungeahnten Boom von DDR-Forschung aus. Wissenschaftler

3 In diesem Sinne ist das Vorwort der großen „Geschichte der Bundesrepublik Deutschland“ in 5 Bänden (Bracher et al. 1981 ff.) formuliert.

und Publizisten aus nahezu allen Ländern der Welt entdeckten plötzlich ihr großes Interesse für die kleine DDR. Kein Feld der europäischen Zeitgeschichte nach 1945 ist seitdem derartig intensiv bearbeitet worden wie der 1990 untergegangene ostdeutsche Staat und seine Gesellschaft. Das betrifft nicht nur die große Zahl der Publikationen, sondern auch die neu geschaffenen Forschungsinstitutionen, Museen, Gedenkstätten, Förderprogramme, Stiftungen, Schulbücher und Veranstaltungen.

Dass Aufarbeitung der DDR-Geschichte gleich nach 1990 eine ungeheure Dynamik entfalten konnte, hatte auch mit den Erfahrungen nach 1945 zu tun. Die notorische Verspätung im Umgang mit einer diktatorischen Vergangenheit in den fünfziger Jahren sollte sich nicht wiederholen. Schon ein flüchtiger vergleichender Blick macht deutlich, wie unterschiedlich die Aufarbeitungsprozesse verliefen. Eine parlamentarische Enquete-Kommission, die umfangreiches Material von Expertisen und Zeitzeugenbefragungen lieferte,⁴ hat es für die Periode des Nationalsozialismus nie gegeben. Zwar wurde 1950 mit der Gründung des Münchner „Deutschen Instituts zur Erforschung der nationalsozialistischen Zeit“ (seit 1952 Institut für Zeitgeschichte) eine wichtige Grundlage geschaffen, um die NS-Geschichte zu erforschen, aber im Vergleich zu der institutionellen Vielfalt der DDR-Forschung blieben solche Ansätze zunächst schwach ausgeprägt. Auch in der universitären Lehre und im Schulunterricht musste sich die Geschichte des Dritten Reiches erst mühsam etablieren. Eine nüchterne Betrachtung wird daher die Erfolge der frühen und intensiven Bemühungen um eine Aufarbeitung der SED-Diktatur besonders betonen.

Ist die DDR-Geschichte als Themenfeld mittlerweile überforscht? Dieser Eindruck stellt sich ein, wenn man die Fülle der Publikationen und auch der Institutionen, in denen insbesondere zur Zeitgeschichte geforscht wird, anschaut. Prinzipiell gibt es keine handfesten Kriterien für relevante oder eher irrelevante Themen in der Geschichtswissenschaft (Nipperdey 1972). Sich über den inhaltlichen oder methodischen Erkenntnis- und Innovationswert eines

4 Die beiden Enquete-Kommissionen des Bundestages haben auf 27 000 Seiten die ganze Breite des Themenfeldes mit Expertisen und Zeitzeugenbefragungen dokumentiert: Enquete-Kommission „Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland“ (1995), Enquete-Kommission „Überwindung der Folgen der SED-Diktatur im Prozess der deutschen Einheit“ (1999).

Themas Gedanken zu machen, ist dennoch unerlässlich. Klaus-Dietmar Henke hat die Chancen der DDR-Forschung treffend so charakterisiert: „Sehr viel genauer als vor 1990 können dank der einzigartigen Forschungsbedingungen am Beispiel der DDR nunmehr die sowjetischen Hegemonialstrukturen, die allgemeinen Funktionsmechanismen staatssozialistischer Systeme und die Existenzbedingungen von Weltanschauungsdiktaturen in der Moderne studiert werden. So dürfte – und muss – DDR-Forschung künftig über ihren traditionellen Gegenstand hinauswachsen.“ (Henke 2003: 376)

Dieser Appell ist nachdrücklich zu unterstreichen. In einer so verstandenen DDR-Forschung steckt mehr als nur die DDR. Damit wird der Gefahr einer „Verinselung“ der DDR-Geschichte vorgebeugt, vor der kritische Beobachter zu Recht gewarnt haben (Kocka 2008).⁵ Generell gehört die DDR sowohl in den größeren Zusammenhang der Kommunismusgeschichte in Ostmitteleuropa als auch in den Kontext einer (gesamt)deutschen Nachkriegsgeschichte. Damit sind methodisch Desiderate angesprochen, denen sich die Forschung allmählich verstärkt, aber insgesamt immer noch viel zu wenig zugewandt hat: vergleichende Studien zur DDR und zu ihren osteuropäischen Nachbarstaaten sowie deutsch-deutsche Beziehungs-, Verflechtungs- und Kontrastgeschichte.

Generell gehört in diesen Kontext auch eine wichtige Erfahrung von 1989, die zugleich eine Warnung sein kann: Niemand hatte das plötzliche Ende der DDR erwartet und für möglich gehalten. Dass Geschichte ein offener Prozess ist und viele Überraschungen bereithält, hat uns das Revolutionsjahr 1989 dramatisch vor Augen geführt. Diese Erfahrung sollte auch zur Zurückhaltung in nachträglichen Prognosen und Prophetien führen. Der „Untergang auf Raten“ (Wolle/Mitter 1993) stellt sich zwar ex post als eine suggestiv überzeugende Denk- und Argumentationsfigur dar; sie ist jedoch gerade angesichts dieser Erfahrung problematisch. Für andere kommunistische Gebilde wie Kuba, China, Vietnam oder Nordkorea ist sie zudem bisher nicht zutreffend gewesen.

Die starke Fixierung der zeithistorischen Forschung auf die deutsche Geschichte nach 1945 hat nach dem Ende des Ost-West-Konflikts aber auch zu berechtigten Einwänden geführt. Werden dadurch nicht ganz andere und möglicherweise wichtigere Themen wie die Entkolonialisierung, das Wieder-

5 Vgl. auch die Stellungnahmen der Mitarbeiter des Instituts für Zeitgeschichte und des Zentrums für Zeithistorische Forschung. Diese ursprünglich im Deutschland Archiv Heft 6/2003 und Heft 1/2004 erschienenen Beiträge dokumentiert Möller/Mählert (2008).

aufleben alter Konfliktlinien des 19. Jahrhunderts oder die Geschichte der westeuropäischen Integration notorisch vernachlässigt? – so Hans Peter Schwarz (2000) in seinen „Fragen an die Geschichte des 20. Jahrhunderts“. Diese Kritik ist ernst zu nehmen, dennoch bleibt eine gewisse „Privilegierung“ der deutschen Zeitgeschichte legitim, gerade wenn sie mit einem breiteren Zugang erfolgt.

2.2. Wichtige Forschungsfelder der DDR- und Kommunismusgeschichte

In der Erforschung und öffentlichen Aufarbeitung der DDR-Geschichte seit 1990 lassen sich deutlich bestimmte Schwerpunkte und Veränderungen, aber auch Defizite erkennen (Mählert/Wilke 2008). In den frühen 1990er-Jahren stand vorrangig die Stasi im Fokus, hatte sich doch zuvor niemand ein auch nur annähernd zutreffendes Bild vom Umfang und den perversen Aktivitäten dieser Geheimpolizei machen können.⁶ Daher war es wenig verwunderlich, dass immer neue Enthüllungen den Eindruck von der DDR als „Stasi-Staat“ verfestigten. Ferner wurden die ersten Jahre nach dem Ende der DDR von scharfen Debatten über die „richtigen“ Wege zur Analyse der zweiten deutschen Diktatur und über die Frage, wem die DDR-Geschichte gehört, geprägt (Simon 1996). Unter den Publikationen gab es viele Schnellschüsse, und spektakuläre Dokumentenfunde konnten der Aufmerksamkeit der Medien sicher sein. Ende der neunziger Jahre lässt sich aber angesichts der publizistischen Überfütterung auch ein allmähliches Nachlassen dieser Konjunktur beobachten. Zugleich hat sich die Palette der Themen weiter verbreitert. Der mittlerweile umfangreiche und kaum noch im Detail überschaubare Forschungsstand zur DDR-Geschichte kann hier nur in wenigen thematischen Schwerpunkten rekapituliert werden.⁷

Die DDR war noch stärker als die osteuropäischen Volksdemokratien ein Satellit Moskaus. Als exponierter Außenposten des Sowjetimperiums war sie einer besonders scharfen Kontrolle unterworfen, zumal sich das Regime anders

6 Aus der reichen Literatur sind vor allem zu nennen: Gieseke (2001, 2007).

7 Als neuere Forschungsüberblicke vgl. Eppelmann et al. (2003). Zusätzlich in der Reihe „Enzyklopädie Deutscher Geschichte“ die Bände: Bauerkämper (2005); Scholtysek (2003); Heydemann (2002); Ihme-Tuchel (2002).

als die osteuropäischen Nachbarn nicht auf eine nationale Legitimation berufen konnte. Die Reichweite der Sowjetisierung fand daher stets ein besonderes Forschungsinteresse. Das Sowjetisierungs-Paradigma war in den fünfziger Jahren der dominante Interpretationsansatz und entsprach der politischen Wahrnehmung im Kalten Krieg. Gefragt wurde vor allem, wie stark Ostmitteleuropa und die DDR zu Kolonien der Sowjetunion umgeformt wurden.

Heutige Studien fragen stärker nach dem Verhältnis von „Sowjetisierung und Eigenständigkeit“, nach dem Mischungsverhältnis von nationalen Traditionen und Ausgangsbedingungen sowie nach Handlungsspielräumen und Veränderungen. Damit differenziert sich das Bild vom „Ostblock“, der eben doch frühzeitig Risse zeigte (Lemke 1999).⁸ Dieser Ansatz zielt neben der Politik auch auf viele gesellschaftliche Felder und eröffnet komparative Perspektiven. Der Kalte Krieg als starres Konzept wird aufgeweicht sowie zeitlich und regional differenziert (Stöver 2007). Für die DDR war dabei charakteristisch, dass sie stärker als andere Staaten auf „den Westen“ fixiert und von ihm abhängig war, zugleich aber als westlicher Vorposten des Warschauer Paktes in besonderer Weise Satellit Moskaus war und blieb (Przybylski 1991; Hertle/Jaraus 2006; Wentker 2007).

Paul Erker (1993) hat schon frühzeitig in einem Rückblick auf die Entwicklung der deutschen Zeitgeschichtsforschung davor gewarnt, auch für die DDR den Prioritäten der alten NS-Forschung zu folgen: erst die politische Geschichte, dann mit großer zeitlicher Verspätung die Sozial- und Alltagsgeschichte. Diese Sorge hat sich als unberechtigt erwiesen. Sozial-, Alltags- und Gesellschaftsgeschichte haben viel schneller als für den Nationalsozialismus zu einem komplexen Bild der DDR geführt.

Dabei ist freilich zu betonen, dass die plakative Gegenüberstellung von Politik- und Sozialgeschichte völlig überholt ist. Kein seriöser Forscher vertritt Sozialgeschichte „with politics left out“, weil die politischen Determinanten eines diktatorischen Systems (gleichgültig, ob totalitär oder posttotalitär) evident sind. Die verbesserte Quellenlage hat die Beantwortung sozial- und alltagsgeschichtlicher Fragen erheblich erleichtert, vielfach auch erst möglich gemacht. In der bereits 1994 erschienenen „Sozialgeschichte der

8 In erweiterter Perspektive: Lemberg (1991). Diskutiert wurde das Problem bereits viel früher: Löwenthal (1967).

DDR“ (Kaelble et al. 1994) wird mit der Frage nach der „durchherrschten Gesellschaft“ ein klassisches Thema der Diktaturforschung angesprochen. Untersucht werden die Durchsetzungskraft und die gesellschaftliche „Eindringtiefe“ der von der SED formulierten Ziele. Damit wird die enge Verbindung von politischer und sozialer Geschichte evident.

Alltagshistoriker insistierten auch auf individuellen Erfahrungen, auf Perspektiven „von unten“, einem pluralen Wirklichkeitsverständnis und der Interaktion zwischen Herrschenden und Beherrschten (Lindenberger 1996). In diesem Zusammenhang ist insbesondere auf ein Konzept zu verweisen, das anfänglich Skepsis auslöste, dann aber breite Akzeptanz gefunden hat: den von Alf Lüdtke entwickelten und Thomas Lindenberger auf verschiedene Bereiche angewandten Begriff des „Eigen-Sinns“ in der Diktatur (Lindenberger 1999). Er überwindet damit die bloße Dichotomie von Anpassung und Widerstand, zeigt die „Grenzen der Diktatur“ auf und umfasst eine Skala, die von aktiver Verweigerung, Resistenz, egoistischer Nutzung von Möglichkeiten bis zu ideologischem Übereifer reicht.

Die Kontroversen um die Alltagsgeschichte könnten mittlerweile als erledigt gelten. Dennoch erhitzt die Auseinandersetzung um den „Alltag“ in der DDR die Gemüter erstaunlicherweise immer noch oder in den letzten Jahren erneut. Die z. T. heftigen und polemischen Auseinandersetzungen um die Empfehlungen der Expertenkommission, die sich insbesondere auf deren Hinweise zum Alltag und zu den „Bindekräften“ der SED-Diktatur bezogen, belegen erneut die Brisanz dieses Problems (Sabrow et al. 2007). Wer jedoch die höchst widersprüchlichen Erfahrungen der Betroffenen nicht ernst nimmt und in die Darstellung eines untergegangenen Staates einbezieht, blockiert die Chance einer breiten kritischen Aufarbeitung.

Gefahren sind hier allerdings nicht zu übersehen. Ähnlich wie schon beim Begriff der „Resistenz“, den Martin Broszat 1981 in die NS-Forschung eingeführt hat (Broszat 1981) und der ihm den böartigen Kommentar einer „Verspießerung der Zeitgeschichte“ (Köhler 1988) eingetragen hat, kann der Eigen-Sinn leicht zum überall aufzufindenden Alibi werden und zur Trivialisierung widerständigen Verhaltens führen, wenn er isoliert und nicht im diktatorischen Kontext interpretiert wird.

Zu den mittlerweile intensiv und breit erforschten Themen gehört der Aufstand vom 17. Juni 1953. Im „ersten Arbeiter-und-Bauern-Staat auf deutschem

Boden“ existierte keine eigenständige Untersuchung über eines der wichtigsten Ereignisse seiner Geschichte. Er blieb im offiziellen Geschichtsbild bis zum Ende der DDR ein von außen gesteuerter faschistischer oder konterrevolutionärer Putsch.⁹ Eine nicht weniger einschneidende Zäsur war der Mauerbau 1961. Dass dieses monströse Bauwerk mit dem fatalen parteioffiziösen Etikett „antifaschistischer Schutzwall“ in erster Linie den Zusammenbruch der DDR verhindern sollte, kann nach wie vor als unstrittig gelten (Hertle et al. 2002). Die Vorgeschichte ist gut aufgearbeitet, weniger dagegen die Stimmung in der Bevölkerung (Major 1999).¹⁰

Die Geschichte der evangelischen Kirche in der DDR hat frühzeitig besondere Aufmerksamkeit in der DDR-Forschung gefunden. Die Kirchen waren die einzigen relativ autonomen Großorganisationen, die sich nicht dem umfassenden Herrschaftsanspruch der SED unterordneten, sich aber in variierenden Konfliktkonstellationen auch mehr oder weniger mit der Staatsmacht arrangierten oder arrangieren mussten, wenn sie nicht zu einer Sekte verkümmern wollten. Nach 1990 ist vor allem die evangelische Kirche deshalb massiv in die Kritik geraten und war dem Vorwurf der „Kumpaneï“ ausgesetzt (Besier/Wolf 1992).¹¹ Auch wenn dieser Vorwurf nicht generell erhoben werden kann, bleibt erschreckend, in welchem Ausmaß die Stasi in die Kirche als Institution eingedrungen war und sich einzelne kirchliche Amtsträger mit der Staatssicherheit eingelassen hatten.

Insgesamt wichtiger dürften jedoch andere Funktionen gewesen sein: Die evangelische Kirche war oder wurde zunehmend ein Forum für offenere Diskussionen außerhalb der kontrollierten Öffentlichkeit. Sie war ferner ein

9 Vor allem zum 50. Jahrestag ist eine Flut neuer Publikationen erschienen. Reiche Literaturhinweise und Quellendokumentationen einschließlich audiovisueller Quellen und Zeitzeugenberichte bringt die Website der Bundeszentrale für politische Bildung, des Deutschlandradios und des ZZf: www.17juni53.de. Einen zusammenfassenden Literaturbericht bietet: Kowalczyk (2004). Von Kowalczyk stammt auch die m. E. beste neuere Gesamtdarstellung: 17. 6. 1953: Kowalczyk (2003). Vgl. ferner Kleßmann (2007), dort Kapitel III.

10 Von Interesse wäre eine regional und sozial differenzierte Analyse von Beurteilungen anhand von Partei- und Stasi-Berichten, sofern das Material so etwas hergibt.

11 Aus der umfangreichen Literatur zu den Kirchen verweise ich hier nur auf Lepp/Nowak (2001) (mit einem eigenen Abschnitt über die Entwicklung und die Kontroversen in der Forschung).

Residuum für die Fortwirkung schmaler bildungsbürgerlicher Traditionen. Schließlich haben die Kirchen aufgrund ihrer dichten Kontakte zwischen den Gemeinden in Ost und West auch eine wesentliche Rolle für die Aufrechterhaltung gesamtdeutscher Verbindungen gespielt. Weil sie seit den achtziger Jahren als organisatorisches Dach und Artikulationsforum der Bürgerrechtsgruppen fungierten, reichte ihre Bedeutung weit über den kirchlichen Raum hinaus. Die Geschichte von Kirche, Opposition und Dissidenz lässt sich daher eng verzahnen (Neubert 2000).¹² Zwar war 1989 keine „protestantische Revolution“, aber ohne den von der SED widerwillig akzeptierten Schutzraum der Kirche wäre die friedliche Revolution im Herbst 1989 kaum so verlaufen, wie sie in Gang kam. Dazu liegen bereits zwei umfängliche Darstellungen vor (Neubert 2008; Kowalczyk 2009), und das Jubiläumsjahr 2009 wird die historiografische Bilanz weiter verbessern.

Dass zu einer befriedigenden Erklärung neben den spektakulären Aspekten des Umbruchs auch die langfristigen Strukturdefekte im wirtschaftlichen und sozialpolitischen Bereich gehörten, ist evident. Beides ist von André Steiner sowie Christa und Peter Hübner umfassend aufgearbeitet worden (Steiner 2004; Hübner/Hübner 2008). Die gesamte Sozialpolitik, die in der DDR stets in einem umfassenden Sinne Gesellschaftspolitik war, ist überdies jetzt in mehreren Bänden systematisch dargestellt und dokumentiert worden (BMAS/Bundesarchiv 2001 ff.).

Dass zu den Desideraten der zeithistorischen DDR-Forschung vergleichende Studien gehören, ist kaum strittig. Ein synchroner Vergleich der DDR mit ihren osteuropäischen Nachbarn wird erleichtert durch den gemeinsamen Bezugsrahmen des sowjetischen Herrschaftssystems und ist auf diese Weise nicht mit den erheblichen methodischen Problemen eines diachronischen Diktaturvergleichs belastet. Natürlich ist auch Letzterer völlig legitim und auch notwendig, zumal er in der öffentlichen Diskussion ständig praktiziert wird. Darauf ist hier nicht näher einzugehen (Heydemann/Oberreuter 2003). Auf vielen Feldern bieten sich für die historische Komparatistik noch produktive Perspektiven, weil sich auf diese Weise die nationalen Besonderheiten unter gleichen oder ähnlichen Rahmenbedingungen schärfer erfassen lassen.

12 Aus der Sicht eines Beteiligten aus der unabhängigen Friedensbewegung mit detaillierten Hinweisen auf Vorgeschichte und Forschungsstand: Klein (2007).

Auf eine wichtige vergleichende Dimension, wenn auch nicht im strengen Sinne einen Vergleich zielen auch die bisher wenigen Ansätze zu einer integrierten deutschen Nachkriegsgeschichte.¹³ Wir wissen heute deutlicher als früher, wie eng beide Teile trotz staatlicher Trennung verflochten waren und sich auch gegenseitig beeinflussten. Dieser Wechselbezug war zu allen Zeiten asymmetrisch. Sowohl für die Machtelite als auch für die Bevölkerung bildete die Bundesrepublik stets eine Referenzgesellschaft, mit der man sich aggressiv auseinandersetzte oder an der sich insgeheim die materiellen und politischen Wünsche der Bevölkerung orientierten. In den siebziger und achtziger Jahren, als die Kommunikation zwischen beiden Staaten und Gesellschaften wieder dichter wurde und die Information über das West-Fernsehen praktisch zum Alltag der DDR gehörte, bekam dieser Sachverhalt seine besondere Note.

Trotz ausgeprägter Asymmetrie sind aber auch bestimmte Prägungen der inneren Entwicklung und der politischen Kultur der alten Bundesrepublik ohne die Nachbarschaft und den „Anschauungsunterricht“ durch eine kommunistische Diktatur jenseits der Grenze nicht zu verstehen. Abgrenzungen und Gemeinsamkeiten sind hier sorgfältig miteinander auszubalancieren. Weder eine einfache neue Nationalgeschichte noch eine bloße Kontrastgeschichte können das Spezifische hinreichend erfassen. Mit dem komplizierten Etikett der „asymmetrisch verflochtenen Parallelgeschichte“ ist zumindest die Richtung markiert (Faulenbach 2005).¹⁴

2.3. Ausblick: Wohin treibt die DDR-Erinnerung? Zeitgeschichte als Aufklärung

Der Begriff Erinnerungskultur umreißt ein Feld, das sich seit Jahren geradezu inflationär entwickelt hat und zu einem Modethema geworden ist. Im Rahmen der auch von der Politik nachdrücklich geförderten Musealisierung von Zeit-

13 Den Versuch einer Operationalisierung des Problems hat eine Arbeitsgruppe von Fachwissenschaftlern und Fachdidaktikern unternommen (Kleßmann/Lautzas 2005). Bender (2007) hat ohne solche methodischen Erörterungen eine viel beachtete Gesamtdarstellung vorgelegt. Ansatzpunkte für einen künftigen Forschungsschwerpunkt des Instituts für Zeitgeschichte sind in dem Sammelband von Wengst/Wentker (2008) zu finden.

14 Die Begriffsprägung wird mir zugeschrieben.

geschichte hat sich nach 1990 schnell eine Gedenkstättenlandschaft etabliert, wie sie wenige Jahre nach dem Ende des Dritten Reiches noch unvorstellbar war. Hier tut sich auch ein bedeutendes berufliches Betätigungsfeld für Historiker auf, das auf Expansion angelegt ist. Nicht nur bei der Themenwahl, sondern auch in der Ausweitung der Perspektiven kann die neue Kulturgeschichte hier höchst produktive Anstöße liefern. Zwar werden sich überzogene Trends in der erinnerungskulturellen Debatte möglicherweise bald wieder totlaufen, aber dass die Dimension des Gedächtnisses und der Erinnerung neben den *facta bruta* ihre eigene, besondere Bedeutung behält, scheint evident und richtig. Individuelle und kollektive Erinnerungen können, auch wenn sie oft diffus sind, nicht bloßes Gegenstück zur „objektiven“ Geschichtsschreibung bleiben. Strukturanalyse und Erfahrungsgeschichte erweisen sich als zwei notwendige und komplementäre Seiten einer Medaille, um komplexere Einsichten zu vermitteln. Andernfalls bleibt es bei der Dichotomie plakativer genereller Anklage oder nostalgischem Rückblick und bei einem Geschichtsbild, das Zeitgenossen kaum wirksam zu vermitteln ist, da es zentralen eigenen Erfahrungen widerspricht (Jarausch 2002).

Die DDR-Geschichte sollte und wird sich aber nicht in die Erinnerungskultur verflüchtigen. Dass auch für die historisch-politische Aufklärung über die DDR-Geschichte noch viel zu tun ist, haben in jüngster Zeit alarmierende Meldungen deutlich gemacht. Empirische Erhebungen belegen, auf welchem kläglichem Niveau sich bisweilen die Kenntnisse von Schülern über die SED-Diktatur bewegen, aber auch, wie rosarot das Bild der SED-Diktatur in großen Teilen insbesondere der ostdeutschen Bevölkerung immer noch oder wieder geworden ist (Bongertmann 2006; Neller 2007). Zudem melden sich immer offener Stimmen alter Parteifunktionäre und Stasikader zu Wort, die sich zu Opfern „westdeutscher Siegerjustiz“ stilisieren, die sozialen Vorzüge des untergegangenen Systems betonen und dessen Diktatur- und Unrechtscharakter auf oftmals dreiste Weise bestreiten.¹⁵

Der zumindest ambivalente Befund von expandierender Forschung und unzureichender Aufklärung in der Breite bleibt eine erhebliche Herausforderung, der sich alle stellen müssen, die sich mit der DDR-Geschichte befassen.

15 Eine vehemente Auseinandersetzung mit solchen Erscheinungen ist das in seiner Überspitzung problematische Buch von Knabe (2007).

Für partielles Vergessen und andere Akzentuierungen in der Deutschlandforschung hat Peter Bender, den die „deutsche Frage“ stets umgetrieben hat, plädiert (Bender 2008). Eine Debatte um Probleme und angemessene Formen von Aufarbeitung ist gerade angesichts des zu erwartenden *overkill* im Jahre 2009 nötig (Sabrow 2009). Als generelle Marschrichtung aber scheint mir für die Zeitgeschichte, die sich der politischen Aufklärung verpflichtet fühlt, nur der mühsame Weg einer Aufarbeitung, die sich auch um Differenzierung und das Aushalten von Widersprüchen bemüht. Das verspricht am ehesten Erfolge in der Delegitimierung der „heilen Welt der Diktatur“ (Wolle 1998).

3. „Kaderschmiede“ DDR-Forschung?

Promovieren zur deutschen Zeitgeschichte – der Fall DDR

Wie sieht die Lage der Promovierenden zur Geschichte der DDR aus? Welche Wege zum Dokortitel schlagen sie ein? Wie finanzieren sie sich? Welche Karriereoptionen wählen sie nach dem Erwerb des Dokortitels? Welche Themen bearbeiten sie mit welchen Methoden? Wie begegnen sie dabei den gegenwärtigen inhaltlichen Herausforderungen des Faches, also der Einbettung der DDR-Forschung in die aktuellen Fragen, Probleme und Konzeptionen deutscher Zeitgeschichte?

Die DDR war bereits vor 1989 keine Leerstelle im „Gesamtbild der jüngeren deutschen Geschichte“ (Mählert/Wilke 2008: 140), und erst recht gilt dies für die Jahre seit 1990. In der alten Bundesrepublik hatte es eine florierende DDR-Forschung gegeben, und nach 1990 entwickelte sich im vereinigten Deutschland ein Forschungsboom, der zudem mit einem Generationswechsel einherging.¹ Viele „alte“ DDR-Forscher wandten sich anderen Themen zu oder gingen in Rente, neue Wissenschaftler unterschiedlichster Disziplinen kamen hinzu, gleichzeitig wurde die Geschichte der DDR zu einem begehrten Promotionsthema. Dissertationen wurden zu einem integralen Bestandteil des Forschungsbooms. Martin Sabrow, Direktor des Zentrums für Zeithistorische Forschung in Potsdam, bezeichnete sie in einer Radiosendung im März 2007

1 Vgl. zur Geschichte der bundesdeutschen Forschungsentwicklung seit 1949 bis in die Gegenwart: Hüttmann (2008).

gar als „Motoren des wissenschaftlichen Fortschritts“ innerhalb der DDR-Forschung (rbb Inforadio 2007). Vieles spricht dafür, dass seit 1989/1990 nur wenige andere Teilgebiete der deutschen Zeitgeschichte so häufig Gegenstand von Promotionen geworden sind wie die Geschichte der DDR im Rahmen der deutschen Teilung und deren Überwindung.

Genauere Erkenntnisse darüber existieren jedoch nicht. Generell stellten empirische Untersuchungen zur konkreten Situation von Promovierenden verschiedener Disziplinen und Forschungsfelder in Deutschland bis vor einigen Jahren ein Desiderat dar.² Dies ist aus mehreren Gründen erstaunlich, wenn man bedenkt, dass die Gestaltung der Promotionsphase für die Kontinuitätsicherung des Feldes eine Schlüsselfunktion einnimmt. Zu berücksichtigen ist auch, dass die zeitgeschichtliche Forschung mit den Geistes- und Sozialwissenschaften insgesamt unter einem stärker werdenden Legitimationsdruck steht. Die Ressourcenausstattung auch der zeitgeschichtlichen Fächer ist gefährdet oder wird zurückgefahren. Ebenso wird das Promovieren durch hochschulpolitische Rahmenseetzungen, wie z. B. den Bologna-Prozess oder die Exzellenz-Debatte, vor bislang unbekannte Herausforderungen gestellt. Schließlich ist fraglich, inwiefern sich die Promovierenden den aktuellen inhaltlichen Herausforderungen des Faches, also die Einbettung der DDR-Forschung in die aktuellen Fragen, Probleme und Konzeptionen deutscher Zeitgeschichte, stellen. Gelingt es ihnen, die beiden häufig getrennten Bereiche – hier die Forschung über die Geschichte der Bundesrepublik, dort diejenige über die SED-Diktatur – miteinander zu verbinden, um auf diese Weise Beiträge zu einer im doppelten Wortsinne geteilten deutschen Nachkriegsgeschichte zu leisten? Inwiefern sind thematische Beziehungen zur vergleichenden Diktaturforschung, etwa in Bezug auf den Nationalsozialismus oder die anderen staatssozialistischen Staaten in Ostmitteleuropa, erkennbar?

Um diese Fragen zu beantworten, wurde eine entsprechende empirische Recherche zur Situation aktuell Promovierender sowie bereits promovierter Wissenschaftler unternommen.³ Teil dessen war eine Momentaufnahme aktuell laufender oder jüngst abgeschlossener Promotionen, die Forschungstrends widerspiegelt und erstmals empirisch deutlich macht, in welchem Umfang

2 Detaillierter dazu Kapitel 5 in diesem Band.

3 Bei Ersteren: Erfassung im Jahre 2007; bei Letzteren Promotionsjahrgänge 2000–2007.

und zu welchen Themen sich die Nachwuchsforscherinnen und Nachwuchsforscher in Deutschland sich der Geschichte der SED-Diktatur und der Geschichte der deutschen Teilung annehmen und in den letzten Jahren angenommen haben. Gefragt wurde nach Promotionsmotiven, Problemwahrnehmungen und Erkenntnisinteressen.⁴

3.1. Basisdaten

Vorauszuschicken ist, dass sich die Datenlage als schwierig präsentiert. Schon die Frage danach, wie viele Dissertationen seit 1990 insgesamt bzw. konkret zu Fragen der DDR-Geschichte geschrieben wurden, ist nicht leicht zu beantworten. Historiker werden bei der Bundesanstalt für Arbeit nicht als eigenständige Berufsgruppe erfasst; es existiert keine Institution, die derlei Informationen sammelt und auswertet. Zur Unübersichtlichkeit trägt die Fächervielfalt bei, in denen entsprechende Dissertationen geschrieben werden. Zur DDR wird nicht nur in der Geschichtswissenschaft, sondern auch in vielen anderen Fächern promoviert, wie etwa Politikwissenschaft, Soziologie, Ethnologie, Musikwissenschaft, Museumspädagogik, Germanistik und Kulturwissenschaften etc. Auch Mediziner oder Physiker schreiben im Rahmen der jeweiligen Disziplingeschichten DDR-Geschichte. Aus diesen Gründen kann eine Grundgesamtheit aller Promovierenden nicht angegeben werden. Eine begründete Schätzung hingegen ist durchaus möglich: Im Rahmen des Projekts wurden alle einschlägigen Archiv- und Bibliothekskataloge – vor allem der Stiftung Archiv der Partei und Massenorganisationen der DDR (SAPMO) und der OPAC der Deutschen Nationalbibliothek –, Nachschlagewerke, Artikel und Zeitschriften (vor allem der in der Zeitschrift „Deutschland Archiv“ erscheinende Newsletter „Aktuelles aus der DDR-Forschung“) durchgesehen und die Rechercheergebnisse

4 Neben Dokumenten- und Inhaltsanalysen wurden acht explorativ angelegte elektronisch-mündliche Interviews und eine schriftliche Online-Befragung durchgeführt. An Letzterer haben 197 Promovierende und Promovierte teilgenommen. Obwohl die verwendete Methodologie (vgl. Fischer 2005) keine genauen Aussagen zur Rücklaufquote oder Ähnliches erlaubt, ist es angesichts der nachfolgenden Schätzung der Mindestzahl von Dissertationen seit 1990 plausibel anzunehmen, dass mit der Teilnehmeranzahl der Online-Umfrage ein relevanter Anteil der Doktoranden erfasst wurde. Vgl. Hüttmann (2009).

miteinander verglichen. Auf dieser Grundlage konnte eine Mindestzahl von 900 Dissertationen für den Zeitraum 1990 bis 2008 ermittelt werden.⁵

Von den Beteiligten an unserer Online-Befragung hatten zum Zeitpunkt der Erhebung (März 2007) knapp 40 % seit dem Jahr 2000 das Promotionsverfahren abgeschlossen (insgesamt 76 Personen), mehr als 60 % planten, dies in den nächsten fünf Jahren zu tun (insgesamt 116 Personen). Vorsichtig geschätzt werden somit jedes Jahr mindestens 25 Dissertationen zum Thema DDR-Geschichte abgeschlossen.⁶ Somit hat sich die „Kaderschmiede“ im Rahmen der oben genannten Gesamtschätzung von mindestens 900 Dissertationen seit 1990 auf niedrigerem Niveau stabilisiert.

Das Alter der allermeisten Promovierenden und Promovierten liegt zwischen 28 und 34 (Jahrgänge 1974 bis 1980). Die überwiegende Anzahl der befragten Personen sind Historiker (fast 80 % der Befragungsteilnehmer), weit dahinter liegen Soziologie, Germanistik und Politikwissenschaft. Das Geschlechterverhältnis der Promovierenden ist den Ergebnissen der Untersuchung zufolge mit 47 % (Frauen) und 53 % (Männer) ausgeglichen.

Auf die Frage, wo sie ihre ersten vier Schuljahre verbracht haben, nannten 45 % die Bundesrepublik, 43 % nannten die DDR. 10 % haben angegeben, sie hätten ihre ersten Schuljahre außerhalb Deutschlands verbracht (Frankreich, Großbritannien, Polen, Russland und USA). Angesichts der realen Bevölkerungsverhältnisse in Deutschland lässt sich somit feststellen, dass in Ostdeutschland geborene Nachwuchswissenschaftler überproportional häufig im Feld vertreten sind. Wenn die Geschichte der DDR aber mehr sein soll als eine Regionalgeschichte der Ostdeutschen, stellt diese Entwicklung auf Dauer ein Problem dar. Hinzu kommt, dass eine frühere Untersuchung für den Zeitraum 2000/2001 festgestellt hatte, dass mehr als 60 % aller DDR- und Ostdeutschlandbezogenen Lehrveranstaltungen an deutschen Universitäten in Berlin und Ostdeutschland stattfinden (Pasternack 2001: 37 ff.).

- 5 Hinzugezogen wurden entsprechende Angaben in Heimann (1994) und Mählert (1999). Der Newsletter „Aktuelles aus der DDR-Forschung“ wurde bis einschließlich Dezember 2008 ausgewertet. Das seit 2000 von der Bundesstiftung Aufarbeitung aufgelegte Stipendienprogramm für Doktoranden hat über 60 Stipendien vergeben, rund 300 Anträge wurden eingereicht.
- 6 Diese Mindestangabe basiert ebenso auf einer Schätzung, wie die generelle und unter Vorbehalt getroffene Schlussfolgerung, dass etwa jede dritte begonnene Promotion in Deutschland erfolgreich abgeschlossen wird bzw. das zwei von drei Doktoranden abbrechen. Vgl. Burkhardt (2008: 175 ff.).

3.2. Karrierewege und Motive für eine Dissertation über die DDR

Obwohl nach dem Abschluss die große Mehrheit der Studierenden der Universität den Rücken kehrt, promovieren nach Berechnungen des Statistischen Bundesamts immerhin 21,8 % der Absolventen der Geschichtswissenschaft (BMBF 2008: 16). Wie verlaufen die Karrierewege vom Studium zur Promotion, welche Motive lassen sich identifizieren? Knapp 40 % der Befragten hatten während ihres Studiums ein Stipendium. 60 % waren während ihres Studiums als studentische Hilfskraft angestellt. Für die meisten derjenigen, die nach dem Studium den Entschluss fassen, die wissenschaftliche Qualifizierungsphase zu verlängern, verläuft der Prozess ohne längere Unterbrechung. Nur rund ein Fünftel der Befragten gibt an, dass es nach dem Studiumsabschluss länger als ein Jahr nichtwissenschaftlich berufstätig war. Etwas mehr als ein Drittel der Befragten baut für die Promotion auf der Magister- oder Diplomarbeit auf.

Für die Fragen nach den Motiven haben Enders/Bornmann (2001: 54 ff.) drei wesentliche Typen identifiziert: Erstens kann eine Promotion demnach als Mittel zum Zweck gesehen werden, etwa um ein bestimmtes außerwissenschaftliches Karriereziel zu verfolgen. Hingegen stelle die Promotion für den zweiten Typus mangels besserer Alternativen eine Verlängerung der Studienzzeit bzw. der Post-Adoleszenz dar. Drittens existiere ein Typus, der sich aufgrund einer besonders ausgeprägten intrinsischen Motivation für das Schreiben einer Dissertation entscheidet. Die vorliegenden empirischen Untersuchungen in anderen Disziplinen haben gezeigt, dass dieser letztgenannte Typ mit rund 80 % regelmäßig an der Spitze der Motivbündel steht (duz-SPEZIAL 2004).

Ein noch eindeutigeres Ergebnis zeigt sich für den Fall der DDR-/Deutschlandforschung: „Mein besonderes Interesse an Thema und Fach“ wurde von über 95 % als wichtigstes Motiv benannt (Mehrfachantworten waren möglich). Das Interesse ist vorhanden, weil das eigene Thema auf unterschiedlichste Weise als relevant betrachtet wird: Als „spannendes Thema“ bezeichnen 64 % den Gegenstand ihrer Arbeit, als „Beitrag zur gesellschaftlichen Aufarbeitung“ verstehen ihn 55 %, als politisch relevant bezeichnen 35 % ihre Dissertation, während 14 % sie als Würdigung der Diktatur-Opfer sehen. 11 % erkennen einen besonderen Nachrichtenwert in ihren Arbeitsergebnissen.

Selbstverständlich sind auch andere Motive nicht zu vernachlässigen: 54 % haben angegeben, dass für die Promotionsentscheidung die Aussicht auf eine wissenschaftliche Karriere ein wichtiges Kriterium war. 44 % sehen die Verbesserung der Berufschancen außerhalb der Wissenschaft als wichtigen Grund an. Als „die naheliegendste Option nach Abschluss des Studiums“ bezeichnet schließlich ein knappes Drittel der befragten Jungwissenschaftler ihren Entschluss.

3.3. Promotionsmodell DDR-Forschung: „Home sweet Home“ mit Stipendium und losem Netzwerk

Mit dem Begriff Promotionsmodell bezeichnet die Hochschulforschung die Rahmenbedingungen, unter denen eine Dissertation geschrieben wird. Aus welchen Quellen wird die Finanzierung gespeist, an welchem Ort wird der Text verfasst, wie ist die Betreuung durch die Doktormutter oder den Doktorvater organisiert?

Anders als in den Natur-, Ingenieur- und Wirtschaftswissenschaften wird in den Sozial- und Geisteswissenschaften weniger auf einer Mitarbeiterstelle an Universitäten oder Forschungseinrichtungen, sondern häufiger mit Hilfe von Stipendien promoviert. Alternativen bestehen außerdem in der Erwerbstätigkeit außerhalb der Wissenschaft, eigenen Ersparnissen oder finanzieller Unterstützung durch die Eltern. Das Stipendium bietet einerseits ein Höchstmaß an Autonomie, andererseits forschen Doktoranden auf diese Weise nicht selten auf sich allein gestellt.

Auch für Promovierende in der DDR-Forschung sind Stipendien mit rund einem Drittel die wichtigste Finanzierungsart. Als zweitwichtigste Bezugsquelle wird von den aktuell Promovierenden die finanzielle Unterstützung durch die Eltern, die Familie bzw. andere Nahestehende und Angehörige angegeben (13 %), während von den bereits Promovierten eine Universitäts- oder Forschungseinrichtungsstelle benannt wird (20 %). Offenbar ergeben sich für manche Promovierende zum Abschluss ihrer Dissertationszeit Aussichten auf zumeist befristete Mitarbeiterstellen. Eine wichtige Rolle nehmen für beide Gruppen Erwerbstätigkeiten außerhalb der Wissenschaft ein (etwa jeder Sechste). Hinzu kommen für eine Minderheit Tätigkeiten über Hilfskraftarbei-

ten, Werkverträge oder Ersparnisse bzw. Arbeitslosengeld. Die vergleichsweise neue Form der Promotionsförderung im Rahmen eines Graduiertenkollegs ist hingegen nur marginal geblieben (5 %).

Generell scheint es so, dass in einem Zeitraum von durchschnittlich drei bis fünf Jahren Promotionszeit Mischfinanzierungen der häufigste Finanzierungsmodus sind. In einem Interview wurde von den Schwierigkeiten berichtet, die damit verbunden sind: „Ich selbst habe ein Jahr ohne Finanzierung verbracht, dabei immer wieder kleine Jobs suchen müssen. Dieser Rhythmus ist für kontinuierliches und diszipliniertes wissenschaftliches Arbeiten tödlich. Andererseits hat eine lange Promotionsphase auch etwas für sich, denn man hat Zeit, sich auf anderen Gebieten zu versuchen, die später wiederum bei der Jobsuche behilflich sein können.“

Neben der Finanzierungsfrage stellt sich auch diejenige nach dem Ort und der Betreuungssituation: Einsamkeit und Freiheit im „Home sweet Home“, bei der Mehrheit – insgesamt 62 % – steht der Schreibtisch, an dem promoviert wird, zu Hause. Für 20 % bietet die Universität bzw. das Institut oder der Lehrstuhl die erforderliche Infrastruktur. Weitere 10 % verfassen den Text in der Bibliothek (8 % ohne Angabe).

Ein wichtiger Faktor für einen gelingenden Ablauf der Promotion liegt in der Qualität der Beratung und Betreuung. Den Ergebnissen dieser und Umfragen in anderen Forschungsfeldern bzw. Disziplinen zufolge sind fast drei Viertel der Doktoranden damit zufrieden. Gleichzeitig werden auch inhaltliche und persönliche Probleme thematisiert, die zu einem angespannten und somit wenig förderlichen sozial-kommunikativen Umfeld führen können (duz-SPEZIAL 2004).

Zunächst zur Häufigkeit des Betreuerkontakts: Etwa ein Zehntel der Promovierenden gibt an, dass dieser Kontakt bei ihnen durchschnittlich nur einmal im Jahr zustande kam, während es bei den bereits Promovierten sogar 17 % waren. Je ein Drittel gibt zwei- bis dreimal bzw. vier- bis sechs Mal im Jahr an. Jeder Zehnte der aktuell Promovierenden gibt an, einmal monatlich Kontakt aufzunehmen, während dies im Rückblick 22 % der Promovierten angeben. Für etwa die Hälfte der Doktoranden lohnt sich die Betreuung, weil sie sich zum Beispiel zur Thesenbildung von ihren Betreuern ermuntert sehen oder aber Hilfestellungen zur Themeneingrenzung gegeben werden. Ebenso ist eine Hälfte der Ansicht, der Betreuer wolle zu selten Zwischenergebnisse sehen.

Schließlich haben 40 % angegeben, dass die Doktormutter oder der Doktorvater sich im Themenfeld der Dissertation gut auskennt; 30 % haben angekreuzt, dass dies nicht der Fall ist.

Wenn der Kontakt zum Betreuer nicht ausreichend ist, um wichtige Fragen zur Dissertation diskutieren zu können, ist die Einbindung in die *scientific community* umso wichtiger. Diese lässt sich z. B. über wissenschaftsöffentliche Auftritte auf Tagungen herstellen. Die Ergebnisse deuten darauf hin, dass offenbar viele Doktoranden darauf warten, „vermittelt“ oder „gerufen“ zu werden und sich davor scheuen, selbst als Referenten aufzutreten. Es wäre sinnvoll, wenn Doktorväter und Doktormütter – soweit möglich – hier mehr Anstöße geben würden. 30 % der aktuell Promovierenden haben angegeben, noch nie mit Vortrag an einem Kongress teilgenommen zu haben, 65 % haben dies zumindest einmal getan. Nur 20 % geben an, bei der Vermittlung von Vorträgen, Tagungsteilnahmen aktiv unterstützt zu werden. Mehr als 50 % betonen, dies sei nicht der Fall. Das durch diese Befunde geprägte Bild eines Mangels an wahrgenommenen Vortragsmöglichkeiten und damit einer nicht allzu starken Vernetzung der Promovierenden wird allerdings relativiert durch die Angaben der bereits Promovierten, von denen rückblickend nur 11 % angaben, während der Promotionsphase niemals auf einer Konferenz vorgetragen zu haben, 45 % immerhin häufiger als zweimal die Gelegenheit ergriffen haben. Ein nicht kleiner Teil der Promovierenden besitzt bereits internationale Kontakte: Knapp ein Drittel der Befragungsteilnehmer gibt an, dass es bereits einmal (12 %), zweimal (8 %) oder sogar häufiger (9 %) an einer Konferenz im Ausland mit einem eigenen Vortrag teilgenommen hat.

Bemerkenswert ist, dass weniger als die Hälfte angibt, die Dissertation stehe im Mittelpunkt des eigenen Arbeitslebens. Ein Drittel betont, dass es während der Promotionsphase häufig von anderen Dingen abgelenkt ist, obwohl es sich gern intensiver mit der Dissertation beschäftigen würde. Worin besteht die Ablenkung? Jeder Dritte hat selbstkritisch angemerkt, „schlechte Zeiteinteilung“ sei ein wichtiges Hindernis. Auch die Sicherung des Lebensunterhalts ist ein Problem für rund 25 %. Ebenso viele haben angegeben, zu viele andere, als für die Promotion hinderlich empfundene wissenschaftliche und universitäre Aufgaben übernommen zu haben. Derlei Ablenkungen warten aber auch zu Hause, denn „Home sweet Home“ kann zur Vereinzelung führen (etwa jeder Fünfte). Gesundheitliche und psychologische Gründe

wurden von knapp 10 % als Hindernis benannt. All dies bietet Hinweise darauf, warum 38 % die Promotionsphase für länger als drei Monate unterbrochen haben, 20 % dies einmal, 13 % sogar zweimal, 5 % noch häufiger getan haben. Immerhin fast zwei Drittel der Umfragebeteiligten kann kontinuierlich an der Dissertation arbeiten.

3.4. Methoden, Inhalte und Deutungen in der Auseinandersetzung mit der DDR

Seit Öffnung der DDR-Archive 1990 steht der Wissenschaft eine einzigartige Quellengrundlage zur Verfügung. Inwiefern wird sie aber auch in Anspruch genommen? Die vor allem genutzten Archive sind das Bundesarchiv und dort nicht zuletzt die Bestände der SAPMO sowie das Archiv der Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR (BStU). Mehr als 60 % der Promovierenden planen einen Besuch dieser Archive, rund 50 % haben in den genannten Archiven tatsächlich gearbeitet. Auch kommunale Archive wie Kreisarchive und Archive der kreisfreien Städte spielen eine wichtige Rolle (21 %). Auf ähnlichem Niveau halten sich Bewegungsarchive/ Archive zeitgeschichtlicher Vereinigungen, kirchliche Archive, Universitäts-, Hochschul- und Literaturarchive, Medienarchive (z. B. Rundfunkarchive). Zu würdigen ist auch, dass Archive im Ausland benannt wurden, zum Beispiel in Großbritannien, Frankreich, USA, Chile, Russland und im Vatikan. Zudem wurden mehrfach Privatarhive als Quelle angegeben.

35 % der aktuell Promovierenden beabsichtigen zu Beginn ihrer Promotionsphase, unter Rückgriff auf mündliche Befragungsmethoden wie etwa Oral History ihre Arbeit zu entwickeln, und immerhin 18 % setzen dies tatsächlich um. Als Überraschung kann gelten, dass nur 40 % während der Promotionsphase Handbücher, Lexika, Sachwörterbücher, Bibliografien und andere Nachschlagewerke für ihre Arbeit nutzen.

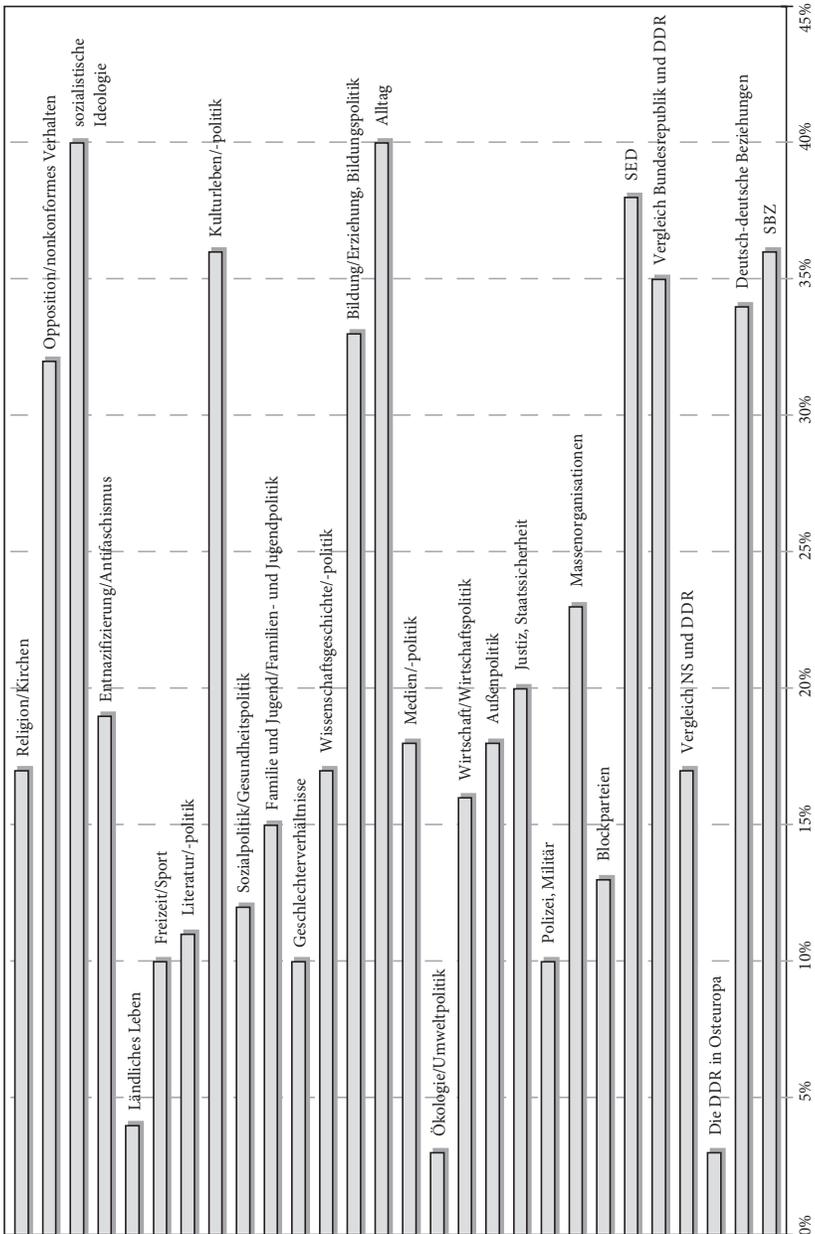
Das zeitliche Untersuchungsinteresse der Nachwuchswissenschaftler konzentriert sich ausgewogen auf vier Jahrzehnte DDR-Geschichte: Die Phase der Diktaturdurchsetzung von 1945 bis 1949 in der SBZ/DDR wird ebenso häufig benannt, wie die 1950er-, 1960er-, 1970er- und 1980er-Jahre, die allesamt stabile Werte zwischen 25 und 30 % erreichen. Allerdings haben nur 35 % angegeben,

dass ihr Interesse dem gesamten Zeitraum der DDR-Geschichte gilt, was darauf hinweist, dass die Mehrheit einen eher knapp bemessenen Untersuchungszeitraum bevorzugt (vgl. Hüttmann 2004).

Welche methodischen und thematischen Schwerpunkte lassen sich in den Promotionsprojekten identifizieren? 39 % der Promovierenden geben einem kulturhistorischen Zugang den Vorrang vor der traditionellen politischen Geschichte, die 28 % benannt haben. Die Sozialgeschichte landet mit 21 % auf dem dritten Rang. 12 % wollten dazu keine Angabe machen. Thematisch sind es vor allem die deutsch-deutschen Beziehungen und der Vergleich der Geschichte der Bundesrepublik mit der DDR, die SED, Bildungsfragen, Kultur, die Untersuchung sozialistischer Ideologie, Opposition und nonkonformes Verhalten, die auf Interesse stoßen (Mehrfachnennungen waren möglich) (Übersicht).

Die meisten Nennungen erhielt die Geschichte des Alltags. Offenbar hat der wissenschaftliche Nachwuchs sich bereits vor den Empfehlungen der Expertenkommission zur Neuordnung der Aufarbeitungslandschaft (Klier 2007) dem Thema angenommen. Die Experten hatten in ihrem Bericht die Notwendigkeit betont, dem Herrschaftsalltag in der SED-Diktatur stärkere Aufmerksamkeit zu schenken. Mit heftigen Interventionen hatten sich in der Debatte um diesen Bericht einige Kritiker gegen eine Beschäftigung mit dem Alltag gewendet, da sie hierdurch eine „Weichspülung“ der DDR-Geschichte befürchten (Sabrow et al. 2007). Umso bemerkenswerter ist, dass die Promovierenden hierzu im ersten Halbjahr 2007 ausgesprochen eindeutig geurteilt haben. Die Aussage „Durch die Auseinandersetzung mit dem DDR-Alltag droht eine Verharmlosung der Diktatur“ wird demnach nämlich nur von einer Minderheit von 7 % geteilt. Jedoch haben 76 % angegeben, dass diese Aussage aus ihrer Sicht gar nicht bzw. eher nicht zutreffend ist. 14 % wollten sich in dieser Frage nicht entscheiden.

Weniger eindeutig sind die Befunde zu einer in den 1990er-Jahren schärfer als heute debattierten Frage: derjenigen nach der begrifflichen Einordnung der DDR. Den Nachwuchswissenschaftlern wurden die unterschiedlichen Begriffe vorgelegt, mit denen die DDR in den vergangenen zwei Jahrzehnten charakterisiert worden ist und die Beate Ihme-Tuchel (2002) in einer Skizze des Forschungsstandes diskutiert hatte. Ebenso wenig, wie es bei den älteren Forschern einen Konsens über den angemessenen Begriff gibt, existiert ein solcher in der „Kaderschmiede“, wenn auch Erziehungsdiktatur (45 %), Unrechtsstaat (39 %),



Übersicht: Thematische Schwerpunkte der Promotionsprojekte

Fürsorgediktatur (36 %) von den Befragungsteilnehmern favorisiert werden, während Totalitäre Diktatur (29 %), Moderne Diktatur (23 %), stärker noch Konsens-Diktatur (15 %), Kommode Diktatur (4 %) und Antifaschistisch-demokratische Alternative (4 %) dahinter liegen.

3.5. Berufliche Vernetzung und Perspektiven

Jürgen Kocka hatte sich 2003 in einem Vortrag zur Zukunft einer DDR-Forschung, die nicht über den „Tellerrand“ des eigenen Forschungsgegenstands hinausblicken würde, sehr skeptisch geäußert (Kocka 2008). Als überraschend kann gelten, dass die Nachwuchsforscher optimistischer sind: Die Aussage „Die DDR und die Geschichte der deutschen Teilung werden auf längere Sicht ein produktives Forschungsfeld bleiben“ findet bei 64 % Zustimmung, nur 13 % vermuten dies nicht (23 % wollten sich nicht festlegen). Ein knappes Drittel gibt an, auch nach der Promotion weiter in der DDR-Forschung tätig sein wollen. Jeder Fünfte sieht gute Weiterbeschäftigungsmöglichkeiten im Bereich der DDR-Forschung. Etwa jeder Zehnte der Befragten plant ein Folgeforschungsprojekt. Ein Viertel kann sich vorstellen, auch außerhalb der Universität der DDR-Forschung verbunden zu bleiben. Ebenso ein Viertel engagiert sich neben der Promotion bereits in anderen gesellschaftlichen Feldern: Davon verweisen 50 % auf Mitarbeit im Bereich politische Bildung, ebenso viele betätigen sich journalistisch bzw. publizistisch. Im Feld der zeithistorischen Initiativen und Vereine, Museen, Gedenkstätten und Geschichtswerkstätten sind 33 % aktiv. Außerdem organisieren 35 % neben ihrer Dissertation Workshops, Veranstaltungen und Konferenzen. Daneben wurde auf die Mitwirkung bei Ausstellungsprojekten und die Arbeit als Stadtführer verwiesen.

Dies macht deutlich, dass die Promovierenden in einem breiten Tätigkeits- und Themenfeld handeln. Entsprechend vielfältig sind die Berufswünsche und tatsächlichen Berufsfelder nach Abschluss der Promotion. Eine Mitarbeiterstelle an der Universität (auch Juniorprofessur, Lectureres) streben 36 % an; 25 % derer, die ihre Promotion bereits abgeschlossen haben, geben an, dieses Ziel erreicht zu haben. Auch der Bereich der Politischen Bildung/Weiterbildung ist für 29 % attraktiv, aber für nur 10 % der Promovierten hat sich in diesem Berufsfeld eine Jobmöglichkeit erschlossen. Ein ähnliches Bild ergibt sich für

die Mitarbeit in Gedenkstätten und Museen. Auch die Medien – ob als Pressesprecher, bei der Zeitung, im Radio, Fernsehen oder Internet – sind für 18 % attraktiv, etwa 10 % landen dort. Noch weniger erhalten die Gelegenheit, als wissenschaftlicher Referent in der Politik oder etwa im diplomatischen Dienst zu arbeiten (aber immerhin ein Fünftel kann sich vorstellen, die Karriere dort weiterzuverfolgen). Weitaus weniger genannt sind Jobs in Archiven, im Verlagswesen, der Wirtschaft oder Schulen. 15 % der Promovierten haben angegeben, nach dem Abschluss keiner dauerhaften Erwerbstätigkeit nachzugehen. Am besten „umsetzen“ lässt sich offenbar der Weg in die Selbstständigkeit: 15 % können sich eine solche Perspektive vorstellen, ebenso viele haben angegeben, dies nach der erfolgreichen Erlangung des Doktorgrades auch getan zu haben.

3.6. Fazit

Wissenschaftlicher Fortschritt kann in der Entwertung, der Verbesserung oder der Vermehrung vorhandener Erkenntnisse bestehen. Promovierende haben dazu seit 1990 einen erheblichen Beitrag geleistet, indem sie bisherige Forschungslücken erkundet oder aber neue Antworten auf alte Fragen und angeblich längst interpretierte Quellen formuliert haben.⁷ Die diesbezüglichen Zahlen sind stabil; wenn es so bleibt, verschwindet die DDR nicht von der Karte zeithistorischer Dissertationen in Deutschland. Eine wichtige Herausforderung besteht jedoch darin, das Thema insbesondere an den westdeutschen Hochschulen zu befördern, um langfristig zu vermeiden, dass die Geschichte der DDR zu einer ostdeutschen Regionalgeschichte wird. Anzumerken ist aber, dass die viel beschworene „innere Einheit“ für die Promovierenden – egal, ob weiblich oder männlich – längst Realität zu sein scheint: An keiner Stelle ließen sich signifikante Unterschiede im Antwortverhalten auf der Grundlage der Unterscheidung Ost/West und Frau/Mann ausmachen.

Positiv bleibt festzuhalten, dass Doktoranden, die sich der deutschen Nachkriegsgeschichte und der Geschichte der deutschen Teilung widmen, eine hohe Zufriedenheit zu eigen ist, die sich sowohl auf das gewählte Themenfeld als auch

7 Vgl. aus der Werkstatt der Stipendiatinnen und Stipendiaten der Bundesstiftung Aufarbeitung: Muhle/Richter/Schütterle (2008).

auf den Rahmen der Promotion, also etwa die Betreuungssituation bezieht. Sie besitzen eine ausgeprägte intrinsische Motivation, glauben an gute berufliche Perspektiven und sehen sich als Teil eines florierenden Forschungsfeldes. Viele finden tatsächlich Jobs in der DDR-Forschung, andere suchen sich neue Betätigungsfelder. Gleichzeitig ist die Kehrseite des autonomen Promovierens in Einsamkeit und Freiheit deutlich geworden, denn aus den Ergebnissen lässt sich ein Defizit im Hinblick auf ihre Integration in die *scientific community* ablesen. Wo dies möglich ist, sollten entsprechende Vernetzungsangebote gefördert werden. Außerdem sollten die Promovierenden stärker dazu angeregt werden, sich im Vorfeld der Themenfindung einen Überblick über vorhandene Recherchemöglichkeiten vor allem in den einschlägigen Archiven zu verschaffen.

Thematisch schließlich wird ein breites Spektrum an Interessen und Zugriffen auf das Thema erkennbar, was auch den Umstand betrifft, dass alle Jahrzehnte der DDR-Geschichte unter den Doktoranden auf Interesse stoßen. Zu hoffen ist, dass ihre Absichten, bisherigen Forschungsdesideraten wie etwa der Geschichte der SED, der Umsetzung ihrer politischen Konzepte auf der Bezirks-, Kreis-, Orts- oder Betriebsebene und damit der alltäglichen Funktionsweise des Systems größere Aufmerksamkeit zu widmen, auch tatsächlich umgesetzt werden können. Dann würden die Promovierenden tatsächlich zu Motoren des wissenschaftlichen Fortschritts in der DDR-Forschung werden.

Promovieren als Prozess

4. Promovieren lernen

Ein Wegweiser zur Promotions(ratgeber)literatur

Welche Formen von Promotionsratgebern gibt es? Welche Unterschiede in Perspektive, Umfang und Qualität lassen sich ausmachen? Welche Erkenntnisse zur Promotion bietet die internationale Hochschulforschung? Wie fallen die Versuche aus, sich dem Promotionsgeschehen auf eher literarische Weise zu nähern?

„Probieren geht über Studieren“ behauptet der Volksmund und wird von einer wachsenden Ratgeberliteratur zu allen Lebenslagen eines Besseren belehrt. Solche Beratungen absorbieren Unsicherheit, helfen Entscheidungen vorbereiten und liefern gelegentlich Legitimation für bereits getroffene nach. Schon die vorliegende Publikation verrät: Auch das Feld des Promovierens bildet in der zunehmenden „Selbstklientilisierung“ (Duttweiler) durch die Inanspruchnahme von Beratungsleistungen keine Ausnahme, schließlich lauern auf dem langen Weg zum Dokortitel zahllose Schwierigkeiten, die erfolgreich bewältigt werden müssen.

Promotionsratgeber bilden bislang ein noch vergleichsweise übersichtliches Segment. Die im Weiteren vorzunehmende Sondierung folgt einer Perspektive, in der eine sukzessive Distanzzunahme ihrer Autoren zum Dissertationsgeschehen erkennbar wird: Ausgehend von den Büchern, die von Promovierenden für Promovierende verfasst wurden (1.), über die professionelle Ratgeberliteratur (2.) bis hin zu den nüchternen Analysen der Wissenschaft (3.) soll so eine „Beratung“ über Ratgeber stattfinden. Das soll nicht nur einen Überblick über die relevante Literatur geben, sondern auch ein wenig ihre Leistungsfähigkeit steigern. Ein abschließender Blick dieses Versuchs gilt den sporadisch

unternommenen Versuchen, die Herausforderungen des Promovierens satirisch oder literarisch zu verarbeiten (4.).

4.1. Das Wissen der Promovierenden

Die Promotion neigt dazu, mehr als die dritte Stufe der akademischen Ausbildung oder der erste Schritt in den Beruf¹ zu sein. Sie tendiert aufgrund zahlloser Herausforderungen und Schwierigkeiten vielmehr dazu, einen ganzen Lebensabschnitt zu dominieren. Und dann bedeutet Leben gelegentlich auch Leiden. So leiden denn viele Promovierende in und an Einsamkeit und Freiheit. Dieses Leiden entspringt nicht nur der Natur wissenschaftlichen Arbeitens und Schreibens, sondern auch der zumeist losen Strukturierung der Promotionsphase in Deutschland.

Zum einen bergen wissenschaftliche Tiefenbohrungen und deren schriftliche Dokumentation jenseits alltagsweltlicher Erfahrungszusammenhänge nur selten das Potenzial, zum Quell überschäumenden Interesses Dritter und inspirierender Diskussionen mit diesen zu werden. Zum anderen fallen mit der recht losen Integration der Promovierenden und ihrer Arbeit in größere institutionelle Zusammenhänge regelmäßig auch andere stützende soziale und wissenschaftliche Kontakte aus. Das Fehlen leitender äußerer Vorgaben erzwingt dann die Entwicklung gewisser Techniken des Selbstmanagements und der rationalen Lebensführung.

Mögen derartige Gefahren vor allem externen Promovenden und Stipendiaten drohen, so birgt auch das Verfertigen der Doktorarbeit auf der Stelle eines wissenschaftlichen Mitarbeiters – die in Deutschland immer noch häufigste Form der Promotion – ihre spezifischen Risiken. Die Klagen der promovierenden Universitätsangehörigen über eine erdrückende Beanspruchung ihrer Person seitens der Hochschulen für alle möglichen und unmöglichen

1 Im Zuge des 1999 in Bologna initiierten Prozesses zur Schaffung eines gemeinsamen europäischen Hochschulraums wurde auf dem Berliner Hochschulgipfel 2003 die Promotion neben Bachelor und Master als dritter Zyklus des Hochschulstudiums definiert. Der Bergener Hochschulgipfel 2005 wiederum hat diese eindeutige Festlegung relativiert: Gilt die Promotion auch weiterhin als Bestandteil des Hochschulstudiums, so haben Promovenden nun zugleich den Status von Studierenden als auch von Nachwuchswissenschaftlern inne (Keller 2006).

Arbeiten sind Legende. Die komfortabelste Promotionssituation scheint sich mithin im Rahmen eines Graduiertenkollegs oder vergleichbarer Einrichtungen zu ergeben, die vermehrt geschaffen werden, um dem Promotionsprozess eine starke Struktur zu verleihen.

Dass solche Strukturierungsbemühungen ambivalent sind, liegt allerdings auch auf der Hand. Die Befürchtungen der Kollegangehörigen, durch einen zu starken Grad der Verschulung und die Einbindung in begleitende Programme am konsequenten Vorantreiben ihres Dissertationsprojekts gehindert zu werden, machen eines kenntlich: (Über)fördern fehlende externe Vorgaben die Selbststeuerungskapazitäten einiger angehender Doktoranden und Doktorandinnen, so verengen wiederum Versuche, dem durch stärkere Reglementierungen abzuweichen, anderen Promovierenden ersehnte Spielräume.

Doch solchen Leidenssituationen auf dem Weg zur Promotion gehen zahlreiche Schwierigkeiten voraus, und ebenso viele bleiben noch zu absolvieren. Wurde mit einem zumeist überdurchschnittlich guten Studienabschluss die erste Hürde für den Beginn einer risikoreichen Promotionskarriere genommen, folgt dieser dann die „Suche nach einem Betreuer der Dissertation, d. h. einem ‚Doktorvater‘ oder einer ‚Doktormutter‘; eine erfolgreiche Suche nach einem geeigneten Thema für die Doktorarbeit; in nicht seltenen Fällen, in denen die Finanzierung des Promotionsvorhabens nicht von Hause aus gesichert ist, die erfolgreiche Suche nach einer Promotionsstelle (meist an einer Hochschule) oder nach einem Stipendium; ein oft jahrelanges Schreiben der Doktorarbeit; das Bestehen der mündlichen Doktorprüfung; die Suche nach einem Verlag für die Veröffentlichung der Doktorarbeit; die Finanzierung der Veröffentlichung.“ (Münch 2003: 6)

Jede dieser Herausforderungen kann dabei zur Ursache schwerwiegender Turbulenzen oder Krisen mutieren. Doch was auch immer die Quellen des Unbehagens in der Promotion sind, geteiltes Leid bleibt halbes Leid. Daher entwickeln sich zahlreiche informelle und formelle, teils in größere institutionelle Zusammenhänge eingebettete Doktorandennetzwerke. Diese ermöglichen neben einem regelmäßigen Erfahrungsaustausch auch das gelegentliche Schwelgen in einer „Kultur der Klage“ hinsichtlich der eigenen Situation.

Lassen sich solche Klagen innerhalb der Netzwerke formalisieren, politisieren und organisieren, dann entwickeln sich diese Zusammenschlüsse – so sie nicht ohnehin zu diesem Zwecke gegründet wurden – zu Interessenvertretungen

der Doktoranden. Ebenso lässt sich das im Erfahrungsaustausch gewonnene praktische Wissen der Doktoranden in eine reflektierte, allgemeinere und zum Teil politisierte Form bringen, um so die je individuelle Neuaneignung eines solchen Handlungswissens durch künftige Aspiranten des Dokortitels wesentlich zu effektivieren. Promovierende helfen also Promovierenden. Mit dem bundesweiten „Interdisziplinären Netzwerk für Promovierende und Promovierte e. V.“ THESIS und der aus GEW-Mitgliedern bestehenden Projektgruppe DoktorandInnen (PG Dok) haben die zwei wichtigsten dieser Netzwerke einen solchen Versuch unternommen und eigene Promotionsführer vorgelegt.

„Erfolgreich promovieren“ verspricht das Handbuch von THESIS (Stock/Schneider/Peper/Molitor 2006), und schon beim Durchblättern verflüchtigt sich ein erstes Problem: Wenigstens die ordnungsgemäße Anfertigung des Doktorhutes dürfte dank des im Anhang befindlichen Bastelbogens kaum noch Schwierigkeiten bereiten. Zwei Stunden seien dafür zu veranschlagen, bei ungeschickten Bastlern könne sich der Zeitbedarf auf vier Stunden erhöhen. Für die Realisierung des über die restliche Publikation ausgebreiteten Bastelbogens für ein ordnungsgemäßes Anfertigen der Dissertation seien dagegen realistischlicherweise vier Jahre anzusetzen. Dass es in vielen Fällen zu einer Überschreitung dieser Dauer kommt, sei allerdings nicht immer auf das mangelnde Geschick der Promovierenden zurückzuführen: Finanzierungsprobleme, Belastung durch andere Arbeiten, die Gründung einer eigenen Familie oder auch psychische Probleme führten immer wieder zu Unterbrechungen der Promotionserstellung.

Vier Jahre sind eine lange Zeit – ausreichend, um die Grundschule zu absolvieren oder eine Legislaturperiode zu überstehen, aber natürlich auch, um Berufserfahrungen zu sammeln und Geld zu verdienen. Entsprechend gründlich müsse die Motivationsprüfung für die Aufnahme des Promotionsprojektes ausfallen, die hier – wie in jedem anderen Promotionsratgeber auch – den Einstieg in eine umfassende Beratung darstellt. Hat man seine Motivationsfestigkeit in einem kleinen Test erfolgreich unter Beweis gestellt, kommt man in den Genuss einer klar strukturierten Beratung, die das ganze Spektrum möglicher Fragestellungen innerhalb des Promotionsprozesses abdeckt. Das reicht von (steuer-)rechtlichen, finanziellen und institutionellen Rahmenbedingungen über Probleme des richtigen Textverarbeitungsprogramms und des Zeitmanagements bis hin zum Promovieren mit Kind, mit Behinderung oder im hohen Alter.

Im Hinblick auf die Beratungsbreite zu individuellen Problemlagen lassen sich dabei kaum Unterschiede zum Konkurrenzprodukt der GEW ausmachen (Koepernik/Moes/Tiefel 2006), das sich über das Erfolgskriterium hinaus einem „Promovieren mit Perspektive“ verschrieben hat. Diese „Perspektive“ überschreitet dabei beständig den Horizont des individuellen Promotionsglücks und greift vehement in den Bereich der aktiven Interessenvertretung und Bildungspolitik über. Um eine alte Unterscheidung aufzugreifen: Der THESIS-Ratgeber scheint eher auf den *bourgeois*, die Publikation der GEW hingegen auf den *citoyen* im promovierenden Zeitgenossen zu zielen.

So steht in der grundsätzlichen Ausrichtung die Absicht, dem Promovierenden Instrumente an die Hand zu geben, um „die Arbeit an der Promotion effektiver zu gestalten“ (Stock/Schneider/Peper/Molitor 2006: Klappentext), einem umfassenderen Ziel gegenüber: Der GEW-Ratgeber möchte zusätzlich junge Wissenschaftler unterstützen, „die sich für Verbesserungen der Promotionsphase einsetzen, in ihren Fachbereichen, Hochschulen und Forschungsinstituten auf nationaler und internationaler Ebene“ (Koepernik/Moes/Tiefel 2006: 10). Der Effekt ist absehbar, seine Bewertung bleibt von der Grundstimmung des Lesers abhängig: Mag mancher die bornierte Fokussierung auf vornehmlich individuelle Fragestellungen beklagen, so könnten andere sich von der chronischen Vermischung von Information und politischer Forderung unangenehm agitiert fühlen. Konsequenterweise findet sich dann im Anhang auch kein Bastelbogen, sondern ein GEW-Mitgliedschaftsantrag.

Zweifellos haben beide Blickwinkel ihre Stärken: Beschränkt sich der THESIS-Ratgeber auf einen kurzen Abriss des Bologna-Prozesses, den Verweis auf weitere, leicht im Internet zugängliche Quellen und einen kurzen Aufruf, sich aktiv für die eigene Interessenvertretung zu engagieren, so wird damit Platz geschaffen, sich im weiteren Verlauf des Handbuchs auf praxisnahe Handlungsanweisungen und Tests zu konzentrieren. Das Bemühen, auch der Vielfalt möglicher Promotionswege und der fächerspezifischen Promotionskulturen in Deutschland gerecht zu werden, schlägt sich im Abdruck von Erfahrungsberichten aus zahlreichen Bereichen nieder. Durch verschiedene Indizes kann dabei auch leicht von Beschreibungen disziplinfremder Promovierender profitiert werden, auch wenn die Kürze und eine gewisse Blutleere der Texte ihren Ertrag schmälern.

Der GEW-Ratgeber glänzt auf der anderen Seite durch eine beständige hochschulforscherische Flankierung und politische Kontextualisierung seiner (eher abstrakten) Handlungsanweisungen, durch eine gesonderte Beleuchtung solcher Aspekte wie Internationalisierung oder Schlüsselkompetenzen und eine gelungene Beispielarbeit. Zudem vermag dieser Ratgeber durch seinen Sammelbandcharakter das ein wenig hermetische und technische Erscheinungsbild des THESIS-Handbuches zu vermeiden.

Beide Ratgeber versammeln jedoch nicht nur den umfassend und handlungsorientiert aufbereiteten Erfahrungsschatz von Promovierenden und Promovierten, der einen regelmäßigen Gebrauch bis zum erfolgreichen Abschluss oder dem kontrollierten Abbruch der Promotion verspricht. Sie deuten vielmehr auch zwei mögliche Richtungen an, in die sich die Beschäftigung mit der Promotion entwickeln kann: Zum einen lässt sich die stark praxisorientierte Ausrichtung des THESIS-Führers ausbauen und so alltagstaugliches Handlungswissen zur Verfügung stellen. Als mögliche Erfahrungsquellen bieten sich hier zwei weitere, direkt in den Promotionsprozess involvierte Akteure an: die universitäre Promotionsberatung und der Betreuer (nachfolgend Punkt 2.). Folgt man auf der anderen Seite der abstrakteren, wissenschaftlichen Betrachtungsweise des GEW-Führers, so gelangt man in die Gefilde der Hochschul- und Bildungsforschung. Sie erlauben einen distanzierteren Blick auf die Doktorwerdungsprozesse und ihre Umwelt (Punkt 3.).

Obzwar vornehmlich von Autoren mit mehrjähriger Erfahrung in Betreuung der Promovierenden verfasst, soll hier vorgehend das „Handbuch Promotion“ (Nünning/Sommer 2007) erwähnt werden. Dieser auf Promotionen in den Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften ausgelegte Ratgeber stellt hinsichtlich des Beratungsumfanges und der hochschulforscherischen Rückendeckung das wohl wichtigste Konkurrenzprodukt zu den Publikationen von GEW und THESIS dar. In Anlage und Inhalt spürbar von diesen inspiriert, dominiert auch hier das Bemühen, über eine rein pragmatische Handreichung hinaus den sich wandelnden Promotionskontext ausführlich zu beleuchten, ohne damit jedoch wie der GEW-Führer programmatische Forderungen zu verbinden.

Entsprechend findet sich auch hier neben einer klar strukturierten Beratung zu den wesentlichen Aspekten des Promotionsprozesses ein umfassender, sachlich gehaltener Überblick zur aktuellen Situation der Promotion in Deutschland, den Interessenvertretungen des wissenschaftlichen Nachwuchses

und den relevanten hochschulforscherischen Untersuchungen. Trotz aller angestrebten Objektivität und Wissenschaftlichkeit entgeht er dabei den Schwächen des lange Zeit umfassendsten Promotionsratgebers von Engel/Preißner (2001). Da sich bei diesem die wissenschaftliche Akribie gelegentlich in der ausführlichen Thematisierung von für Promovierende eher weniger relevanten Bereichen niederschlägt und ihm zudem den Charme eines Telefonbuchs verleiht, wird dieses einstige Referenzwerk wohl nicht nur aus Gründen der Aktualität den drei besprochenen Ratgebern weichen.

4.2. Die Sorge um sich

Handlungsorientierte Ratgeberliteratur zielt auf therapeutische Effekte. Sie ist bemüht, Situationen des (potenziellen) Elends in handhabbare Herausforderungen zu transformieren. So generiert sie im Erfolgsfalle genügend Motivation, nicht selbstverschuldet im Stande der Krise zu verharren, sondern die anstehenden Aufgaben aktiv selbst zu gestalten. Entsprechend fokussieren sie auf Selbstmanagementstrategien und blenden tendenziell die Umwelt ab. Variationen treten innerhalb dieser Ratbergattung dann vornehmlich in der Problemnähe, der unterlegten Informationsdichte sowie im Tonfall der motivierenden Appelle auf.

Ausgestattet mit der „schlimmen Erfahrung“ (Knigge-Illner 2002: 7) ihrer eigenen Promotionszeit und der beruflichen Kompetenz einer psychologischen Beraterin von Doktoranden an der FU Berlin nähert sich Knigge-Illner dem leidvollen „Einzelkämpferdasein“ des Promovenden auf einfühlsam-professionelle Weise. Eingebettet in ein großzügiges Layout und ergänzt durch zahlreiche Übungen werden vielfältige Strategien des Selbst- und Projektmanagements alltagstauglich auf typische Problemlagen appliziert. Dabei scheint, wie in anderen Promotionsratgebern auch, die Bearbeitung der drei obligatorischen Promotionskrisen als strukturierendes Moment durch: Paralyisiert den Promovierenden in der initialen Materialkrise ein Überschuss oder Mangel an relevanten Daten und lösen Zweifel an der Relevanz der eigenen Forschungen eine zweite Erschütterung aus, so verzögern in der Abschlusskrise Perfektionswünsche immer wieder das Einreichen der Dissertation.

Ähnlich in Anlage und Layout präsentiert sich auch der „Lei(d)tfaden für Promotionswillige“ (Messing/Huber 2007). Lakonisch im Tonfall und ergänzt

durch eine amüsante FAQ-Sektion, verrät die kommentierte Literaturliste, wo auch hier die Beratungsschwerpunkte liegen: Neben einschlägigen Publikationen zu Kreativität und Mindmapping, zur Vortragstechnik und zum Zeitmanagement, zum ökonomischen Lesen und wissenschaftlichen Schreiben werden Bücher zum Umgang mit Selbstblockaden und Frust vorgestellt.

„Promovieren nach Plan“ (Gunzenhäuser/Haas 2007) bemüht sich dagegen spürbar um einen Spagat zwischen objektiver Information und der „Sorge um sich“. Erstere liefert eine gute Gliederung des Promotionsprozesses in Einstiegs-, Konkretisierungs-, Forschungs-, Erstellungs- und Endphase sowie eine (im Text dann irrelevante) Differenzierung der Doktoranden in zwölf (!) Untergruppen. Sodann verraten die Hinweise zur Arbeitsgestaltung deutlich die Schulung an der relevanten Selbstmanagementliteratur. Doch im Gegensatz zum THESIS-Ratgeber führt diese duale Anlage des Buches lediglich zu einer Kompilation „oft sehr allgemeine[r] Wahrheiten oder weniger interessante[r] Detailvorschläge“ (Moes/Petri 2006: 442). Bemerkenswert bleibt daher allenfalls der Stil der Autoren. Wer befürchtet, durch einführende oder lakonische Hinweise nicht ausreichend mit Kraft zur Selbststeuerung versorgt zu werden und daher einen imperativen, humankapitalistischen Tonfall bevorzugt, wird hier sicher fündig. So finden sich zwischen einem Meer an Ausrufezeichen auch Sätze wie „Ihre Familie ist also nicht nur Hemmschuh, sondern auch Delegationskapital, das Sie nutzen können und sollten“ (Gunzenhäuser/Haas 2007: 34).

Allerdings: Konzipieren die letztgenannten Promotionsratgeber den Doktoranden als Einzelkämpfer und widmen sich daher vornehmlich der Entfaltung seiner Selbststeuerungspotenziale, so kommen auch sie nicht um die ausführliche Thematisierung einer sensiblen sozialen Interaktion umhin. Gewiss muss jede Dissertation allein verfasst werden (und entsprechend bewegen sich kommerzielle Promotionsberatungen häufig am Rande der Legalität). Gleichwohl durchbricht die fest institutionalisierte Beziehung zwischen Betreuer und Promovierendem unweigerlich die latente Isolation des Doktoranden.

Diese Beziehung orientiert sich in Deutschland mehrheitlich am Lehrlingsmodell. Das bringt nicht nur regelmäßige Klagen seitens der Doktoranden über feudale Strukturen und daraus entspringenden Machtmissbrauch hervor, sondern auch eine intime Kenntnis des Promotionsprozesses durch den Betreuer. Dementsprechend fungiert diese konfliktreiche Macht-Wissens-

Beziehung nicht nur als beständiges Objekt der Promotionsberatung, sondern stellt gelegentlich auch deren Quell dar.

Einen ersten Versuch, neben der promovierenden auch die betreuende Akteurs-Perspektive fruchtbringend einzubeziehen, stellt der „Christliche Promotionsratgeber“ dar (Löchner 2000). Allerdings dominieren hier – wie der Titel bereits verrät – eher seelsorgerische Fragen. Wer die Vereinbarkeit der sozialen Rollen Doktorand, Mensch und Christ oder den Einklang der angestrebten Promotion mit der Verheißung Gottes nicht für die drängendsten Probleme hält, sollte daher für eine Beschreibung des Promotionsprozesses aus der Betreuerperspektive auf von Münchs Büchlein „Promotion“ (2006) zurückgreifen. Werden auch hier alle relevanten Aspekte einer Promotion angesprochen, so bleibt der Anteil des praktisch verwertbaren Wissens doch recht marginal. Insoweit ist dies weniger ein Ratgeber als eine rhetorisch brillante und historisch grundierte Anekdotensammlung.

Neben seinem unterhaltsamen Charakter verspricht das Buch dennoch einige therapeutische Effekte. So beruhigt es nicht nur durch das Kolportieren von Goethes gescheitertem Promotionsversuch. Vielmehr macht es jenseits aller Selbstregierungsprogramme und administrativen Steuerungsbestrebungen die Eigendynamiken des Alltags und die Mikropolitiken der promovierenden und betreuenden Personen sichtbar. Dem steht der analytische Blick der Wissenschaft gegenüber, die vornehmlich über aggregierte Daten Informationen bereitstellt. Diese provozieren und begleiten dann nicht nur Steuerungsbemühungen seitens der Politik, sondern ermöglichen auch dem angehenden Doktoranden eine Selbstverortung innerhalb der unübersichtlichen Promotionslandschaft.

4.3. Der analytische Blick

Seit Beginn der 1990er-Jahre wird mit vielfältigen Reformbestrebungen versucht, auf die zunehmend kritisierten strukturellen Defizite der Doktorandenausbildung in Deutschland zu reagieren. Insbesondere vor dem Hintergrund der Schaffung eines europäischen Hochschulraums – Stichwort Bologna – zielen die gegenwärtigen Umstrukturierungsmaßnahmen auf solche Problemlagen wie lange Promotionszeiten, das steigende Durchschnittsalter der Doktoranden, ihre unzureichende internationale Mobilität und – allgemeiner – auf

die mangelnde Strukturierung des Promotionsprozesses. Derartige Bemühungen machen sowohl eine umfassende Bestandsaufnahme als auch einen beständigen Abgleich der anvisierten mit den erzielten Wirkungen notwendig. Sie stimulieren damit eine erhöhte Selbstreflexivität des Wissenschaftssystems, die ihren Niederschlag nicht zuletzt in einer gestiegenen Anzahl von Publikationen zum Promotionsgeschehen findet.

Eine recht umfassende Bestandsaufnahme bieten die „Empfehlungen zur Doktorandenausbildung“ des Wissenschaftsrates (2002), die neben den verschiedenen Kontexten der Graduiertenförderung auch den Übergang vom Studium zur Promotion, Fragen der Promotionsfinanzierung sowie die Lage ausländischer Studierender beleuchten. Eine ähnlich gelagerte Inventur der aktuellen Lage der Doktorandenausbildung liegt mit dem HRK-Sammelband „Quo vadis Promotion?“ (Bosbach/Michalk 2007) vor.²

Spielt auch hier bereits die europäische Dimension des Bologna-Prozesses vielfach in die Analysen hinein, so legt die CEPES-Studie „Doctoral Studies and Qualification in Europe and the United States“ (Sadlak 2004) mit einer synoptischen Darstellung der Promotionsmodelle in zwölf europäischen Ländern und den USA die Basis für einen fundierten internationalen Vergleich.³ Daran anschließend dokumentiert der Tagungsband „Promovieren in Europa“ (Fiedler/Hebecker 2006) neben einer Überblicksdarstellung zu verschiedenen nationalen Modellen des strukturierten Promovierens auch die diesbezüglichen Positionen des Wissenschaftsrats, der Deutschen Forschungsgemeinschaft, der Generaldirektion Forschung der Europäischen Kommission sowie der GEW.

Versorgen derartige Bestandsaufnahmen und Vergleiche vornehmlich lenkende Instanzen mit dem notwendigen Fachwissen zur Entdeckung von Steuerungspotenzialen und zur Entwicklung von Evaluierungsmaßstäben, so verraten diverse Promovierendenstudien den angehenden Doktoranden, wo sie stehen. So befragte im Sommer 2004 das bereits erwähnte interdisziplinäre Netzwerk für Promovierende und Promovierte THESIS 10 000 Doktoran-

2 Auch der aktuelle „Bundesbericht zur Förderung des Wissenschaftlichen Nachwuchses (BuWin)“ (BMBF 2008) bietet eine umfassende, wenn auch breiter ausgerichtete Dokumentation der deutschen Doktorandenausbildung.

3 Einen ähnlichen Vergleich von zwölf nationalen Promotionsmodellen bietet zudem die Studie von Kupfer/Moes (2004).

dinnen in Deutschland nach ihrer Motivation für den Beginn der Promotion, nach dem gewählten Promotionsmodell, den Finanzierungsarten und der Zufriedenheit mit den Betreuungsverhältnissen (duz-SPEZIAL 2004). Reflektieren hier vornehmlich Torten- und Balkendiagramme die aggregierten Antworten der Betroffenen, so bemüht sich die mit Konzepten der Personalentwicklung bewehrte Studie von Berning und Falk (2006) um eine praxisorientierte Bestandsaufnahme bezüglich der Strukturierungsbemühungen der Doktorandenausbildung. So kündigt die Befragung von 3000 Promovierenden und 700 Betreuern in Bayern nicht nur von den Befindlichkeiten hinsichtlich der Entdeckungswege und Förderung von Doktoranden, der Intensität der Qualifizierung für Forschung und Lehre sowie dem Stellenwert von formellen Studien- und Betreuungsangeboten, sondern bemüht sich um Handlungsanweisungen für weitere Reformbestrebungen im Promotionswesen.

Doch bekanntermaßen lernt man nicht für die Schule, und so zielt auch die Neujustierung der Doktorandenausbildung nicht zuletzt auf eine verbesserte Einmündung in den Arbeitsmarkt. Dass auch bisher eine relativ befriedigende „Karriere mit Dokortitel“ dominierte, zeigt die inzwischen klassische Studie von Enders/Bornmann (2001). Befragt wurden hier 2200 Promovierte aus sechs Fächern, die ihren Dokortitel in den Jahren 1979/80, 1984/85 und 1989/90 erwarben, nach ihrem Bildungsweg, ihrem beruflichen Werdegang und ihrer Promotionsphase. Kann auch diese Studie keinen Aufschluss über die aktuelle Situation geben, da sie die Doktoranden der letzten 20 Jahre nicht berücksichtigt, so zeigt die jüngere Befragung von Hans-Böckler-Stipendiaten (Enders 2005), dass Promovierte weiterhin schneller, besser entlohnt und ausbildungsadäquater im Berufsleben Fuß fassen als ihre promotionslosen Kollegen. Und somit befördert der Promotionsprozess – allen Klagen zum Trotz – nicht nur die Ausbildung einer allseitig gebildeten bürgerlichen Persönlichkeit, sondern auch die individuelle Karriere.

4.4. Promovieren, um davon zu erzählen

Mögen auch solch wissenschaftliche, zumeist statistisch-administrative Erhebungen durch ihre Ermittlung von Normalwerten und die Bereitstellung von Vergleichsmöglichkeiten starke Individualisierungs- und Selbsterkenntniseffekte

bei den Doktoranden zeitigen, so eignet sich neben den praxisbezogenen Ratgebern die literarische Verarbeitung von Promotionserfahrungen zur Aneignung diverser Muster biografischer Selbstreflexion.

Gerade die im Sammelband „Geschichten aus 1001 Promotion“ (Fiedler/Hebecker/Maschke 2006) vereinten Kurzgeschichten und Erfahrungsberichte thematisieren jenseits statistischer Zahlen und für Bewerbungszwecke begradigter Lebensläufe die Promotion als inneres Erlebnis. In prägnanten Erzählungen machen dabei ehemalige Hans-Böckler-Stipendiaten und Stipendiatinnen die tendenzielle Omnipräsenz der Dissertation im Alltag und ihre subjekttransformierende Kraft, ihre pädagogischen Wirkungen auf den Promovierenden sichtbar. Über die persönliche Betroffenheit hinaus geraten unter den Stichworten Wissenschaftsbetrieb, Umwelt oder Betreuung auch (hochschul)politische und gesellschaftliche Aspekte ins Blickfeld. Prägt ein ironisch-distanzierter Tonfall die kurzweiligen Beiträge zu den persönlichen Schwierigkeiten und Stimmungslagen, so verrät hier ein gelegentlicher Zynismus mitunter eine gewisse Resignation.

Gegenüber diesen autobiografisch-literarischen Berichten dominiert in „Promo-Viren“ (Meuser 2000) ein betont humoristischer, gelegentlich ins ka-lauerhafte abdriftender Tonfall. Nach zwei einleitenden Artikeln des Herausgebers zur allgemeinen Lage der Promotionslehre albern sich die restlichen Aufsätze multiperspektivisch entlang des Leidensweg Promovierender. Betroffene glossieren ihren Alltag als wissenschaftliche Mitarbeiter, Doktorväter, technische Betreuer und Verlagsmitarbeiter und entwickeln auf Basis eigener Beobachtungen parodistische Handreichungen. Dieses Feuerwerk angestrebter Fröhlichkeit kulminiert schließlich im Entwurf diverser Zukunftsszenarien für das lang ersehnte Leben als Titelträger.

Mögen beide Bände Texte sehr unterschiedlicher Qualität vereinen, sie machen eins deutlich: Wissen auch erfahrene Mitpromovierende, professionelle Ratgeber oder hochschulforschende Wissenschaftler häufig besser, wie die effiziente Gestaltung einer Promotion aussehen könnte, so entpuppt sich das alltägliche Leben oft als relativ beratungsresistent. Mithin kann Beratung letztlich nur durch umfassende Informationen Alternativen aufzeigen und damit beständig zur Reflexion der je individuellen Promotions-situation anregen. Nicht mehr, aber auch nicht weniger.

5. Promovieren finanzieren

Finanzierungsoptionen, ihre Bedingungen sowie Vor- und Nachteile

Welche Wege zum Dokortitel mit welchen Formen der Finanzierung gibt es? Wie gelangt man in den Genuss der bevorzugten Finanzierungsform? Welche Vor- und Nachteile weisen sie hinsichtlich eines zügigen Promotionsabschlusses und der späteren Berufstätigkeit auf?

Geld besitzt eine besondere Aura, wirkt es doch nicht nur über das, was es tut, sondern auch über das, was es tun könnte. Seine zahllosen Verwendungsmöglichkeiten verheißen beliebige Handlungsspielräume, wenn nicht gar die individuelle Aneignung der Gesamtheit menschlicher Möglichkeiten. Entsprechend verfügt es über eine Attraktivität, die weit über bloße Sachzwänge hinausgeht. Doch erscheint Geld auch immer wieder als Verkörperung des „Vermögens“ schlechthin, so weiß schon der volkstümliche Schläger, dass bestimmte Dinge dem einfachen Zugriff des schnöden Mammons entzogen bleiben: Über die viel besungene Liebe hinaus funktionieren in unserer Gesellschaft auch solche sozialen Tatsachen wie Wahrheit, Kunst oder Macht jenseits und partiell konträr zur monetären Logik. Und dennoch vermögen weder gesellschaftliche Ausdifferenzierung noch postmaterialistische Mentalitäten den beständigen Finanzierungsvorbehalt aufzuheben, dem auch solche wirtschaftsfernen Bereiche unterliegen. Im hiesigen Kontext heißt die banale Konsequenz daher: Lässt sich mit Geld auch keine Promotion kaufen (jedenfalls nicht legal), so genügen bloße Wahrheitsliebe und wissenschaftlicher Elan kaum, um eine Dissertation erfolgreich zum Abschluss zu bringen.

Der Notwendigkeit, den Promotionsprozess nicht nur wissenschaftlich, sondern auch finanziell auf eine solide Grundlage zu stellen, kann auf höchst vielfältige Weise entsprochen werden. Da diese Optionen nicht nur dem zügigen Abschluss und der Qualität der Promotion, sondern auch der individuellen Karriereplanung in unterschiedlichem Maße förderlich sein können, soll im Folgenden ein Überblick über die verschiedenen Finanzierungsformen sowie ihre Vor- und Nachteile erfolgen.

Grundlegend lassen sich interne und externe Promotionen unterscheiden, wobei alle Promotionen, die nicht im Rahmen einer Beschäftigung an der Universität finanziert werden, hier als externe gelten. Diese primäre Differenzierung kann durch eine Unterscheidung nach dem jeweiligen Kostenträger der Promotion weiter verfeinert werden:

„Als ‚Kostenträger‘ in der Sprache des Verwaltungsrechts, als ‚Finanzier‘ in der Umgangssprache kommen verschiedene Personen oder Institutionen in Betracht: der Doktorand selbst oder seine Angehörigen, d. h. in der Regel seine Eltern, gelegentlich auch ein Ehepartner (sogenannte Eigenmittel); die Hochschule oder ein Hochschulinstitut, wenn der Doktorand hier beschäftigt ist (Haushaltsmittel); ein Zuwendungsgeber an eine Hochschule oder ein Hochschulinstitut (Drittmittel); der Staat, Stiftungen oder andere Organisationen, die den Doktoranden unmittelbar finanzieren (Stipendien); ein Arbeitgeber, der dem bei ihm beschäftigten Doktoranden für die Anfertigung der Dissertation bezahlten Urlaub gewährt (Freistellung).“ (von Münch 2003:60)

Daraus resultiert die folgende Gliederung: Nach der Vorstellung einer Promotionsfinanzierung mittels einer Anstellung an der Hochschule über universitätseigene Haushaltsmittel oder eingeworbene Drittmittel sollen die Möglichkeiten erörtert werden, sich extern über eine Beschäftigung an einer außeruniversitären Forschungseinrichtung, über Stipendien oder Eigenmittel zu finanzieren. Da sich die bezahlte Freistellung im hiesigen Kontext empirisch kaum findet, wird diese vernachlässigt (Abb. 1).

Freilich steht der idealtypischen Eindeutigkeit in der Realität eine Gemengelage verschiedener Finanzierungsmodelle gegenüber. Zum einen sehen sich die meisten Doktoranden im Verlaufe ihrer Promotion genötigt, sukzessive oder parallel auf verschiedene Kostenträger zurückzugreifen. So überbrücken manche die Zeit bis zur Bewilligung des Stipendiums durch den Bezug von Arbeitslosengeld und sichern schließlich die Abschlussfinanzierung mittels

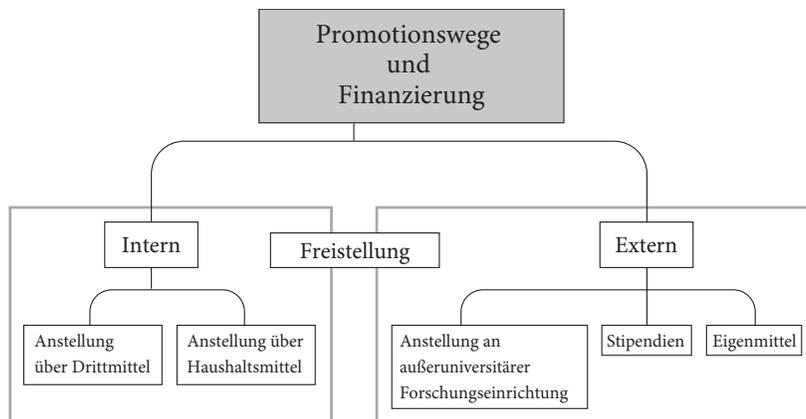


Abb. 1: *Promotionswege und Finanzierung*

elterlicher Unterstützung, während wissenschaftliche Mitarbeiter nicht selten nach dem Auslaufen der universitären Haushaltsstelle ihren Lebensunterhalt innerhalb von Drittmittelprojekten an der gleichen Einrichtung verdienen. Zum anderen ebnet der Arbeitsalltag häufig die strikte Grenzziehung entlang der gewählten Finanzierungsmodelle ein. Eine kontinuierliche Zusammenarbeit von wissenschaftlichen Mitarbeitern, Stipendiaten und Drittmittelbeschäftigten in gemeinsamen Forschungsprojekten ist daher keine Seltenheit.

Ein Blick auf die Statistik offenbart zudem, dass die diversen Varianten zur Sicherung des Lebensunterhaltes in recht unterschiedlichem Ausmaß verbreitet sind. So arbeitet im Bereich der Sprach- und Kulturwissenschaften etwa ein Drittel der Promovierenden auf einer haushaltsfinanzierten Universitätsstelle oder innerhalb einer Forschungseinrichtung, ein weiteres Drittel wird stipendiert, und jeder Achte findet sein Auskommen auf einer Drittmittelstelle. Das noch verbleibende Viertel greift schließlich auf nicht näher spezifizierte Eigenmittel zurück (duz-SPEZIAL 2004: 15). Mag auch hier – ähnlich wie in den Sozialwissenschaften – der Anteil der Doktoranden auf einer Universitätsstelle in etwa dem der Stipendiaten entsprechen, so stellt die Anstellung als wissenschaftlicher Mitarbeiter in Deutschland nicht nur weiterhin die häufigste Form der Promotion dar, sondern gilt zugleich als der ideale Einstieg in die akademische Laufbahn.

5.1. Die Anstellung an einer Hochschule oder außeruniversitären Forschungseinrichtung

Kranke Ärzte, kriminelle Juristen oder Sportler, die sich plötzlich auf der Trainerbank wiederfinden: Mögen solche Seitenwechsel auch nicht immer intendiert oder wünschenswert sein, so ermöglichen sie nicht nur den Rückgriff auf vorhandene Wissensressourcen und bestehende Netzwerke, sondern auch deren Ausbau. Vergleichbar ist dem der Wechsel aus der Studentenrolle in die Beschäftigung als wissenschaftlicher oder künstlerischer Mitarbeiter. Synergetisch verbindet sich dabei für die meisten der gut 50 000 Inhaber dieser Stellen an den deutschen Hochschulen (Würmann 2006: 129) die Sicherung des Lebensunterhalts mit der Erstellung einer Promotion und dem fortgesetzten Kompetenzerwerb in Sachen Forschung, Lehre und Universitätsverwaltung. Die berufliche Einbindung in eine anerkannte Forschungseinrichtung bietet zudem massive Chancen, das persönliche symbolische und soziale Kapital zu mehren – ein Umstand der gerade im Hinblick auf eine weitere wissenschaftliche Karriere von höchster Relevanz sein kann.

Je nach Finanzierungsart lassen sich die Stellen der wissenschaftlichen Mitarbeiter in Plan- und Drittmittelstellen unterteilen: Während die Finanzierung der Planstellen aus den universitären Haushaltsmitteln stammt, wirbt die Hochschule (bzw. einzelne ihrer Wissenschaftler) für die Drittmittelstellen extern projektbezogene Gelder ein. Doch mag auch die Quelle der Gehälter verschieden sein, die Entlohnung fällt gemäß dem TV-L 13 (in Berlin und Hessen BAT IIa) identisch aus. Da es sich zudem um eine sozialversicherungspflichtige Anstellung handelt, erwirbt man – im Gegensatz zu den Stipendiaten – nicht nur Ansprüche auf Arbeitslosengeld und Rente, sondern profitiert auch von den Regelungen zu Schwangerschaft, Krankheit, Erziehungszeiten und bezahltem Urlaub (ebenda: 128).

Allerdings: Gerade in den Geistes- und Sozialwissenschaften kommen die wissenschaftlichen Mitarbeiter auf den universitären Planstellen nur selten in den Genuss eines vollen Gehalts und der daran gekoppelten sozialen Leistungen, sondern hier dominieren halbe Stellen die Szenerie. Mit der Halbierung des Lohns korreliert jedoch nicht immer eine Halbierung der Arbeitszeit, und so gehören die Klagen über (allzu viele) unbezahlte Überstunden zur Folklore des universitären Nachwuchses. Zwar ist die wissenschaftliche Mitarbeit zumeist explizit an eine Weiterqualifikation gekoppelt, und entsprechend sollte im Rah-

men der Dienstaufgaben genügend Freiraum für die wissenschaftliche Arbeit existieren. Doch die halbierten Stellen transformieren den Promotionsprozess nicht selten in eine Freizeitbeschäftigung, da die übergebürliche Inanspruchnahme das eigentlich verbleibende Zeitkontingent drastisch schmälert. Dennoch wäre es verfehlt, die universitäre Arbeitszeit pauschal als promotionsfern zu klassifizieren. Inwieweit sich hier jedoch Synergieeffekte erzielen lassen oder es zu Zielkonflikten zwischen wissenschaftlicher Arbeit und Promotionsvorhaben kommt, hängt nicht zuletzt vom konkreten Aufgabenprofil ab. Dabei divergieren die Haushalts- und Drittmittelstellen vornehmlich in zwei Punkten.

Zunächst weisen drittmittelfinanzierte Projekte eine thematische Bindung auf, die in der Regel inhaltlich mit dem Promotionsvorhaben konvergiert. Projektbezogen erhobene Daten und ausgewertete Literatur, aber auch die Ergebnisse von Interviewreisen und Kongressteilnahmen lassen sich somit im günstigsten Fall für die Promotion zweitverwerten. Doch beflügelt der thematische Gleichklang auch den Erwerb des Dokortitels, so laufen Promotion und Forschungsprojekte im Hinblick auf die Dauer und das Erkenntnisinteresse nur im Ausnahmefall zusammen. So ziehen die Drittmittelgeber gelegentlich eine verwertungsorientierte Analyse von Problemlagen einer extensiven wissenschaftlichen Untersuchung vor und stellen dafür nur selten solche zeitlichen und finanziellen Ressourcen bereit, die das Verfassen einer Doktorarbeit erfordert. Entsprechend konfligiert dann der Wunsch nach Handlungsorientierung mit dem nach wissenschaftlicher Gründlichkeit, und es kollidieren Projekt- und Promotionstermine. Auf sechs Monate bis hin zu fünf Jahren befristete Beschäftigungsverhältnisse markieren somit eine wesentliche Differenz zur Planstelle, die in der Regel für drei Jahre vergeben wird. Den zweiten zentralen Unterschied von Haushalts- und Projektstelle kennzeichnet die Einbindung in die Lehre.

Macht die arbeitsrechtliche Zuordnung zur Universität die Übernahme sogenannter Strukturleistungen – von der Klausuraufsicht bis zur Gremienarbeit – für alle wissenschaftlichen Mitarbeiter obligatorisch, so gehört die Lehrverpflichtung von zwei bis vier Semesterwochenstunden zum festen Aufgabenbereich lediglich der Planstelleninhaber. Angebunden an eine Professur obliegt ihnen damit nicht nur die Unterstützung des jeweils vorgesetzten Professors, sondern mit der Lehre auch die Korrektur von Hausarbeiten und die Betreuung von Studierenden. Dass die Inhaber von drittmittelfinanzierten Projektstellen von dieser zeitintensiven und nicht immer promotionsnahen Aufgabe befreit

sind, ist jedoch ambivalent: Immerhin gilt die Lehrbefähigung als wissenschaftliche Schlüsselqualifikation. Eine Gelegenheit, diesen Mangel zu kompensieren, bietet dann nur die Übernahme zumeist unbezahlter Lehraufträge.

Doch trotz dieser Differenzen gleichen sich die Promotionsbedingungen der wissenschaftlichen Mitarbeiter, unabhängig vom Beschäftigungsmodus, weitestgehend. Die Integration in das akademische Milieu gibt ihnen nicht nur Gelegenheit, die wissenschaftliche Arbeit an der Hochschule kennenzulernen, sondern bietet zudem die Chance zum Aufbau relevanter Netzwerke. Insbesondere der beständige Kontakt zum Betreuer vermag sich dabei zum Quell wertvoller Informationen und nachdrücklicher Förderung entwickeln. Doch gerade in hierarchischen Beziehungen birgt eine solche Nähe immer auch ein erhebliches Konfliktpotenzial: Nicht die Vorzüge netter Seilschaften, sondern einseitige Abhängigkeiten vom Vorgesetzten und künftigen Gutachter prägen dann den Alltag des Promovierenden.

Freilich findet Wissenschaft nicht nur an Hochschulen statt. Zwar haben die Universitäten erfolgreich das Promotionsrecht monopolisiert und verteidigen es einstweilen auch noch (vor allem gegen sich mehrende Forderungen bzw. Kooperationsavancen insbesondere der Max-Planck-Gesellschaft). Dennoch bieten auch zahlreiche außeruniversitäre Forschungseinrichtungen die Möglichkeit, auf einer wissenschaftlichen Mitarbeiterstelle eine Dissertation zu schreiben. Wie in den Hochschulen, so dominiert auch hier das dreijährige Arbeitsverhältnis auf einer halben Stelle. Doch trotz der häufig guten Einbindung in die Forschungsarbeit der Institutionen und aller Distanz zum universitären Alltag – die nach Abschluss der Promotion gelegentlich die Rückkehr in das akademische Leben erschwert – ist man auch hier nicht vor Belastungen durch promotionsferne Tätigkeiten gefeit. Möchte man diesen entgehen, bietet sich der Rückgriff auf ein Stipendium an.

5.2. Stipendien

„Hallelujah! Ich hatte das Stipendium ... Zwei Jahre finanzielle Unabhängigkeit! Zwei Jahre ohne den Zwang, einer Erwerbstätigkeit nachgehen zu müssen. Zwei Jahre Muße, mich völlig auf eine interessante Tätigkeit konzentrieren zu können! Was konnte einem schon Besseres passieren?“ (Scheriau 2006: 119)

Das Lob transzendenter Mächte und die großzügig ausgestreuten Ausrufezeichen signalisieren überdeutlich: Der Bezug eines Stipendiums, der in der Regel auf drei Jahre verlängert werden kann, ist für den Promovierenden ein zutiefst beglückender Umstand. Neben dem bejubelten Fakt, dank der regelmäßigen Alimentierung von jeglichem promotionsfernen Broterwerb freigestellt zu sein, markiert die Aufnahme in ein Stipendienprogramm auch die motivierende Anerkennung des Forschungsvorhabens seitens einer reputierten Institution. Doch bevor man in den Genuss einer solchen Förderung gelangt, gilt es, den hohen Ansprüchen der Stipendienggeber zu genügen. Neben einigen kleineren Stiftungen kommen dafür die elf großen sogenannten Begabtenförderungswerke, die Landesgraduiertenstipendien und die Graduiertenkollegs der DFG in Frage.

Die Begabtenförderungswerke

Die Furcht der frühen 1950er-Jahre vor einer demokratiegefährdenden Herrschaft der Verbände ist längst gewichen. Auch der Stipendiums-Bewerber sollte hinsichtlich des Kontaktes mit den organisierten Interessen keine Scheu an den Tag legen, stehen doch die Begabtenförderungswerke – mit Ausnahme der Studienstiftung des deutschen Volkes – jeweils einem dieser Repräsentanten der „Pluralität unserer Gesellschaft“ (www.begabtenfoerderungswerke.de) nahe, sprich: einer großen Partei,¹ einer Kirche, dem DGB oder der deutschen Wirtschaft. Dies spiegelt sich nicht zuletzt in den Auswahlkriterien wider. So kann mangelndes gesellschaftliches Engagement im Sinne der jeweiligen Stiftung die Chancen auf ein Stipendium spürbar verschlechtern.

Dennoch bleibt der Nachweis fachlicher Eignung die zentrale Voraussetzung für die Gewährung einer Förderung. Neben den entsprechenden Zeugnissen und zwei Gutachten von Professoren bedarf es dafür eines exzellenten Exposés, das eine Skizze des Forschungsvorhabens, eine Literaturliste und einen Zeitplan umfasst. Da das Verfassen eines solchen Aufrisses sich zumeist recht zeitintensiv gestaltet, beginnt die Arbeit an der Promotion bereits vor der möglichen Aufnahme in das Stipendienprogramm und

1 Bislang verfügen nur die sechs im Bundestag vertretenen Parteien über solche Einrichtungen. Die im Jahr 2005 angekündigte Gründung der NPD-nahen „Walter-Bachmann-Stiftung“ hat bisher nicht stattgefunden (Netzzeitung 2005).

macht zur finanziellen Überbrückung dieses Zeitraums meist den Rückgriff auf eigene Mittel notwendig.

Konnte man schließlich durch Exposé, gesellschaftliches Engagement und Auswahlgespräch überzeugen, wird man zunächst zwei Jahre lang mit einem steuerfreien Stipendium von € 1050,- alimentiert (BuWin 2008: 6). Dieser Fördersatz ist bei allen Begabtenförderungswerken identisch, schütten diese doch lediglich Mittel des Bundesministeriums für Bildung und Forschung aus und sind somit an dessen Richtlinien gebunden.

Signalisiert auch die Bewilligung des Stipendiums ein beachtliches Vertrauen in die Leistungsfähigkeit des geförderten Doktoranden, so verzichten die Begabtenförderungswerke keineswegs auf gelegentliche Kontrollen. Entsprechend ist der geförderte Promovierende dem Stipendiengeber gegenüber rechenschaftspflichtig. Gelingt dabei eine befriedigende Dokumentation der Promotionsfortschritte, so steht nach Abschluss der ersten beiden Jahre einer zweimaligen Verlängerung des Stipendiums um je sechs Monate in der Regel nichts entgegen.

Über den monetären Aspekt hinaus offerieren die meisten Stiftungen mit Beratungsangeboten durch Vertrauensdozenten und der Ausrichtung von Kursen, Workshops, Summer Schools und Tagungen auch eine „ideelle Förderung“ (Würmann 2006: 142). Nicht zuletzt versuchen die Begabtenförderungswerke mit solchen Angeboten, auf die potenziellen Schattenseiten des freien, einsamen und ortsungebundenen Promovierens eines Stipendiaten zu reagieren.

Gefahr droht vor allem durch den möglichen Umschlag der autonomen Forschung am heimischen Schreibtisch oder in den Bibliotheken und Archiven in Isolation. Ein gelungenes Selbstmanagement ist daher nicht nur für die Justierung des Arbeitsalltags vonnöten, auch der Kontakt zum Betreuer und die Einbindung in die *scientific community* müssen aus eigener Initiative organisiert werden. Die Distanz des Stipendiaten zur Universität erschwert zudem – wie schon bei den Angehörigen der außeruniversitären Forschungseinrichtungen – eine Rückkehr an die Hochschule, konkurriert man doch dann mit den akademisch gut integrierten wissenschaftlichen Mitarbeitern. Auf diese Problemlagen – die in potenziierter Form auch auf die sich aus Eigenmitteln finanzierenden Promovierenden zukommen – reagierte die DFG mit der Einrichtung von Graduiertenkollegs.

Graduiertenkollegs

Die Erkenntnis, dass Subjekte ohne institutionelle Rahmung nicht nur häufig mit Überforderung oder Missbrauch auf die entstehenden Freiheiten reagieren, sondern sich zudem in einer verwalteten Welt gegenüber organisierten und vernetzten Gruppen systematisch im Wettbewerbsnachteil befinden, bewog den Wissenschaftsrat seit den 1980er-Jahren, auf die Schaffung strukturierter Promotionskontexte zu drängen.

Seit 1990 finanziert die DFG daher verschiedene Graduiertenkollegs. Diese werden auf Antrag von Gruppen kooperierender Wissenschaftler für jeweils maximal neun Jahre zu spezifischen Themenschwerpunkten eingerichtet. Promotionswillige können sich hier mit einem Exposé auf ein Stipendium von monatlich € 1000,- plus einem Sachkostenzuschuss von 103 Euro bewerben und werden im Erfolgsfalle bis zu drei Jahre lang gefördert. Die Stipendiaten werden dabei in ein Forschungs- und Studienprogramm einbezogen, das parallel zur Promotion mittels regelmäßiger Kolloquien und Seminare, der Organisation von Tagungen sowie der Förderung von Vorträgen und Publikationen frühzeitig eine gelingende Integration in die wissenschaftliche Gemeinschaft fördern will. Neben der angestrebten produktiven Atmosphäre des Kolloquiums und dem umfassenden Begleitprogramm besteht eine weitere Neuerung in der Betreuung des Promovierenden durch zwei Wissenschaftler. Da zudem ein Ombudsmann zur Schlichtung angerufen werden kann, wird auf diese Weise die problematische Abhängigkeit vom Betreuer reduziert.

Naturgemäß bleiben solche Strukturierungsbemühungen ambivalent. Litten einige Promovierende am Mangel externer Vorgaben und der potenziellen Isolation von der *scientific community*, so fürchten andere, dass die Begleitprogramme erwünschte Spielräume durch massive Verschulungstendenzen verengen. In dieser Hinsicht wird besonders der Verlust der Ortsungebundenheit durch die kollegtypische Residenzpflicht beklagt. Doch wie immer man dazu stehen mag, im Jahr 2004 wurde jede 15. Promotionsprüfung (ohne Medizin) im Rahmen eines solchen Graduiertenkollegs abgelegt (DFG 2004: 6), und damit stellen sie heute das größte Stipendienprogramm in Deutschland dar. Da es jedoch nicht immer das größte sein muss, seien hier neben den Begabtenförderungswerken und den DFG-Kollegs kursorisch noch einige andere Institutionen erwähnt, welche – zumeist geringere – Stipendien vergeben.

Landesgraduiertenförderung, Frauenförderung, kleinere Stiftungen und DAAD

Im Rahmen der *Landesgraduiertenförderung* vergeben die meisten Bundesländer Promotionsstipendien für Doktorarbeiten, die an einer Hochschule in ihrem Hoheitsbereich angefertigt werden. Variieren auch Umfang, Organisation und Vergaberichtlinien dieser Förderprogramme von Bundesland zu Bundesland, so werden diese Gelder in der Regel über die Universitäten administriert. Entsprechend stellen sie neben den jeweiligen Kultusministerien die erste Anlaufstelle für weitere Informationen dar.

Ebenfalls föderal organisiert sind die meisten Programme, die speziell auf die Förderung der Qualifikation von Nachwuchswissenschaftlerinnen ausgerichtet sind. Einen Überblick zur *Frauenförderung* bietet die Datenbank des Kompetenzzentrums Frauen in Wissenschaft und Forschung (<http://www.cews.org/hwp/>).

Neben diesen staatlichen Förderprogrammen vergeben auch eine Reihe *kleinerer Stiftungen* Promotionsstipendien. Um jedoch in den Genuss einer solchen Förderung zu gelangen, ist zumeist eine exakte Übereinstimmung des Promotionsvorhabens mit der inhaltlichen und räumlichen Ausrichtung der jeweiligen Stiftung unumgänglich. Die Recherche einer passenden Stiftung ermöglichen die Datenbanken des Stifterverbandes (www.stifterverband.de) und des Bundesverbandes Deutscher Stiftungen (www.stiftungen.org).

Der *Deutsche Akademische Austauschdienst* (DAAD) stellt die größte Fördereinrichtung für Forschungen im Ausland dar. Ist auch eine komplette Promotionsfinanzierung über den DAAD nicht möglich, so werden etwa Jahres- und Kurzstipendien an Doktorandinnen und Doktoranden vergeben. Eine umfangreiche Stipendiendatenbank (www.daad.de) ermöglicht zudem die Recherche nach weiteren Fördermöglichkeiten.

Doch unabhängig davon, ob man nun einsam und frei oder eher im sicheren Hafen eines Graduiertenkollegs auf Basis eines steuerfreien Stipendiums sein Promotionsglück findet, ein kleiner Wermutstropfen bleibt. Während dieser Zeit muss eine eigenfinanzierte Krankenversicherung abgeschlossen werden, und da das Stipendium nicht als Einkommen gilt, zahlt man nicht in die Arbeitslosen- und Rentenversicherung ein. Mag man auch während der stipendierten Promotionszeit leicht auf die Lohnfortzahlung im Krankheitsfall und den bezahlten Urlaub verzichten können, der fehlen-

de Anspruch auf Arbeitslosengeld dagegen macht sich gelegentlich schon kurz nach dem Auslaufen des Stipendiums bemerkbar, etwa wenn man auf der Suche nach einer Abschlussfinanzierung auf – so vorhanden – Eigenmittel zurückgreifen muss.

5.3. Eigenmittel

Die Promotion nicht durch eine wissenschaftsnahe Arbeit oder ein Stipendium, sondern teilweise oder vollständig über Eigenmittel zu finanzieren, kann – wie alles im Leben – zwei Ursachen zugeschrieben werden: der Freiheit oder der Notwendigkeit. Verschiedene Szenarien sind in dieser Hinsicht denkbar: So kann der Rückgriff auf eigenes Kapital notwendig werden, wenn weder ein Stipendium noch eine Universitätsstelle akquiriert werden konnten oder vor dem Abschluss der Promotion ausgelaufen sind oder aber die Doppelbelastung von Promotion und Beruf den Abschluss der Doktorarbeit massiv verzögert, sodass erst ein unbezahlter Urlaub den notwendigen Freiraum schafft.

Die freiwillige Abstinenz vom universitären Broterwerb oder von der Alimentierung durch die Begabtenförderungswerke dürfte gerade in den Sozial- und Geisteswissenschaften ein marginales Phänomen darstellen. Diese seltenen Ausnahmen treten wohl nur dann auf, wenn der Erwerb des Dokortitels begleitend zu einer wissenschaftsfernen Berufstätigkeit und im Hinblick auf verbesserte Karrierechancen in diesem Bereich angestrebt wird oder man selbst über ausreichend Eigenkapital verfügt bzw. über Angehörige, die sich bereit zeigen, die Promotion zu finanzieren. Zu guter Letzt kann natürlich auch die normative Kraft des Faktischen dabei behilflich sein, lastende Notwendigkeiten als frei gewählte Chancen neu zu deuten. Wie auch immer die konkrete Situation beschaffen sein mag, prinzipiell sind den Möglichkeiten des Promovierenden, sich die notwendigen Eigenmittel zu verschaffen, nur durch die eigene Kreativität und die Gesetze Grenzen gesetzt. Die typischen Vor- und Nachteile der naheliegenden Varianten seien kurz umrissen.

Die einführende Bilanz deutet bereits ein schwieriges Feld an: Egal, ob man nun auf sein eigenes Einkommen, die Unterstützungsleistungen der Angehörigen, einen Kredit oder auf das Hartz-IV-Stipendium zurückgreift, stets stehen einer recht kurzen Liste von Vorteilen zahlreiche Schwierigkeiten gegenüber,

und entsprechend hoch ist bei diesen Finanzierungsmodellen das Risiko, die Promotion abzubrechen.

Die positiven Aspekte zuerst: Geldzahlungen erfolgen in der Regel in der Erwartung von Gegenleistungen. Indem man weder auf universitäre Haushaltmittel, eingeworbene Drittmittel oder Stipendien zurückgreift, ist hier durchaus ein erheblicher Freiheitsgewinn zu verzeichnen: Fern von Betreuern und prüfenden Stipendiengebern fallen die Themenwahl freier und externe Kontrollen fast gänzlich aus. Gelegentlich mag es dem werktätigen Promovierenden sogar gelingen, seine Berufserfahrungen inhaltlich in die Doktorarbeit einfließen zu lassen. Als letzter Vorteil sei noch die Möglichkeit erwähnt, promotionsbedingte Kosten steuerlich abzusetzen.

Doch schon der Vorteil der fiskalischen Unabhängigkeit bleibt ambivalent, denn auch hier schafft der Gelderwerb Verpflichtungen: Wissenschaftsferne Arbeitsleistungen müssen erbracht und Kredite bedient werden, innerfamiliäre Transferleistungen können zu erheblichen Spannungen führen, und auch die Arbeitsagentur fördert bekanntlich nicht nur, sondern fordert auch. Genauer: Wohlfahrtsstaatliche Leistungen erfolgen zur Sicherung des Lebensunterhaltes und zur Unterstützung der Integration in den Arbeitsmarkt. Da Promovieren kaum als das geforderte ernsthafte Bemühen seitens des Leistungsempfängers um eine Anstellung gewertet wird, ist dessen Unterstützung rechtlich nicht vorgesehen. Wählt man – wie jeder 40. Promovierende – dennoch diesen Weg der Geldbeschaffung (duz-SPEZIAL 2004: 14), scheint dies bei Verschweigen der Promotionsbemühungen kurzfristig relativ unproblematisch zu sein. Auf lange Sicht jedoch erfordert es die zunehmend zeitintensive Simulation von Bewerbungsanstrengungen. Eine zielführende Option stellt der Bezug von Arbeitslosengeld somit wohl nur zur Überbrückung kritischer Phasen dar, etwa während der Erstellung eines Exposé oder des Promotionsabschlusses. Alternativ bietet sich natürlich die Annahme eines Jobs an.

Freilich üben wissenschaftsfern arbeitende Promovierende diese Tätigkeit nur in den seltensten Fällen aus Angst vor Repression seitens des Arbeitsamtes aus. Eine erfüllende Berufstätigkeit, ein ansprechendes Gehalt oder gute Karrierechancen sind neben gescheiterten Versuchen, in der Welt der Wissenschaft auch beruflich Fuß zu fassen, weit häufiger die zentrale Motivation, parallel zur Promotion wissenschaftsfern zu arbeiten. Die Risiken liegen auf der Hand: Klagen schon wissenschaftliche Mitarbeiter über

die Belastung durch promotionsferne Tätigkeiten, so lassen sich hier hinsichtlich der Promotion meist keinerlei Synergieeffekte erzielen: Arbeits- und Promotionszeit fallen somit gänzlich auseinander. Diese gravierende Doppelbelastung macht nicht nur Absprachen mit dem Arbeitgeber notwendig, sondern erzeugt auch gesteigerte Anforderungen an das Selbstmanagement. Dies gilt jedoch nicht nur hinsichtlich einer ausgewogenen Balance von Arbeit, Promotion und Leben.

Wie schon die Stipendiaten, so müssen sämtliche sich aus Eigenmitteln finanzierenden Promovierenden ihr wissenschaftliches Umfeld selbst organisieren. Aus eigener Anstrengung muss so ein eigener Arbeitsplatz geschaffen und ein wissenschaftliches Netzwerk aufgebaut werden. Entsteht dieses an den Universitäten oder in Kollegs regelmäßig als angenehmer Nebeneffekt kollegialer Zusammenarbeit, muss es hier mühsam durch Kongressbesuche und Tagungsteilnahmen erkämpft werden. Der zentrale Kontakt bleibt aber auch hier der Betreuer. Schützt die Distanz zu ihm einerseits vor unerwünschten Eingriffen, so muss sich der Promovierende bei Beratungsbedarf – fallen doch die arbeitsbedingten Kontakte aus – eigeninitiativ in Erinnerung rufen.

Erschwerend kommt für die Nutznießer eigener Rücklagen oder emotional motivierter Transferzahlungen hinzu, dass sie für diese Zeit keinen Beitrag zum Erhalt der Sozialversicherungssysteme leisten und dementsprechend weder Ansprüche auf Arbeitslosengeld noch auf Rente erwerben. Zusätzliche Kosten – so man nicht pflichtversichert ist – entstehen zudem durch die notwendige freiwillige Krankenversicherung. Bleibt festzuhalten: Ermöglicht die Finanzierung durch Eigenmittel auch die Konzentration auf das Promotionsvorhaben oder einen beständigen Kontakt zur berufspraktischen Welt, so erfordern diese Spielräume ein verstärktes Maß an Selbstdisziplin und Eigeninitiative.

5.4. Fazit

Für welche Finanzierungsform man sich letztlich auch entscheidet – diese Wahl wird die Lebens- und Arbeitsweise während der Promotion wesentlich mitbestimmen. Leider beschränkt sich die Wahlfreiheit in der Realität meist auf die schnöde Einsicht in die Notwendigkeit. Da diese bekanntlich unter

dem Eindruck statistischer Daten und harter Fakten leichter fällt, soll ein tabellarischer Überblick die wichtigsten Informationen abschließend noch einmal zusammenfassen.

	Wissenschaftliche Mitarbeiter	Projektmitarbeit	Stipendien	Extern
Zahl	22 000 befristete Stellen	23 000 Drittmittel 4900 MPG et. al	4000 Graduiertenkollegs 2500 Förderwerke 40 x ? Exzellenz-Initiative	unbekannt
Einkommen	50–100 % BAT Ila/TvöD (ca. € 900–2300,-)		von € 614 NaFöG bis < € 1500,- NRW	verschieden
Integration	Universität	Forschung	wenig	schlecht
Promotionsferne Tätigkeiten	Lehre und Verwaltung	Projektarbeit	wenig/freiwillig	Lebensunterhalt
Soziale Sicherung	BAT/TV-L	BAT/TV-L	stud./freiwillige KV, keine AV/RV	extern
Politische Organisation	Universitäre Gremien Betriebsrat/ Gewerkschaft	Betriebsrat/ Gewerkschaft	Promovierendeninitiative	THESIS

Quelle: nach Moes (2007: 142).

6. Der Weg zum Promotionsstipendium

Hürden überwinden, Fallstricke vermeiden: Anmerkungen zur Antragstellung

Wie lassen sich passende Stiftungen für eine Erfolg versprechende Bewerbung um ein Stipendium für das eigene Promotionsvorhaben identifizieren? Welchen inhaltlichen und formalen Kriterien sollte ein Antrag auf ein Promotionsstipendium genügen? Welche typischen Fehler gilt es dabei zu vermeiden?

„Wie viele Seiten soll der Antrag umfassen?“ Es vergeht kaum ein Beratungsgespräch im Vorfeld jenes Stichtages, bis zu dem alljährlich die Anträge auf ein Promotionsstipendium in der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur eingegangen sein müssen, ohne dass diese Frage – oft mit dem Unterton gelinder Verzweiflung – gestellt wird. Und dies ist nur eine von vielen Fragen, die Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler quälen, die eine Promotion anstreben. Das Studium ist gerade absolviert oder die allerletzten Prüfungen stehen vor der Tür, eine Doktormutter bzw. ein Doktorvater ist gefunden, ebenso das Thema der Dissertation. Nun gilt es, eine Stiftung von der Sinnhaftigkeit des Forschungsvorhabens zu überzeugen, um die erste große Hürde auf dem Weg zur Promotion zu überwinden: das Problem ihrer Finanzierung.

Da wissenschaftliche Mitarbeiterstellen mit der Möglichkeit zur Promotion rar sind, soll ein Stipendium Abhilfe schaffen. Die Zahl der Stiftungen und anderer Einrichtungen, die eine solche Förderung gewähren, ist fast ebenso groß wie die Ratlosigkeit, die so manchen Doktoranden beschleicht, der sich im weiten Feld der Wissenschaftsförderung zu orientieren versucht. Der vorliegende Beitrag soll ein Stück Orientierung bieten: Es wird der Versuch unternommen,

Erfahrungen aus der Antragsbearbeitung systematisch zusammenzufassen, um vor allem typische Fehler und Defizite aufzuzeigen, die bei der Antragstellung vermieden werden sollten.

6.1. Die Suche nach der „richtigen“ Stiftung

Bevor die erste Zeile eines Stipendienantrags geschrieben ist, gilt es, die Frage zu beantworten, *bei welcher Stiftung* ein Antrag überhaupt Aussicht auf Erfolg haben könnte. Wohl dem, der über einen exzellenten Abschluss verfügt, konfessionell, parteilich oder gewerkschaftlich nicht nur gebunden ist, sondern auch auf diesbezügliches Engagement, auf die Mitarbeit in NGOs, im sozialen Bereich, in der studentischen Selbstverwaltung oder fürs Gemeinwohl im Allgemeinen oder Besonderen verweisen kann: Der vermag sich bei einem der elf vom Bundesministerium für Bildung und Forschung alimentierten Förderwerke um ein Stipendium bewerben (vgl. www.begabte.de). Wer diesbezüglich keine biografischen Anknüpfungspunkte sieht, wird sein Glück bei anderen wissenschaftsfördernden Stiftungen oder etwa bei der Landesgraduiertenförderung versuchen.

Auf der Suche nach „der“ idealen Stiftung können nicht nur biografische, sondern auch inhaltliche Aspekte zielführend sein. Es gibt eine ganze Reihe von – meist kleinen – Stiftungen, die ihre Stipendien der Erforschung bestimmter Themen oder bestimmten Disziplinen vorbehalten. Insofern sollte jede angehende Doktorandin und jeder angehende Doktorand zunächst die entsprechenden Internetseiten und Stiftungshandbücher durchforsten, ob es nicht für das eigene Thema eine kleine, aber feine Stiftung gibt, die aufgrund der thematischen Übereinstimmung zwischen Förderauftrag und Förderantrag dem Anliegen des Antragstellers weitaus mehr Aufmerksamkeit widmet, als es den großen „Fördertankern“ möglich wäre (vgl. www.stiftungsindex.de).

Bei der Entscheidung, ob und bei welcher Stiftung ein Antrag auf ein Stipendium gestellt werden soll, ist dem Kleingedruckten in den Förderbedingungen der Stiftungen große Aufmerksamkeit zu widmen. 90 % der von den Stiftungen an einen Antrag gestellten Anforderungen stimmen mehr oder minder überein und werden im Weiteren noch Thema sein. Die restlichen zehn Prozent könnten jedoch ausschlaggebend sein, ob ein Antrag u. U. von

vornherein aussichtslos ist. So haben einige Stiftungen Altersgrenzen formuliert oder verlangen einen bestimmten Notendurchschnitt, der – sollte er nicht erreicht sein – dazu führt, dass erst gar kein Blick auf den Antrag und die beigefügte Forschungskonzeption geworfen wird.

Generell empfiehlt es sich, den eigenen Antrag stets aus der Perspektive des Gutachters zu betrachten, der oft kein ausgesprochener Spezialist für das zu beurteilende Forschungsthema ist. Und das ist – nebenbei bemerkt – für den Antragsteller letztlich auch gut so. Die Erfahrung lehrt, dass Gutachter, die über Anträge zu befinden haben, die ihr ureigenes Forschungsfeld betreffen, nicht selten zur Beckmesserei neigen. In aller Regel ist also davon auszugehen, dass die Gutachter eher aus der Perspektive des Generalisten auf den Antrag blicken als aus der des absoluten Spezialisten, dass sie bereits zahlreiche Anträge in ihrer wissenschaftlichen Laufbahn geschrieben und ungezählte begutachtet haben. Vor diesem Hintergrund vermögen Gutachter nicht selten auch dann Schwachstellen in Konzeptionen mit nachtwandlerischer Treffsicherheit zu identifizieren, wenn sie vom eigentlichen Thema nur recht oberflächliche Kenntnis haben.

6.2. Erste Fallstricke:

Zusammenfassung, Forschungsstand und Quellenlage

Im Folgenden soll die Gliederung eines Antrages bzw. einer Forschungskonzeption aus der Gutachterperspektive betrachtet werden. Auch wenn der Antragsaufbau von Stiftung zu Stiftung unterschiedlich vorgegeben sein mag, so sind die Anforderungen an einen Antrag weitgehend deckungsgleich. Am Anfang einer jeden Forschungskonzeption steht die *Zusammenfassung*, deren Bedeutung vom Antragsteller nicht hoch genug bemessen sein kann. Diese Zusammenfassung lenkt nicht nur die Leseerwartung des Gutachters, sie ist auch der Teil des Antrages, der im eigentlichen Entscheidungsfindungsprozess neben den von den Stiftungen eingeholten Gutachten die meiste Aufmerksamkeit findet. Hier erwartet der Gutachter, das Mitglied des Vorstandes oder des Vergabeausschusses, der über die Bewilligung der Stipendien entscheidet, die Essenz des Forschungsvorhabens präzise und nachvollziehbar vorzufinden – und zwar genau in dem Umfang, der in der Ausschreibung vorgegeben worden ist. Umso wichtiger ist es, dass diese Zusammenfassung nicht erst zum Schluss – auf die Schnelle –

formuliert wird, sondern dass an ihr bereits während der Antragsentwicklung kontinuierlich gearbeitet wird. Allzu oft betrachten Antragsteller die Zusammenfassung als eine Art Prolog zur Konzeption, in dem sie die wissenschaftliche, politische oder moralische Notwendigkeit des Vorhabens dokumentieren. Andere wählen einen feuilletonistischen Einstieg ins Thema oder berichten wortreich, dass sie ein ähnliches Thema bereits als Magister- oder Diplomarbeit bearbeitet hätten und dass dabei weiterer Forschungsbedarf offenkundig geworden sei. Und allzu oft wird die Zeichenvorgabe für die Zusammenfassung ignoriert. All dies legt die Vermutung nahe, der Antragsteller sei nicht in der Lage oder willens, vergleichsweise einfachen Anforderungen zu genügen.

Die Darlegung des *Forschungsstandes* und der *Quellenlage* birgt nicht minder Fallstricke für hoffnungsvolle Antragsteller. In diesem Abschnitt des Antrages erwartet der Gutachter den Nachweis, dass die Nachwuchswissenschaftlerin oder der Nachwuchswissenschaftler ihre/seine Hausaufgaben gemacht und sich mit der für das Forschungsvorhaben relevanten Literatur auseinandergesetzt sowie sich über die Quellenlage informiert hat. Manche Antragsteller versuchen die Aufgabe dadurch zu lösen, dass sie in unzähligen Fußnoten oder seitenlangen Listen dokumentieren, dass sie des Bibliografierens mächtig sind. Meist geht ein solcher „Forschungsstandbericht“ – im Falle von (zeit)historischen Dissertationsvorhaben – dann mit einer möglichst umfangreichen Auflistung von Archiven einher, die es im Zuge der Forschungen zu besuchen gilt. Tatsächlich sucht der Gutachter in diesem Abschnitt jedoch Hinweise darauf, dass der Nachwuchswissenschaftler die für sein Vorhaben wichtigste Literatur nicht nur identifiziert, sondern auch soweit gelesen hat, dass er die vorhandenen Forschungsergebnisse, die er fortzuschreiben, und die Forschungslücken, die er zu schließen gedenkt, auch rezipiert bzw. registriert hat. Bei der Darlegung des Forschungsstandes wird deutlich, ob ein Antragsteller die vorhandene Literatur zu seinem Thema nur im Hinblick auf Fakten oder auch auf Deutungen und Interpretationen befragt hat. Dies erlaubt Rückschlüsse darauf, ob er sich bei seinem eigenen Vorhaben mehr als Chronist historischer Sachverhalte oder auch als deren Interpret versteht. Wer sich im Rahmen seines Forschungsprojektes auf Archivquellen stützen will, tut gut daran, alle wirklich relevanten Archive im Prozess der Antragsentwicklung aufzusuchen, um sich stichprobenweise einen Überblick über die infrage kommenden Bestände und deren Aussagekraft zu verschaffen. Häufig finden sich in Anträgen bloße

Auflistungen von Archiven. Hin und wieder kommt es vor, dass dort genannte Archive für das entsprechende Vorhaben überhaupt nicht einschlägig sind. In einem solchen Fall wird allzu deutlich, dass der Antragsteller kaum Ahnung hat, was genau ihn in den Archiven erwartet.

6.3. Die Forschungskonzeption – Herzstück des Antrags

Im Zentrum der Entscheidungsfindung steht schließlich das Herzstück eines jeden Antrages: die *Forschungskonzeption*. Hier sieht sich der Antragsteller vor die Herausforderung gestellt, auf vergleichsweise knappem Raum sein Forschungsvorhaben so zu entwickeln, dass es nachvollziehbar ist und gleichermaßen durch seine wissenschaftliche Relevanz wie auch durch seine Realisierbarkeit überzeugt.

Natürlich gibt es in Bezug auf die Relevanz eines Forschungsvorhabens ebenso wenig objektive Kriterien wie für dessen Realisierbarkeit. Bei der Ausarbeitung einer Forschungskonzeption sollte sich ein Nachwuchswissenschaftler indes folgende Fragen beantworten: Ist mein Untersuchungsthema sehr eng und kleinteilig gewählt, d. h. könnte es unter Umständen auch in einem längeren Aufsatz erschöpfend behandelt werden? Kann der von mir gewählte Untersuchungszeitraum überzeugen? Verfolge ich z. B. eine die DDR-Geschichte betreffende Fragestellung aus Detailverliebtheit nur über einen Zeitraum von zwei Jahrzehnten oder könnte ich auch „das Buch“ zu diesem Thema verfassen, indem ich meine Untersuchungstiefe beschränke, dafür jedoch den zeitlichen Horizont erweitere?

Gewiss gibt es auch Fragestellungen, für die sich ein knapp bemessener Untersuchungszeitraum empfiehlt. Doch Forschungsvorhaben etwa „Zur Geschichte der Organisation X zwischen Frühjahr und Herbst unter besonderer Berücksichtigung der Abteilung Y“ begründen in aller Regel keine wissenschaftlichen Karrieren und letztlich auch nicht die Vergabe öffentlicher Mittel. Ebenso ergibt sich aus dem Umstand, dass es etwa zu einer bestimmten Institution oder zu einem bestimmten Thema noch keine wissenschaftliche Untersuchung oder Regionalstudie gibt, nicht automatisch die Relevanz einer solchen. Könnte es sein, dass es zu einer vergleichbaren anderen Einrichtung oder für andere Regionen bereits gewichtige Arbeiten gibt? Der Sachverhalt,

dass es zur DDR-Haftanstalt A oder zum 17. Juni 1953 in der Stadt B noch keine Monografie gibt, kann stets ein Sachbuch begründen, nicht jedoch automatisch ein Promotionsstipendium. In solchen Fällen ist besonderer Begründungsaufwand gefragt, um deutlich zu machen, worin der wissenschaftliche Mehrwert der geplanten Studie besteht.

Das andere Extrem sind Forschungskonzeptionen, die das Pensum von zwei oder mehr Dissertationsschriften umfassen. Dann ist Selbstbeschränkung gefragt, da schon mancher Antrag abgelehnt wurde, weil das Vorhaben als uferlos und binnen zwei bis drei Jahren unrealisierbar eingeschätzt wurde. Eine weitere Frage an die eigene Forschungskonzeption sollte lauten: Ist die für mein Vorhaben zur Verfügung stehende Quellenlage aussagekräftig, zu bewältigen und überhaupt zugänglich? Nicht wenige Forschungsvorhaben entstehen am „grünen Tisch“, formulieren Erwartungen an die Aussagekraft der Quellen, von denen der Gutachter unter Umständen weiß, dass diese nicht erfüllt werden können.

Schließlich gilt es, bereits während der Antragsentwicklung zu prüfen, ob es etwa für personenbezogene Archivunterlagen datenschutzrechtliche Auflagen geben könnte, die ein Vorhaben verzögern oder gar unmöglich machen können. Bei transnationalen Perspektiven stellt sich rasch die Frage nach der Sprachkompetenz. Es mag vergleichende Fragestellungen geben, bei denen der Forschungsstand für die in den Blick genommenen Vergleichsländer so exzellent ist und zudem z. B. überwiegend auf Englisch vorliegt, dass keine Kenntnisse der jeweiligen Landessprache erforderlich sind. Wenn der Antragsteller dieser Überzeugung ist, sollte dies von ihm im Antrag überzeugend begründet werden.

Wer all diese Fragen selbst sowie durch wohlmeinende Ratgeber überzeugend beantwortet hat, ist auf dem besten Weg, eine Forschungskonzeption abzuschließen, die berechtigte Hoffnungen auf die dringend benötigten monatlichen Überweisungen erlaubt. Doch welche Anforderungen soll eine Forschungskonzeption nun genau erfüllen?

Letztlich muss die Konzeption das Vorhaben für den Gutachter im mehrfachen Wortsinne vorstellbar machen. Die Konzeption muss auf der Kenntnis des vorhandenen Forschungsstandes die mit der Dissertation zu schreibende „Geschichte“ so weit vorwegnehmen, dass sich der Gutachter in das Thema hineindenken kann. Es gilt somit, gesichertes Wissen mit eigenen Hypothesen sowie wissenschaftlichen Fragestellungen so zu verweben, dass sich der des

Antrags(un)wesens unkundige Leser (Mutter, Vater, Freundin, Freund etc.) hin und wieder bei der Lektüre fragt, was genau der junge Wissenschaftler überhaupt noch erforschen will, scheint er doch alles bereits in seinem Antrag vorwegzunehmen. Wenn hier ausdrücklich von *wissenschaftlichen* Fragestellungen die Rede ist, dann soll dies davor warnen, die Konzeption zu einem Sammelsurium von Fragen werden zu lassen, die in erster Linie das Aufdecken historischer Sachverhalte versprechen.

Die Konzeption ist schließlich auch der Ort, an dem theoretische Ansätze und Methoden erläutert werden. Hier brilliert vor den Gutachtern nicht der, der mit gewichtigem Unterton Bourdieu, Assmann, Halbwachs oder andere besonders umfänglich und unverständlich referiert, sondern derjenige, dem es gelingt, die ausgewählten Methoden in zweierlei Hinsicht zu übersetzen: zum einen in eine verständliche Sprache und zum anderen im Hinblick auf deren praktische Anwendbarkeit für das eigene Forschungsvorhaben. Hochartifizielle Fachsprachen sorgen außerhalb von Fachzirkeln nicht nur für Aversionen, sondern nicht selten auch für den aus vielfältiger Erfahrung begründeten Verdacht, die theoretischen Ausführungen könnten mehr angelesen als verinnerlicht sein.

Sind der Untersuchungsgegenstand, die Fragestellungen, die Methoden und theoretischen Ansätze und schließlich auch das Forschungsziel plausibel, verständlich und damit vorstellbar formuliert, dürfte die größte Hürde auf dem Weg zu einem Stipendium genommen sein.

6.4. Nicht weniger wichtig: Arbeitsplan, Gliederung und Referenzen

Wer die Konzeption nach etlichen Überarbeitungsgängen abgeschlossen hat, sollte die Bedeutung des Arbeitsplans und der Gliederung vor lauter Erschöpfung nicht gering schätzen. Bei der Abfassung des *Arbeitsplans* ist zunächst insofern Übereifer zu vermeiden, als dass wochengenaue Projektplanungen eher für Erheiterung als für Anerkennung sorgen. Auch Powerpointcharts und Balkendiagramme werden nicht selten als Nebelkerzen empfunden. Wer sich bei einer Stiftung bewirbt, die ihre Stipendien nur für zwei oder drei Jahre gewährt, der sollte seine Dissertation nicht auf drei oder vier Jahre projektieren. Kann der Antragsteller bereits auf erhebliche Vorarbeiten seit

dem Studienabschluss verweisen, sollten diese im Arbeitsplan rückblickend ausgewiesen werden.

Für die eigentliche Niederschrift sind bei einer „klassischen“ zeithistorischen Promotionsschrift zehn bis zwölf Monate einzuplanen. Dementsprechend ist die Archiv- und Lektürearbeit je nach maximaler Förderdauer auf ein bis zwei Jahre zu beschränken. Im letzten Förderjahr sollten Archive nur noch zu Nachrecherchen aufgesucht werden. Dementsprechend ist der Zeitplan auszugestalten. Und der sollte auch und gerade dann ernst genommen werden, wenn ein Stipendium nicht zuletzt auch auf dessen Grundlage gewährt wurde. Mögen die Aktenbestände später noch so interessant und umfanglich sein, letztlich muss die Rechartiefe und Lektüredauer in Übereinstimmung mit dem vorhandenen Zeitbudget stehen. Auch bei der Dissertation gilt, was bei allen anderen, späteren Jobs – innerhalb und außerhalb der Universität – zutrifft: Wer eine Aufgabe nicht fristgerecht erfüllt, die er sich selbst oder gemeinsam mit Dritten einvernehmlich formuliert hat, muss sich fragen, ob er sich unzureichend vorbereitet, das Projekt nicht verantwortungs- und zeitbewusst erfüllt hat oder – im Extremfall – der Aufgabe nicht gewachsen war. Dass sich gerade bei Dissertationsschriften zwischen Theorie und Praxis in dieser Hinsicht nicht selten eine Kluft auftut, sei zugestanden. Niemand sollte sich jedoch von vornherein einbilden, dass sein Forschungsthema „objektiv“ eines größeren Arbeitsaufwandes bedarf als das aller anderen.

Von enormer Bedeutung ist schließlich auch der Gliederungsentwurf. Die *Gliederung* ist – wie auch die Zusammenfassung – ein komprimiertes Spiegelbild der Forschungskonzeption wie auch des Wissenschaftsverständnisses des Antragstellers bzw. der Antragstellerin. Die Gliederung kann einen wichtigen Beitrag dazu leisten, dem Gutachter das Vorhaben vorstellbar zu machen. „Sträflich“ sind gleichermaßen Gliederungen, die lediglich aus vier, fünf Kapitelüberschriften oder aber aus zehn Kapiteln zu je acht Unterkapiteln mit jeweils sechs Anstrichen bestehen. Beide Varianten deuten jeweils auf ihre eigene Weise an, dass sich der Antragsteller entweder noch nicht die Mühe gemacht hat, sich sein eigenes Buch „vorzustellen“, oder noch nicht die Frage gestellt hat, ob eine so ziselierte Gliederung später potenzielle Leser seines Buches nicht eher abschrecken würde.

Zwischen diesen Extremfällen gibt die Gliederung – oft besser als die Forschungskonzeption – Auskunft darüber, wie bestimmte Fragestellungen und

Zeiträume gewichtet werden sollen. Sie macht deutlich, ob die Untersuchung diachron oder synchron angelegt sein wird, ob etwa der Antragsteller glaubt, in ausufernden Einführungskapiteln zunächst einmal die Vorgeschichte „seiner Geschichte“ gleichsam als Buch im Buch schreiben zu müssen. Aber auch die Kapitelüberschriften selbst bieten oft interessante Einblicke in die Gedankenwelt der jungen Verfasserin bzw. des jungen Verfassers.

Die für den Antrag entwickelte Gliederung sollte während der Arbeit an der Dissertation kontinuierlich im Blick behalten und an den Erkenntnisfortschritt angepasst werden. Sie lädt dazu ein, möglichst früh mit der Niederschrift der Dissertationsschrift zu beginnen. Zugleich können Nachwuchswissenschaftler mit einem steten Blick auf die Gliederung vermeiden, sich in der Forschungsliteratur und in den Quellen zu verlieren, hilft sie doch in etwa einzuschätzen, wie viele Seiten für die Behandlung einzelner Sachverhalte und Fragestellungen zur Verfügung stehen. Dieser Hinweis wird zugleich mit dem Plädoyer verbunden, den Umfang des „ersten Buches“ von vornherein zu begrenzen. Vierhundert, fünfhundert oder gar noch mehr Seiten sind kein Ausdruck besonderer Wissenschaftlichkeit, sondern in aller Regel ein Indiz dafür, dass es dem Nachwuchswissenschaftler an der Zeit oder dem Willen fehlte, sich auf das Wesentliche zu beschränken.

Neben der Antragskonzeption und den Schul- und Studienzeugnissen formen schließlich der Lebenslauf und die mit dem Antrag einzureichenden Gutachten das Bild vom Antragsteller, der ja keineswegs bei allen Stiftungen zu einem persönlichen Gespräch geladen wird. Der *Lebenslauf* soll einen Überblick über die für die Entscheidungsfindung relevanten Etappen des in der Regel ja noch jungen Forscherlebens geben. Wer nach dem Abitur eine Weltreise gemacht, zunächst das falsche Studienfach gewählt und nach einigen Semestern gewechselt oder ein Jahr aus welchen Gründen und mit welchen Dingen auch immer vertrödelt hat, der sollte nicht versuchen, seinen Lebenslauf nachträglich zu glätten. Misstrauen erregt, wer den Anschein erweckt, etwas verbergen zu wollen. Der Lebenslauf ist andererseits kein Ort für Bekenntnisse über absolvierte Psychotherapien, Erweckungserlebnisse oder die Dokumentation sämtlicher bis zur Abgabe des Antrages erworbener Tanzabzeichen.

Mehr Bedeutung, als vielfach vermutet, messen die Stiftungen den *Gutachten* bei, die über die Studienleistungen des Antragstellers und die Sicht des Betreuers auf das Promotionsvorhaben Auskunft geben. Gutachten, aus denen

zwischen den Zeilen hervorgeht, dass die Hochschullehrerin oder der Hochschullehrer den hoffnungsvollen Antragssteller gerade erst kennengelernt hat, sind genauso wenig hilfreich wie Gutachten, die sich weniger mit dem Antrag auseinandersetzen als vielmehr betonen, wie wichtig die Erforschung gerade dieses Themas sei.

6.5. Letzte Fallstricke: Stilfragen und formale Anforderungen

Auch *formale Anforderungen* an den Antrag sollten ernst genommen werden. Vermutlich dürfte noch nie ein Antragsteller mit einer sehr guten Konzeption abgelehnt worden sein, weil er seine Konzeption sowie seine Anlagen zum Antrag geheftet, doppelseitig kopiert, als gefaltete DIN-A3-Kopie oder gar Blatt für Blatt in Folien eingelegt hat. Dennoch gibt es keinen Grund, die Sekretariate, die die Anträge für den Begutachtungsprozess kopieren müssen, mit derlei Schikanen zu quälen. Hinzu kommt, dass bei doppelseitigen Unterlagen stets die Gefahr besteht, dass Rückseiten versehentlich nicht kopiert und damit nicht an die Gutachter weitergereicht werden. Bei dieser Gelegenheit sei auch angemerkt, dass unaufgefordert eingereichte Anlagen zum Antrag wie Sonderdrucke von Zeitschriftenaufsätzen, Kopien von Zeitungsartikeln oder gar die komplette Magisterarbeit bei der Antragsverwaltung auf wenig Begeisterung stoßen und in aller Regel auch nicht an die Gutachter weitergegeben werden. Bei den von den Stiftungen abverlangten Anlagen ist auf deren Aktualität zu achten. Gutachten zum Antrag oder ein Lebenslauf, die Monate vor der Antragstellung datiert wurden, erwecken leicht den Anschein, dass der Antragsteller mit seinem Vorhaben seit längerer Zeit erfolglos hausieren geht.

Der Hinweis, dass Anträge vor der Einreichung sorgfältig Korrektur gelesen sein sollten, mag banal klingen. Die Praxis zeigt jedoch allzu oft einen erstaunlich laxen Umgang mit den Regeln der *Rechtschreibung*. Stehen bei der Entscheidungsfindung dann zwei Anträge in Konkurrenz um ein Stipendium, kann die Frage den Ausschlag geben, ob sich mangelhafte Sorgfalt bei der Abfassung eines solchen Antrages später vielleicht auch beim Umgang mit den Quellen fortsetzen könnte.

Neben der Rechtschreibung und der Zeichensetzung sollte auch dem sprachlichen *Stil* große Aufmerksamkeit gewidmet werden. Nicht endenwollende Schachtelsätze und ein exaltierter Wissenschaftsjargon tragen wenig dazu bei, die Gutachter für sich einzunehmen. Kein Gutachter ist erfreut, wenn er Absätze zweimal lesen muss, um sich über deren Inhalt im Klaren zu werden und dann nicht selten feststellt, dass die Essenz des Gesagten eher banal ist. Keine Wissenschaftsdisziplin kann für sich in Anspruch nehmen, dass sich deren Inhalte einer klaren und verständlichen Sprache gänzlich verschließen. Antragsteller sind gut beraten, ihre Forschungskonzeptionen nicht nur mit Fachkollegen zu beraten, sondern auch fachfremden Freunden mit der Bitte zu geben, diese im Blick auf Defizite aller Art zu lesen.

Last but not least sollte auch die Frage des *Layouts*, in dem der Antrag vorgelegt wird, nicht gering geschätzt werden. In welchem Maße das Design das Bewusstsein prägt, sei dahingestellt; sicher ist jedoch, dass ein ansprechend und lesefreundlich gestalteter Antrag den Gutachter positiver stimmt als ein Papier, das einzeilig, mit kleiner Schrift, ohne oder mit falschen Trennungen, uneinheitlichen Abständen, zu groß geratenen Überschriften etc. formatiert ist. Auch eine Kopf- oder Fußzeile, auf der der Name des Antragstellers und der Kurztitel des Vorhabens zu finden sind, wird die Mitglieder des Entscheidungsgremiums freuen, wenn sie während der Sitzung in ihren viele hundert Blatt zählenden Unterlagen nach dem Antrag von Frau X oder Herrn Y suchen.

6.6. „Hätte ich mehr Zeit gehabt, hätte ich mich kürzer gefasst“ – abschließende Bemerkungen

Wer die hier formulierten Überlegungen beherzigt, dem ist ein Stipendium zwar nicht garantiert, gleichwohl dürften viele Fallstricke auf dem Weg zu einem solchen fortan zumindest erkennbar sein. Schließen soll dieser Beitrag mit einigen grundsätzlichen Empfehlungen und Erwägungen.

Es ist empfehlenswert, in der ersten Phase der Antragsentwicklung Förderanträge aus dem Kollegenkreis oder des Betreuers bzw. der Betreuerin zu lesen, mit denen erfolgreich Stipendien oder andere Drittmittel eingeworben wurden. Dabei müssen die entsprechenden Vorhaben nicht zwingend inhaltliche Anknüpfungspunkte zum eigenen Projekt aufweisen. Wer nicht das Privileg

hat, seine Magister- oder Diplomarbeit zur Dissertation ausbauen zu können, sondern sich in ein neues Thema einarbeiten muss, der sollte – netto – mindestens zwei bis drei Monate (Arbeits-)Zeit in die Erarbeitung seines Antrags investieren. Brutto dürften vier bis fünf Monate Vorlauf angeraten sein, da ja nur wenige Absolventen die Möglichkeit haben, sich ausschließlich mit der Dissertationsvorbereitung beschäftigen zu können und dazu auch noch Betreuer und Berater zu finden, die alles stehen und liegen lassen, wenn es kurz vor Antragsschluss darum geht, Papiere zu diskutieren oder Gutachten zu schreiben. Wer glaubt, ohne Vorlauf binnen drei oder vier Wochen eine überzeugende Forschungskonzeption entwerfen zu können, ist entweder brillant oder er unterschätzt die damit einhergehenden Notwendigkeiten.

Ist der Antrag verfasst und liegen alle Gutachten und Zeugnisse vor, hadern nicht wenige Antragsteller mit der Frage, ob sie ihren Antrag parallel an verschiedene Stiftungen übermitteln sollten. Manche Stiftungen verlangen eine Erklärung, dass der Antrag nicht anderweitig eingereicht wurde oder wird. Eine solche Forderung mag zwar den Verwaltungsaufwand dieser Stiftungen reduzieren und Exklusivität suggerieren; tatsächlich ignoriert sie die materiell zumeist prekäre Lebensrealität von Nachwuchswissenschaftlern.

Ist ein Antrag schließlich gestellt, sollten Nachfragen bei den Stiftungen allenfalls dann – und möglichst nicht fernmündlich – gestellt werden, wenn keine Eingangsbestätigung eintrifft oder es unklar ist, bis wann mit einer Entscheidung zu rechnen ist. Anrufe nach dem Motto „haben Sie bereits in meinen Antrag reingeschaut?“ oder Nachträge wie jüngst erschienene Rezensionen, Artikel etc. sind dem Anliegen in aller Regel nicht förderlich.

Sind nun wirklich alle Fragen beantwortet? Wohl kaum. In jedem Fall nicht die, die in der ersten Zeile des Beitrags zitiert worden ist und den empfohlenen Umfang des Antrages betrifft. Auch diese Frage soll nicht unbeantwortet bleiben. Nach der Lektüre dieses Beitrages wird es dem Leser längst klar sein, dass es auch hier ein Zuwenig wie ein Zuviel gibt. Ein Antrag, der inklusive der Zusammenfassung, der Darlegungen zum Forschungsstand und der Quellenlage sowie der eigentlichen Konzeption (also exklusive Gliederung, Arbeitsplan, Literaturliste etc.) zehn bis zwölf Seiten umfasst, dürfte zumindest in dieser Hinsicht „im grünen Bereich“ sein. „Hätte ich mehr Zeit gehabt, hätte ich mich kürzer gefasst“ – was Goethe einst Eckermann geschrieben haben soll, gilt letztlich auch für Forschungskonzeptionen.

7. Selbstorganisation

Techniken zur hinreichenden Reduzierung der eigenen Unzulänglichkeiten

Wie organisiert man sich, sein Material, seine Arbeitsabläufe und das (vorhandene wie zu erzeugende) Wissen? Gibt es Wege zwischen Unter- und Überorganisiertheit? Wie lassen sich permanente Prozesshavarien vermeiden? Auf welche Weise kann es gelingen, die eigenen Ideen zu managen?

Die Arbeit an einer Dissertationsschrift ist wesentlich ein Vorgang, Wissen zu organisieren. Das heißt: Vorgefundenes Wissen anderer und aus Quellenmaterial selbst erzeugtes Wissen ist in eine Struktur zu bringen, die eine Argumentation trägt und transportiert sowie intersubjektive Nachvollziehbarkeit sicherstellt. Eine zentrale Voraussetzung, diesen Vorgang erfolgreich zu bewältigen, liegt jenseits des konkret zu bearbeitenden Themas: Es bedarf einer hinlänglichen Selbstorganisation. Salopp gesagt: Wer sich nicht selbst einigermaßen im Griff hat, bekommt auch kaum sein Forschungsprojekt in den Griff. Ausnahmen bilden hier lediglich die Genialen, denen im jeweils ersten Zugriff intuitiv eine angemessene Ein-, Zu- und Anordnung des relevanten Wissens gelingt. Diese sind allerdings selten. Im Übrigen sind die Talente zur Selbstorganisation individuell sehr unterschiedlich ausgeprägt. Perfektion wird dabei kaum jemand erreichen. Das ist aber auch nicht nötig. Es geht nicht um eine perfekte, sondern, wie gesagt, um hinlängliche Selbstorganisation. Daran lässt sich arbeiten.

Der Übersichtlichkeit halber sollen im Folgenden zwei Dimensionen unterschieden werden, innerhalb derer die individuelle Selbstorganisation zu betreiben ist: Zum einen geht es beim Promovieren darum, *Material* zu

strukturieren (nachfolgend Punkt 7.1.); zum anderen geschieht dies im Zeitverlauf, weshalb es ebenso darum geht, *Arbeitsabläufe* zu strukturieren (Punkt 7.2.). Wem beides in hinlänglicher Weise gelingt, der schafft damit die besten Voraussetzungen, um seine/ihre Kreativität in die Entwicklung neuer und kluger Ideen lenken zu können, statt sie in die permanente Bewältigung von Prozesshavarien investieren zu müssen.¹

7.1. Die Strukturierung des Materials

Die Details der Materialstrukturierung unterscheiden sich selbstredend in Abhängigkeit vom je konkreten Promotionsthema. Abseits dieser Differenzen gibt es gleichwohl Techniken der Strukturierung, die für alle Themen nützlich anzuwenden sind. Für welche man sich entscheidet, ergibt sich nicht zuletzt aus individuellen Vorlieben und dem je eigenen Arbeitsstil. Verschiedenes auszuprobieren gehört durchaus dazu, sollte aber nicht endlos ausgedehnt werden.

Ein zeitgeschichtliches Promotionsprojekt hat es mit Primär- und Sekundärquellen zu tun. Diese liegen entweder physisch – Bücher, Kopien, Fotos usw. – oder elektronisch – Textdateien, Bibliografiedatenbank, eingescannte Dokumente usw. – vor.

Für die Organisation des *physisch vorhandenen Materials* sind schlicht anmutende, aber für den weiteren Arbeitsablauf weitreichende Entscheidungen zu treffen: Das Material kann in Stapeln, Stehsammlern oder Aktenordnern sortiert und zugriffsfähig gehalten werden. Jede Variante hat Vor- und Nachteile:

- *Stapel* erfordern entsprechende Ablagekapazitäten, um hinreichend viele Stapel bilden zu können. Nützlich sind sie nur, wenn sie nicht allzu große Themen umfassen und wenn sie präzise beschriftet sind.
- *Stehsammler* – auch sie beschriftet – können schon ein intensiveres Gefühl vermitteln, das Material im Griff zu haben. Sie erfordern freilich

1 Zahlreiche weitere Details zum Thema, die im Folgenden nicht behandelt werden, enthalten die vielen Promotionsratgeber, die Daniel Hechler in Kapitel 4 vorstellt.

immer noch, auf der Suche nach einem Dokument den ganzen Sammlerinhalt durchblättern zu müssen (die ja häufig mehrseitigen Dokumente in je einer Klarsichthülle aufzubewahren, erleichtert aber zumindest dieses Durchblättern).

- *Aktenordner* mit klug gewählter Innensortierung, markiert durch Zwischenordnerkarten, ermöglichen den schnellstmöglichen Zugriff auf ein bestimmtes, gerade benötigtes Dokument.

Stapel erfordern den geringsten, Aktenordner den höchsten Aufwand beim Verwalten der eigenen Materialbasis. Wer sich selbst als nicht hinreichend diszipliniert einschätzt, immer sofort (oder zumindest in regelmäßigen Abständen) neue Dokumente abzuheften, sollte eher nicht mit Aktenordnern arbeiten. Wen es nervt, permanent ganze Papierstapel durchwühlen zu müssen, um ein einziges Dokument zu finden (und dann nach Rückkehr an den Computer den Argumentationsfaden verloren zu haben), sollte eher mit Aktenordnern arbeiten. Wer sich nicht entscheiden kann, wählt die Kompromissvariante Stehsammler.

Zur Verwaltung der *elektronischen Materialbestände* sind im Wesentlichen drei basale Entscheidungen zu treffen: (a) zur Verzeichnisstruktur der Computerordner, (b) zur Literaturverwaltung sowie (c) zu Notizenverwaltung und Ideenmanagement.

(a) *Verzeichnisstruktur der Computerordner*: Es lohnt sich, hier am Anfang ein wenig Zeit zu investieren:

- Denkbar ist eine Verzeichnisstruktur, die der (vorläufigen) Dissertationsgliederung folgt; sie muss bei Änderungen der Gliederung an diese angepasst werden.
- Allerdings gibt es typischerweise immer auch Dokumente, die sich nicht (allein) einem bestimmten Gliederungspunkt zuordnen lassen. Für diese bieten sich optional zwei Verzeichnisstrukturen an: Entweder wird entsprechend den jeweiligen Textsorten (Quellendokumente, eigene Textentwürfe usw.) bzw. Materialarten (Texte, Fotos, Grafiken, Statistiken usw.) sortiert, oder es wird ein sachlogisch aufgebauter Verzeichnisbaum erstellt (etwa bei einem deutsch-deutschen Hochschulentwicklungsvergleich: 01_Kontexte – 01a_Politische Kontexte, 01aa_DDR, 01ab_BRD;

01b_Hochschulentwicklung allgemein, 01ba_Übergreifendes, 01bb_Ostblock, 01bc_Westen; 02_dt-dt Hochschulentwicklung – 02a_DDR, 02b_BRD, 03_Vergleich; all dies jeweils mit weiteren Unterverzeichnissen, die sich größtenteils erst im Laufe der Arbeit ergeben).

(b) *Literaturverwaltung*:² Hier lassen sich die einfachste von den einfachen Optionen und diese wiederum von den avancierten Optionen unterscheiden. Die Wahl ist insofern weitreichend, als eine einmal gewählte Variante der Literaturverwaltung mit hoher Wahrscheinlichkeit die Arbeit an der Dissertation bis zu deren Ende begleitet; der Umstieg von einer zunächst gewählten Variante auf eine andere oder der Wechsel entsprechender Computerprogramme ist nicht in jedem Falle umstandslos möglich:

- Die *einfachste Option* besteht darin, die Literaturverwaltung in einer Textdatei zu führen und in dieser fallweise über den Suche-Befehl zu recherchieren. Das kann durchaus hinreichen: Meist erinnert man, sobald ein bestimmtes Dokument gesucht wird, entweder dessen Autoren, ein charakteristisches Wort im jeweiligen Titel oder die Zeitschrift, in welcher der gesuchte Artikel erschienen ist. Danach lässt sich dann im Textdokument suchen.
- Die *einfachen Optionen* bestehen in der Nutzung von Tabellen in MS Excel- oder Access-Datenbanken. Hier lassen sich auch Kommentare einfügen und am Ende Literaturverzeichnisse erzeugen, die in das Textdokument der Dissertation importiert werden können.
- Die *avancierten Optionen* der Literaturverwaltung bestehen in der Nutzung eines der Programme, die speziell für diesen Zweck entwickelt worden sind. Sie sind hinsichtlich ihrer Funktionalitäten meist sehr komfortabel ausgestaltet, erfordern jedoch im Gegenzug auch immer einen vergleichsweise hohen Erfassungsaufwand und damit entsprechende Selbstdisziplin bei der fortlaufenden Pflege der Literaturdatenbank.³ Es gibt hier sowohl Freeware, z. B. „LiteRat“

2 Einschließlich der Verwaltung sonstiger Quellennachweise, etwa auf Archivadokumente bezogene Nachweise.

3 Ein ausführlicher Testbericht zu verschiedenen Programmen für Erstanwender findet sich online bei Eberhardt (o. J.). Für Mac-User siehe Gavagai (2005).

oder „lit-link“, als auch Kaufprodukte, etwa „endnote“. Höchste Ansprüche erfüllen z. B. die Programme „citavi“ oder „bibliographix“,⁴ indem etwa der automatische Transfer von Literaturangaben aus Online-Literaturdatenbanken ermöglicht oder Fußnotenverwaltung angeboten werden. Zugleich verbinden diese Programme die Literaturadministration mit Ideenmanagement. Dazu im Weiteren.

(c) *Notizenverwaltung und Ideenmanagement*: Im Verlaufe des Promovierens entsteht eine Vielzahl solcher Notizen, die zunächst nur festgehalten werden müssen, aber noch nicht in Text überführt werden können: Hinweise auf Literatur, Gesprächspartner oder mögliche Recherchewege, argumentative Ideen, noch unausgelegene Einfälle usw. Diese kann man auf Haftzetteln, Zeitungsrändern, Bierdeckeln und dergleichen festhalten – und sie dann im entscheidenden Augenblick nicht auffinden. Besser ist es, sie vorstrukturiert zu erfassen, z. B. in einer Datenbank, in der Schlagwortzuweisungen möglich sind:

- Eine Reihe der *Literaturverwaltungsprogramme* – s. o. – bietet solche Funktionen.
- Einfach zu bedienen, zugleich komfortabel und überdies kostenfrei ist der elektronische *Zettelkasten*, der dem legendären Karteikarten-Zettelkasten Niklas Luhmanns nachempfunden ist (<http://www.zettelkasten.de>).
- Als ergänzend einsetzbare Varianten der Notizenverwaltung und des Ideenmanagements lassen sich schließlich zwei Arbeitstechniken empfehlen:

Mindmapping bietet die Möglichkeit, eine vernetzte Struktur von Notizen, Gedanken und Verweisen in grafischer Form zu erzeugen.⁵ Der Form nach handelt es sich um beschriftete Baumdiagramme. Zwei große Vorteile hat diese Technik: Zum einen kann mit ihr die vernetzte Form unseres Denkens nachvollzogen werden, ohne in heillose Unübersichtlichkeit zu geraten; Mindmapping verbindet das sprachlich-logische mit dem intuitiv-bildhaften Denken, also die Denkmodi

4 Sie gibt es mit je unterschiedlichem Leistungsumfang als Freeware und als Bezahlversion. Citavi ist für Hochschulanwender kostengünstiger als beim freien Erwerb.

5 Vgl. Punkt 7.3. Fazit.

der rechten und der linken Gehirnhälfte. Zum anderen können die einzelnen Mindmap-Elemente über Drag & Drop permanent umorganisiert werden. Letzteres ist für ein Promotionsprojekt – in dessen Verlauf sich typischerweise fortwährende Umstrukturierungen des Materials, der Gliederung und des Argumentationsverlaufs ergeben – eine zentrale Anwendungsvoraussetzung. Es gibt zahlreiche Freeware-Programme für das Mindmapping. Ein sehr ausgereiftes (kommerzielles) Produkt ist „MindManager“.⁶

Aus dem dissertationshalber bearbeiteten Material und seiner kognitiven Verarbeitung entsteht eine Argumentation, welche die neu gewonnenen Erkenntnisse entwickelt, abstützt und intersubjektiv nachvollziehbar macht. Es ist sinnvoll, sich hierfür eine lineare *Argumentationslauf-Grafik* zu erstellen. Das entspricht zwar nicht dem vernetzten, zirkulären und rückkoppelnden Modus unseres Denkens. Aber es berücksichtigt, dass in der Dissertation – wie in jedem Text – der Argumentationsgang linear entwickelt werden muss. In einer solchen Argumentationslauf-Grafik wird in sprachlich verknappten Schlagwörtern und Stichpunkten die tragende Argumentation der Arbeit als Abfolge von Gedankenschritten skizziert. Um Abfolge, Zusammenhänge sowie Quer- und Rückbezüge zu visualisieren, können Textfelder, Pfeile und farbige Markierungen aus dem Zeichnen-Menü der Textverarbeitungsprogramme genutzt werden. Eine solche grafische Darstellung hat vor allem einen Vorteil: Lücken, unzulängliche Anschlüsse und Widersprüche in der Argumentation oder unangemessene Gewichtungen einzelner Argumente treten deutlicher hervor, als dies bei der Lektüre bereits fertiggestellter Textteile der Fall ist. Auch hier ist selbstredend eine regelmäßige Anpassung der Argumentationslauf-Grafik an die reale (Weiter-)Entwicklung der Argumentation notwendig.

6 Viele Hochschulen haben für dieses Programm Gruppenlizenzen erworben. Ein 21-Tage-Test des Programms ist kostenfrei möglich.

7.2. Die Strukturierung der Arbeitsabläufe

Die Strukturierung der Abläufe des Promovierens zielt darauf, die Frage zu beantworten, wie und wann was zu erledigen ist. Dabei lassen sich organisatorische Vorkehrungen von der unmittelbaren inhaltlichen Arbeit unterscheiden.

Organisatorische Vorkehrungen

Wer es sehr genau wissen möchte, kann sich hier in einer Fülle von Ratgebern informieren – und darin auch leicht verlieren. Die gedruckt vorliegenden Zeit- und Projektmanagement-Handreichungen sind unüberschaubar. Meist bestehen sie aus einem wiederkehrenden Standardset an Empfehlungen, das um eine spezifische Zentralidee gruppiert ist. Da sich das Standardset – mit Variationen – in nahezu all diesen Publikationen findet, genügt es völlig, sich einen der Ratgeber genauer anzuschauen. Die Lektüre eines zweiten bringt meist keinen allzu großen zusätzlichen Informationsgewinn. Welchen Ratgeber man wählt, lässt sich danach entscheiden, wie sympathisch oder einleuchtend einem die jeweilige Zentralidee erscheint: Diese ist typischerweise das, was jeden einzelnen der Ratgeber mehr oder weniger originell sein lässt. Einige Beispiele:

Jeffrey J. Mayer (2007) entfaltet in seinem Buch „Zeitmanagement für Dummies“ eine Anleitung, wie man zu einem aufgeräumten Schreibtisch gelangt: Wegwerfen, abheften oder aufschreiben sind seine drei Empfehlungen, wobei jedes Papier nur einmal angefasst werden sollte. Lothar J. Seiwert (2002, „Das neue 1x1 des Zeitmanagement“) rät zu einer täglichen „Stillen Stunde“ – eine Stunde am Tag nur für einen selbst und die wichtigsten Aufgaben, in der man sich nicht stören lässt, keine E-Mails liest, das Telefon auf den Anrufbeantworter umgeleitet hat und sich Gespräche, etwa mit Kollegen und Kolleginnen in anderen Büros, verbietet. Detlef Koenig et al. (2001) entwerfen die Idee von „30 Minuten für optimale Selbstorganisation“, indem sie das „Schriftlichkeitsprinzip“ und ein „Super-Buch“ empfehlen: Was in Letzterem nicht notiert wird, findet nicht statt; was erledigt ist, wird durchgestrichen; was noch nicht erledigt ist, wird in Kurzform auf die nächste Seite übertragen, etwa „X. anrufen“ und der Hinweis auf Seite 4, wo sich die Details finden; ist alles, was auf einer Seite steht, erledigt, wird die Seite durchgestrichen – Erfolgserlebnis!

Für manche solcher Anleitungen muss man innerlich entsprechend gestimmt sein. Anderes lässt sich punktuell übernehmen oder adaptieren, um lieb gewordene Routinen ein wenig zu optimieren, sodass sich die Unzufriedenheit mit dem eigenen Tagwerk in Grenzen hält.

Einen gleichsam Anti-Zeitmanagement-Ratgeber hingegen haben Kathrin Passig und Sascha Lobo (2008) vorgelegt. Unter dem Titel „Dinge geregelt kriegen – ohne einen Funken Selbstdisziplin“ feiern sie das intelligente Aufschieben, denn die bisherige Literatur zum Thema teile sich nur in zwei Gruppen: „Die eine wirft dem ohnehin Verzweifelten direkt oder indirekt vor, selbst an seiner Überforderung schuld zu sein, und präsentiert Lösungsvorschläge, die garantiert zum Erfolg führen, wenn man sich nur gleich ab morgen wirklich zusammenreißt. Die andere Gruppe predigt Entschleunigung, den Ausstieg aus allem Möglichen und das Recht auf Faulheit ... Am Ende steht die resignierte Botschaft, dass man nur beim Rosenzüchten und mit selbstgepresstem Olivenöl wirklich glücklich werden kann“ (ebenda: 8).

Stattdessen also das intelligente Aufschieben: Es funktioniert als sinnvoller Reizfilter, als Schutz vor unnötiger Arbeit und als Hilfe, spontan Chancen wahrnehmen zu können. Es schafft in komplexen und überfordernden Situationen die benötigte Distanz. Intelligente Aufschieber, so die Autoren, verwandeln den Widerwillen gegen eine bestimmte Tätigkeit in Produktivität auf anderen Gebieten, indem sie Arbeiten erledigen, um sich einer anderen nicht widmen zu müssen – „bis man am Ende versehentlich die ursprünglich vermiedene Tätigkeit hinter sich gebracht hat“ (ebenda: 82). Die Zentralidee heißt in diesem Buch „Prokrastination“ (Aufschiebeverhalten), zu der man ein positives Verhältnis entwickeln soll, statt sie zu bekämpfen: Man lässt Dinge liegen und es drauf ankommen. Auf Dauer schöben sich die wirklich bedeutsamen Probleme ohnehin in den Vordergrund.

Auch diese Sichtweise kann durchaus anregend sein, wenn das eigene Promotionsprojekt zu organisieren ist. Wie immer sollten aber auch diese Anti-Regeln nicht verabsolutiert werden.

Promovieren ist bei vielen Kandidaten und Kandidatinnen durch vergleichsweise wenig äußere Zwänge beeinträchtigt. Dies ist an sich ein Vorteil, denn das schafft Raum, in dem sich kreativ sein lässt. Da das Ergebnis des Kreativseins am Ende aber auf 250 bis 400 Seiten plausibel gemacht sein muss, kann eine zumindest minimale Selbststrukturierung ratsam sein. Ohne hier in

Konkurrenz zu der einen wie der anderen Sorte von Büchern treten zu wollen, lassen sich promotionsspezifisch doch einige Kernregeln formulieren, die zu befolgen so übersichtlich wie hilfreich ist. Es sollen drei strukturierungsbedürftige Bereiche unterschieden werden: (a) Rahmenbedingungen, (b) Arbeitsplan und (c) Tagesablauf.

- (a) *Klärung arbeitsorganisatorischer Rahmenbedingungen*: Zentral ist zunächst, sich *freie Zeitblöcke* zu organisieren. Wer, wie die meisten, neben der Promotion noch anderes zu tun hat, etwa Arbeit in einem Universitätsinstitut oder an einem anderen Projekt, Lehrverpflichtungen oder Kindererziehung, muss sich zusammenhängende Zeit für das Promotionsprojekt organisieren. Am vorteilhaftesten sind komplette Tage, die reserviert werden, an denen nichts anderes stattfindet und an denen man sich von (verführerischen) Ablenkungen fernhält. Sodann ist zu entscheiden, wo die Arbeitsphasen absolviert werden sollen. Das hängt zum einen von subjektiven Vorlieben ab, zum anderen von Forschungsnotwendigkeiten.

Wer in *Bibliotheken* arbeiten möchte oder muss, sollte verschiedene Einrichtungen testen. Die Öffnungszeiten von Bibliotheken (aber auch Archiven) können dabei ein wichtiges Kriterium sein. Wer dazu neigt, sich ablenken zu lassen, sollte sich zudem *internetfreie Zonen* zum Arbeiten organisieren.

Schließlich ist eine wesentliche arbeitsorganisatorische Rahmenbedingung, wie die *Beziehung zur Betreuerin oder zum Betreuer* gestaltet werden kann. Zum Teil ist dies in beiderseitigen Absprachen zu klären. Zugleich muss aber in Rechnung gestellt werden, dass Betreuer nicht immer in der Lage sind, ihren eigenen hehren Betreuungsansprüchen gerecht zu werden – weshalb es auch einer gewissen Geschicklichkeit bedarf, herauszufinden, wie man sich betreuende Zuwendung im gewünschten Umfange organisieren kann.⁷

- (b) *Arbeitsplan*: Auch wer von sich selbst weiß, Arbeitspläne nie einzuhalten, sollte sich einen *Ablaufplan* für das Promotionsprojekt erstellen. Denn solche Ablaufpläne haben zwei Funktionen: zum einen die Abfolge geplanter

7 Zu Details vgl. Kapitel 9.

Arbeitsschritte zu definieren und festzuhalten; zum anderen sich selbst ein Bewusstsein davon zu verschaffen, was noch nicht erledigt ist. Letzteres bewahrt z. B. vor unangenehmen Überraschungen, weil etwas schlicht vergessen worden ist.

Sinnvoll kann es sein, den Ablaufplan als *Zeitdruckplan* zu erstellen. Hinsichtlich des Promotionsprojekts sollte der Zeitplan von hinten strukturiert werden: Wann ungefähr muss was an Zwischenergebnissen vorliegen, damit eine realistische Chance besteht, das Zeitziel zur Fertigstellung der Gesamtarbeit zu erreichen? Damit Zwischenergebnisse angesteuert werden können, müssen sie definiert werden: Die Bestimmung von Projektetappen und Meilensteinen ist hierbei hilfreich, gelegentliche Anpassungen in die kurvenreiche Realentwicklung des Promotionsvorhabens inklusive. In einem Zeitdruckplan können anstehende Aufgaben in vier Rubriken priorisiert werden: Dringlichst, Dringlich, Mittelfristig, Langfristig. Dies lässt sich auch übersichtlich als Mindmap gestalten. Eine regelmäßige, z. B. wöchentliche, Aktualisierung des Zeitdruckplans lässt dann manches aus der Rubrik „Dringlich“ in „Dringlichst“ wandern, mitunter aber auch einen Vorgang aus „Dringlichst“ in „Langfristig“, wenn etwa das Artikelmanuskript für ein Jahrbuch nicht fertig geworden ist und folglich nun wieder ein Jahr Zeit hat. Diese regelmäßige Aktualisierung kann erheblich dazu beitragen, das Gefühl zu gewinnen, alle Dinge im Griff zu haben. Vermeiden sollte man lediglich Situationen, in denen sich die meisten Aufgaben in der Rubrik „Dringlichst“ finden und die anderen Rubriken etwas unterversorgt sind.

Kriterien der Priorisierung sind einerseits Terminsetzungen (externe und eigene), andererseits sachliche Notwendigkeiten. Zum Beispiel sollten immer alle Tätigkeiten, mit denen man *anderen* Arbeit verschafft (z. B. Suchanfragen an Archive, Fernleihebestellungen in der Bibliothek oder Textlektüre durch die/den Betreuer/in) zuallererst erledigt werden. Man erspart sich dadurch Stress kurz vor dem Zeitpunkt, zu dem man mit den Ergebnissen der Arbeit anderer weiterarbeiten möchte, hat das beruhigende Gefühl, dass im Hintergrund die Dinge ihren Fortgang nehmen, ohne dass man selbst etwas dafür tun muss, und kann sich umso entspannter den Dingen widmen, die sich nicht delegieren lassen.

(c) *Tagesablauf*: Der Arbeitsplan sollte heruntergebrochen werden auf eine gewisse Planung der einzelnen Tagesabläufe. Hier können To-do-Listen sinnvoll sein. Ob man sich einen Arbeitszeitplan macht, der den Stunden des kommenden Tages präzise Aufgabenerledigungen zuweist, hängt von der individuellen Disposition ab. Sofern mit einem solchen Tagesablaufplan gearbeitet wird, sollte dieser am Abend zuvor erstellt werden: Dies verschafft die beruhigende Gewissheit zu wissen, was morgen anliegt, und es vermeidet, dass die erste Kreativitätsphase, die bei den meisten nach dem Frühstück platziert ist, mit der Planung des beginnenden Tages vergeudet wird. Unabhängig davon, ob mit Tagesplänen gearbeitet wird oder nicht, sollten aber die Phasen hoher Konzentration (meist nach dem Frühstück und dem nachmittäglichen Kaffetrinken) und die Ermüdungsphasen (meist am späten Vormittag und nach dem Mittagessen) in die Arbeitsgestaltung einbezogen werden: Wenn die Konzentrationskurve nach unten geht, bieten sich Arbeiten an, die eher routinemäßig erledigt werden können. Ein gelegentlicher Wechsel des Arbeitsmodus ist ohnehin zu empfehlen, daneben aber auch gezielt gesetzte Pausen und Entlastungsaktivitäten.

Abschließen sollte man den Tag mit zweierlei: Zum einen empfiehlt es sich, an jedem Sitzungsende Stichworte zu notieren, welche die Fortsetzung des Gedankenganges, der Argumentation oder ganz allgemein die nächsten Arbeitsschritte umreißen. Das erleichtert es – zumal wenn nicht gleich am nächsten Tag daran weitergearbeitet werden kann –, sich zu Beginn der nächsten Sitzung ohne größeren Aufwand wieder hineinflinden zu können. Zum anderen gibt eine tagesabschließende Datensicherung das beruhigende Gefühl, selbst beim Versagen der Technik am nächsten Morgen den zurückliegenden Tag ertragreich verbracht zu haben. Und wer auch für den schlimmsten Fall ganz sichergehen möchte, druckt in gewissen Abständen alle bislang entstandenen Kapitel aus und archiviert sie außerhalb der eigenen Wohnung oder brennt in regelmäßigen Abständen CD-ROMs, die wiederum außerhalb der Wohnung zu lagern sind, oder sichert seine Daten auf externen Servern entweder in der Universität oder bei freien eMail-Providern, die diese Funktion im Rahmen eines e-mail-Kontos anbieten.

Inhaltliche Arbeit

Auch hier gibt es eine Fülle an Ratgebern und Anleitungen in Buchform. Mehr als zwei sollte man von diesen aber nicht lesen – und beim zweiten Buch bereits souverän einzelne Kapitel überspringen, weil deren Inhalt im Großen und Ganzen bereits im ersten Buch stand. Ein unumschränkt empfehlenswerter Klassiker dieser Literatur ist Umberto Eco's „Wie man eine wissenschaftliche Abschlussarbeit schreibt“ (Eco 1992).

Das Verfassen von Dissertationen, so heißt es bei zwei einschlägig erfahrenen Autoren,⁸ „unterliegt einem typischen Kurvenverlauf, der sich [...] auch in emotionalen Höhen und Tiefen widerspiegelt“ (Fiedler/Hebecker o. J.: 1). Mit drei Promotionskrisen habe demnach der Promovend/die Promovendin zu rechnen: der Materialkrise, der Relevanzkrise und der Abschlusskrise (Abb. 1). In der Materialkrise werde dem Promotionswilligen die Überfülle an „Material zu Theorien, Methoden, Daten und Quellen“ gewahrt, die es vermeintlich zu bearbeiten gilt (ebenda: 4). Die Relevanzkrise hingegen lasse sich als Sinnkrise deuten. Sie „äußert sich vornehmlich darin, dass die Bedeutung der eigenen Forschungsergebnisse, der Stellenwert im Vergleich zu anderen Arbeiten unklar und schwer zu bestimmen ist“ (ebenda: 5). Die Abschlusskrise sei gekennzeichnet dadurch, dass „Promovierende nicht fertig werden können oder wollen, insbesondere dann, wenn der ursprüngliche Arbeits- und Zeitplan deutlich überschritten ist. Der Druck wird immer größer, je länger die Arbeit dauert.“ Daneben taucht die Frage hinsichtlich der Zeit danach auf: „So entsteht eine paradoxe Situation, in der die Ungewissheit über die Zukunft zur Verzögerung bei der Abgabe der Arbeit führt und die Verlängerung der Bearbeitungszeit die Ungewissheit verstärkt.“ (ebenda: 6 f.).

Zum Teil sind diese Krisen schlichtweg durchzustehen. Techniken zu versprechen, mit denen sich diese Krisen vollständig vermeiden lassen, dürfte lebensfern sein. Aber: gemildert werden können sie. Die wichtigsten von vielen Ratschlägen, die sich hier erteilen ließen, sind:⁹

- Möglichst frühzeitig eine *Gliederung* der Arbeit entwerfen: Dies nicht, weil man sich schon so sicher fühlt, die Gesamtarbeit vollständig überschauen

8 Sie sind seit vielen Jahren im Referat Promotionsförderung der Hans-Böckler-Stiftung tätig.

9 Vgl. hierzu auch vollständig oder streckenweise die Kapitel 8, 12, 14 und 16 in diesem Band, deren Anregungen hier nicht wiederholt werden sollen.

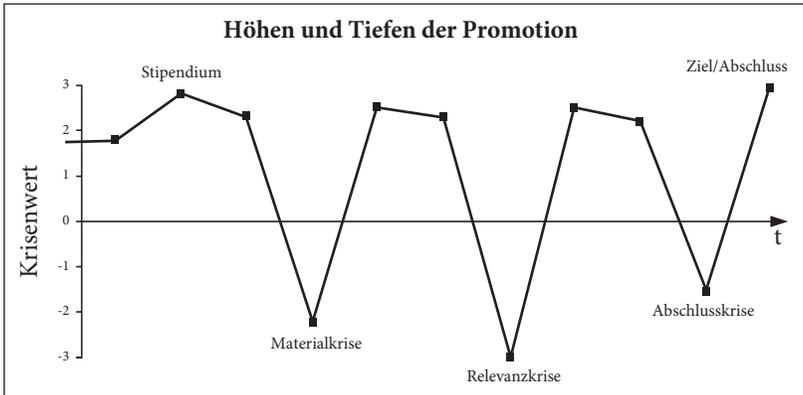


Abb. 1: Promotionskrisen (Fiedler/Hebecker o. J.)

zu können, sondern weil sich eine Gliederung, die vorhanden ist, besser bearbeiten lässt als eine nicht vorhandene. Selbstredend ist die Gliederung dann im Fortgang der Arbeit prozessbegleitend anzupassen und ggf. zu straffen, Kapitel sind u. U. zusammenzufassen und Unterpunkte zu streichen. Aber all dies gelingt mit mehr Souveränität, wenn man eine Gliederung vor Augen – und nicht lediglich „so ungefähr“ im Kopf – hat.

- Die anfängliche *Literatursichtung* erzeugt sehr wahrscheinlich – nicht zuletzt wegen der vielen anderen Promovierenden, die einem vorangegangen sind – den Eindruck von Unübersehbarkeit (siehe oben: Materialkrise). Um diesen Eindruck einzudämmen, muss Wichtiges von – jedenfalls für das eigene Forschungsanliegen – Unwichtigem getrennt werden. Hierfür sind Techniken des *Querlesens* und der klugen *Kapitelauswahl* zu erlernen, denn es gibt unterm Strich nur recht wenige Fachbücher, die wirklich von Anfang bis Ende gelesen werden müssen, aber viele, die zur Kenntnis zu nehmen sind.¹⁰ Bei den meisten Büchern interessieren für den eigenen Forschungszweck nur eines oder wenige Kapitel; häufig genügt ein Überfliegen des Schlusskapitels, um festzustellen, dass intensivere Kenntnisnahme nicht oder nur hinsichtlich weniger inhaltlicher Punkte lohnt.
- Eine Gefahr, die droht, wenn man sich doch in der Literatur verliert, ist das Aufschieben der *empirischen Untersuchungen* (soweit es sich um

10 Um einen der vielen Ratgeber, die es auch für dieses Thema gibt, zu nennen: Michelmann/Michelmann (2000).

ein empirisches Projekt handelt). Vom Grundsatz her sind Theoriestudien ohne Ende ausweitbar, doch das Gefühl, irgendetwas Wichtiges doch noch nicht gelesen zu haben, wird man dennoch nie verlieren. Daher ist irgendwann ein Schnitt vonnöten – und „irgendwann“ heißt hier, dass bei der Festsetzung des Zeitpunkts eine gewisse Willkür in Kauf genommen werden muss. Das Ende der Projektphase „Theoriestudien“ sollte danach platziert sein, wie viel benötigte Zeit für die empirische Phase und für die Auswertungsphase prognostiziert wird (siehe oben: den Arbeitsplan vom Ziel her, d. h. rückwärts strukturieren).

- Ein gegenteiliger Fehler findet sich aber auch häufig: der möglichst umstandslose und schnelle Gang ins Untersuchungsfeld – Zeitzeugeninterviews noch und noch – oder ins Archiv, ohne zuvor auch nur halbwegs studiert zu haben, was die akademische Kollegenschaft zum Thema alles schon erforscht hat. Auch dies ist kritisch, denn *Doppel- oder Mehrfachforschungen* – in der zeithistorischen DDR-Forschung ein verbreitetes Phänomen, solange das Geld reichlich floss – können Verschwendungen der eigenen Kreativität und Leistungskraft sein. So wenig die anfänglichen Literaturstudien ins Übermaß ausgeweitet werden sollten, so wenig sollten sie auch gering geschätzt werden: Wer weiß, was von anderen zum Thema bereits vorgelegt wurde, kann seine eigenen Forschungsfragen präzisieren und sich auf die *Lücken*, welche die anderen gelassen haben, konzentrieren. Umso bedeutsamer ist dann der Beitrag, den die dereinst abgeschlossene Dissertation zur Erweiterung des Forschungsstandes leistet.

Schließlich: Ebenso wie für die oben geschilderte individuelle Arbeitsorganisation können auch für das Strukturieren der Arbeitsinhalte Mindmaps ein effektives Instrument sein, das sich – und ohne größeren Aufwand – permanent an den Arbeitsfortschritt anpassen lässt.

7.3. Fazit

Dreimal wurde oben, für unterschiedliche Verwendungen, das Mindmapping empfohlen. Es bietet sich daher nun an, das Fazit dieses Artikels in Form einer Mindmap vorzulegen (Abb. 2).

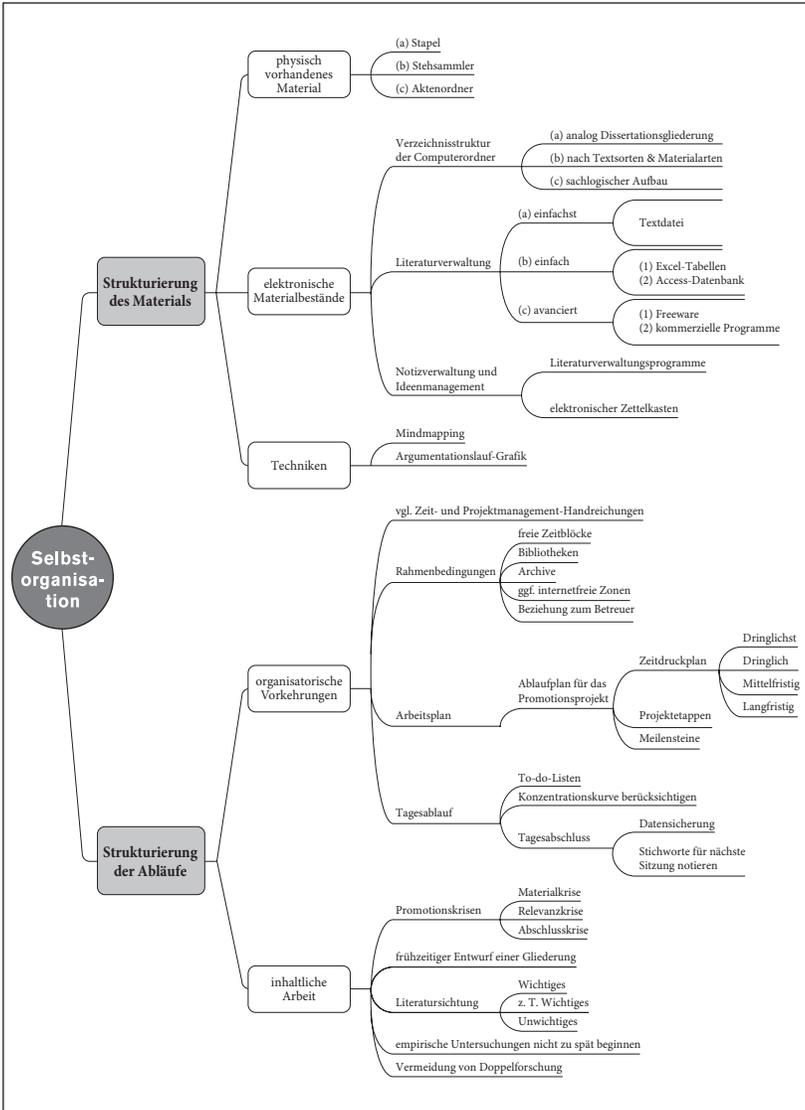


Abb. 2: Selbstorganisation beim Promovieren: Zusammenfassung

8. Zehn „goldene Regeln“ für Promovenden

Erfahrungen und Einsichten

*Welche Erfahrungen kennzeichnen das Dasein als Betreuer?
Welche Probleme der Betreuten werden dabei sichtbar, und mit
welchen regulativen Ideen lässt sich den meisten davon erfolg-
reich begegnen?*

8.1. Vorab

Als Mitglied des Wissenschaftlichen Fachbeirats der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur wurde ich vor einigen Jahren gebeten, den von der Stiftung geförderten Doktoranden im Rahmen eines Vortrages Ratschläge für das Gelingen ihrer Promotion zu geben. Ich kam dieser Bitte gerne nach, da mir zahlreiche Defizite im Rahmen des Promotionsstudiums aufgefallen waren. Viele dieser Missstände bedingten sich gegenseitig: etwa die ungenügende Förderung durch Betreuer (Engagement im Umgang mit Doktoranden ist wenig karrierefördernd), die viel zu lange Zeitdauer vom Beginn bis zum Ende der Arbeit (Durchschnittsalter: 34 Jahre!),¹ die hohe Zahl der Abbrecher (zwei von drei geben auf) oder die Perfektionssucht von Doktoranden (bedingt durch „Vollständigkeitswahn“).

Zudem hat(te) mich das Engagement für Promovenden stets mehr erfüllt als die oft ermüdende Tätigkeit in (Universitäts-)Gremien. Von Anfang der neunziger Jahre an biete ich (neben den üblichen Magistranden- und Dokto-

1 Allerdings sagt das Alter nicht zwingend etwas über die Promotionsdauer aus.

randenkolloquien an der Universität) zweimal im Jahr Doktorandenkreise an, jeweils an einem gesonderten Ort für zwei Tage. Bei mehreren einwöchigen Treffen im Ausland ließ sich die inspirierende Atmosphäre nutzen – jenseits des universitären Alltags.

Während der Diskussion des Vortrags kamen unterschiedliche Erwartungshaltungen der Doktoranden auf. Der eine wünschte, möglichst an die Hand genommen zu werden, der andere votierte für viel Freiraum. Mir wurde schnell klar, auch durch die Erfahrung mit den eigenen Doktoranden und als Leiter zweier Promotionskollegs: Wer jungen Wissenschaftlern sinnvoll helfen will, muss die Anregungen so fassen, dass sie nicht einengen. Umgekehrt schien es mir wichtig, einen klaren Weg vorzugeben, damit nicht Beliebigkeit triumphiert.

Aus diesem Vortrag ging ein thesenartiger Artikel für die „Zeit“ hervor (Jesse 2005). Die Resonanz verblüffte: Eine Reihe von Kollegen übernahm ihn auf die eigene Homepage, auch die Stiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur.² Der Text wurde „fächerneutral“ formuliert, nicht spezifisch auf die Politikwissenschaft zugeschnitten.

Der Aufbau der einzelnen zehn Ratschläge gestaltet sich ähnlich. Jede Anregung weist eine Überschrift im Sinne einer Aufforderung auf, die möglichst prägnant den Inhalt auf den Punkt bringen soll. Danach folgen jeweils zwei Abschnitte. Im ersten Absatz wird die Eingangsempfehlung ausführlicher begründet, im zweiten folgen Präzisierungen, Differenzierungen, Einschränkungen. Der letzte Satz variiert die Hauptthese, diesmal nicht in der Art eines Imperativs.

Ich habe bei der Abfassung ein möglichst hohes Maß an Anschaulichkeit angestrebt. Wer den Text liest, soll nicht abgeschreckt werden – gerade deshalb, weil sich manche Passage trotz leichter Ironie als oberlehrerhafte Lebensweisheit deuten ließe. Etwa: „Wer die freie Zeit (sie ist Freizeit!) ohne ein schlechtes Gewissen genießt und sie sinnvoll nutzt (körperlicher Ausgleich; gesunde Ernährung; ausreichender Schlaf; Pflege zwischenmenschlicher Beziehungen), kann erholt an den Schreibtisch zurückkehren und Geistreiches zu Papier bringen.“ Eine Promotion (Münch 2006) verlangt neben Geist und Gedankenreichtum Geduld wie Gelassenheit, nicht aber Genialität. Im Jahr 2007 durften sich 23 843 Personen mit dem Dokortitel (in der Regel nicht

2 Eine Langfassung erschien später im „TU-Spektrum“, dem Magazin der TU-Chemnitz (Jesse 2006).

mehr mit dem „Doktorhut“ schmücken (Wenzel/Balzter 2008), davon über 30 Prozent Mediziner.

Der Text soll für sich sprechen. Die Maximen erwachsen aus der langjährigen Arbeit mit Doktoranden. Um einen Fehlstart zu vermeiden, lade ich „Schnupperdoktoranden“ zu Promotionstagungen ein, damit jeder einen authentischen Eindruck von dem gewinnt, was ihn erwartet. Bei solchen Treffen stellen Doktoranden ihre Texte in schriftlicher Form zur Diskussion. Auch die Kritik erfolgt zunächst so. Diese Vorgehensweise, die eine intensive Auseinandersetzung mit den Manuskripten vor den Treffen verlangt, ist, wie die Praxis zeigt, ertragreich. Durch die Korrektur fremder Texte sollen Doktoranden lernen,³ worauf es ankommt – inhaltlich, formal und sprachlich. Das Gefühl für sprachliche Prägnanz ist häufig unterentwickelt. Bei der späteren mündlichen Diskussion können die Teilnehmer die Plausibilität der eigenen Kritik nachvollziehen. Daher betone ich in den Ratschlägen eigens die Notwendigkeit, die Arbeitsergebnisse vor allem in schriftlicher Form zur Diskussion zu stellen. Bluff ist bei Vorlage einer schriftlichen Fassung weniger leicht möglich als bei mündlichen Beiträgen. Meine Ratschläge:

8.2. Die zehn Anregungen

I. Prüfe die Gründe für das Schreiben einer Dissertation!

Vor der Anfertigung der Arbeit ist es wichtig, Klarheit über die eigenen Motive zu gewinnen. Der Mensch fängt nicht beim Doktor an. Insofern soll jeder mit sich ins Gericht gehen, ob Aufwand und Ertrag in einem angemessenen Verhältnis stehen. Für manche Positionen ist ein Dokortitel nötig, für einige nur schmückendes Beiwerk. Die einen wollen mit einer Dissertation den Berufseinstieg hinausschieben, die anderen streben sie an, weil sie keinen Berufseinstieg finden. In beiden Fällen ist Flucht das Motiv. Eine Dissertation ist kein „Kinderspiel“ und verlangt neben intellektuellen Fähigkeiten großes Durchhaltevermögen. Diese Eigenschaften besitzt nicht jeder.

3 Leider sieht die Praxis etwas anders aus. Mancher Doktorand erkennt nur unzureichend den Vorteil für die eigene Arbeit, wenn er Teile einer fremden zu redigieren hat.

Es gibt Ehrgeiz, der in der Sache begründet liegt, und Ehrgeiz, der in weniger ehrwürdigen Motivationen wurzelt (z. B. „Titelsucht“). Mit dem Dokortitel etwas kompensieren zu wollen, verfährt nicht. Gefragt ist Ehrlichkeit, kein Selbstbetrug. Überforderungen treten bei großer Erwartungshaltung von außen schnell auf. Von der eigenen Leistungskraft Überzeugte begreifen schwierige Rahmenbedingungen als Herausforderung.

Promovieren sollte nur, wer dies wirklich will.

II. Achte auf ein vertrauensvolles Verhältnis zum „Doktorvater“!

In der Regel handelt es sich um ein Plussummenspiel. Der Betreuer hofft ebenso auf eine überzeugende Arbeit in absehbarer Zeit. (Insofern sollte der „Doktorvater“ Interesse an einem guten Verhältnis zum Doktoranden haben.) Gleichwohl kann ein Spannungsverhältnis aufkommen (unter anderem aufgrund der unterschiedlichen Ansprüche). Offenheit ist ein wichtiges Gebot. Wer in einer Sackgasse steckt, sollte beizeiten den Kontakt zum „Doktorvater“ suchen und Beratungsresistenz meiden. Sinnvoll ist es, ihm nach Absprache einzelne abgeschlossene Teile (keine Provisorien) zu geben. Mit regelmäßigen Konsultationen „verrennt“ sich ein Promovend weniger leicht.

Dieser soll sein Thema nach Rücksprache mit dem Betreuer selbst aussuchen. Er muss Vertrauen haben, daran glauben, dass der „Doktorvater“ an ihn glaubt und dessen (realistische) Kritik konstruktiv umsetzen. Die Motivation ist größer, wird die Arbeit mit Herzblut verfasst. Der Ratschlag des „Doktorvaters“ bei der Wahl des Zweitkorrektors verdient Beachtung. Manch ein Mimosenhafter trägt professorale Kontroversen über den besseren Ansatz auf dem schwachen Rücken des Doktoranden aus.

Ein guter Draht zum „Doktorvater“ schafft Sicherheit.

III. Stelle frühzeitig eine Gliederung als Orientierungsrahmen auf!

Mit einer (auch sprachlich) ausgefeilten, in den Ober- und Unterpunkten stimmigen Gliederung steht und fällt das Projekt. Eine detaillierte Inhaltsübersicht ermöglicht, ein wichtiges Zitat (bitte mit Quellenangabe!), eine kühne Eingebung oder eine fundierte Kritik sofort am richtigen Ort zu platzieren. Da dem Schreibprozess eine gewisse Eigendynamik innewohnt, entspricht die Gliederung am Ende nicht exakt der anfänglichen. Der Doktorand stößt auf neue Wege, erkennt alte als Irrwege. Mancher Umweg ist ein

Königsweg. Eine Vorgehensweise von A–Z ist in der Regel wenig empfehlenswert. Ihr wohnt die Gefahr inne, dass eher hinführende Kapitel zu ausführlich geraten.

Die Umfangsproportionen bedürfen ebenso der – ungefähren – Festlegung, um die „Kampfkraft“ nicht auf Nebenkriegsschauplätzen zu vergeuden. Die Einleitung (Pflicht: Problemstellung; Forschungsstand; Aufbau; Kür: Methodik; Untersuchungsgegenstand; Abgrenzung der Thematik) und die Schlussbetrachtung (Pflicht: Zusammenfassung; Kür: offene Fragen; Ausblick; Vergleich) sollten zusammen einen Anteil von zehn Prozent einnehmen. „Exkurse“ oder gar „Exkurse zu Exkursen“ stören. Entweder fügen sich die Passagen in die Gliederung, oder sie sprengen deren Rahmen. Tertium non datur.

Eine Gliederung im Frühstadium wirkt disziplinierend.

IV. Entwickle eine überzeugende Leitfrage!

Wer den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht, wandelt auf dem Holzweg. Eine klare Leitfrage ist unentbehrlich. Sie muss so zu beantworten sein, dass Neues, wissenschaftlich Weiterführendes herauskommt. Aus dieser erwächst eine Vielzahl von Unterfragen, die in einem engen Zusammenhang zur Hauptfrage stehen. Die Ausrichtung an einem roten Faden vermeidet deskriptive Breite. Der theoretische Bezugsrahmen, der zu einer anspruchsvollen Arbeit häufig dazu gehört, soll mit dem empirischen Teil eng verwoben sein. Er ist Mittel zum Zweck, kein Selbstzweck. Eine gute Dissertation schlägt am Ende den Bogen zum Beginn.

Abschließend ist zu prüfen, welche der Unterfragen tatsächlich beantwortet sind. Ignorierte Fragen entfallen, neue Fragen gehören in die Problemstellung hinein, sofern sie Relevanz für den Kern der Studie besitzen. Wer ungelöste Probleme am Ende benennt, ist selbstkritisch.

Eine präzise Fragestellung ermöglicht analytische Tiefe.

V. Schreibe, schreibe und schreibe!

Eine Dissertation beruht in erster Linie auf einer gedanklichen, allerdings schriftlich umzusetzenden Leistung. Wer liest und liest, sammelt und sammelt, recherchiert und recherchiert, kommt nicht ans Ziel. Bei aufgeschobener Schreibearbeit ist es unvermeidlich, das Gelesene erneut heranzuziehen. Wer

frühzeitig Texte eingibt (mindestens fünf Seiten pro Woche) und regelmäßig dabei bleibt, gelangt eher ans ersehnte Ziel. Durch den Motivationsschub wächst das Durchhaltevermögen. Die Angst vor dem leeren Blatt lässt nach. Verschiebungen einzelner Teile sind leicht(er) möglich. Wer mit den zentralen Teilen der Arbeit anfängt, hat genügend Muße für das Neue. Es ist besser, relevante Aspekte intensiv aufzugreifen als marginale. Der Doktorand soll dem zentralen Problemfeld erstrangiges Gewicht einräumen.

Gleichwohl sind schöpferische Entspannungsphasen wichtig. Freitag (oder ein anderer Tag) ist ein freier Tag. Wer die freie Zeit (sie ist Freizeit!) ohne ein schlechtes Gewissen genießt und sinnvoll nutzt (körperlicher Ausgleich; gesunde Ernährung; ausreichender Schlaf; Pflege zwischenmenschlicher Beziehungen), kann erholt an den Schreibtisch zurückkehren und Geistreiches zu Papier bringen. Die Zuversicht steigt. Entschleunigung fördert Beschleunigung. Es bedarf keiner „Tonnenideologie“; denn Quantität schlägt nicht immer in Qualität um. Und: Wer anfängt, muss aufhören (können).

Kontinuierliches Schreiben gibt ein gutes Gefühl.

VI. Meide Perfektionismus!

Eine Dissertation ist kein Fall für das Nobelpreis-Komitee. Man kann nicht alles und nicht jedes erforschen, hat aber Neuland zu betreten. Fast jeder Doktorand neigt zum Verzetteln und vergeudet damit Energie. Er nimmt sich bei seinem Erstlingswerk zu viel vor und unterschätzt die Tücken der Materie (Quellen- und Materialprobleme etwa). Hingegen überschätzt er meistens das Gewicht des eigenen Themas. Wer es zu relativieren weiß, lässt Souveränität erkennen.

Eine zu umfassende Arbeit schweift ab, grenzt nicht angemessen ein. Zum einen braucht der Schreiber länger bis zur Abgabe der Dissertation, zum anderen mehr Zeit bis zur Publikation (zum Beispiel durch Kürzungsauflagen). Der Mut zur Lücke ist kein Übermut, Pragmatismus eine Tugend. Allerdings: Der Doktorand muss Neugierde besitzen und sich an einer Fragestellung „festbeißen“. Großer Langmut wird honoriert.

Augenmaß und Leidenschaft führen zum Erfolg.

VII. Formuliere so verständlich wie möglich, so wissenschaftlich wie nötig!

Eine gute Promotion besticht nicht nur durch inhaltliche Tiefenschärfe, sondern auch durch formale Exaktheit und sprachliche Eleganz. Das eine bedingt

häufig das andere. Wer einen Sachverhalt intellektuell durchdrungen hat, kann einfach schreiben, ohne zu vereinfachen. Einfachheit ist nicht Simplizität. Leider neigen manche zu sibyllinischen Formulierungen, zu Geschraubtheit, einige zu Salopphheit und Polemik. Weder das eine noch das andere beeindruckt.

Substantivstil und Passivkonstruktionen ermüden den Leser. Inhaltliche und formale Redundanzen, Banalitäten wie effekthascherische Sprachspielereien haben in einer Dissertation nichts zu suchen. Wirkung wie Qualität hängen häufig von der (unterschätzten) sprachlichen Präsentation ab. Floskeln („also“; „noch“; „hier“) und Modeworte („andenken“; „thematisieren“) trüben den Gesamteindruck. Auch kann man fast jedes „auch“ einsparen.

Ausdrucksvolle Sprache und gediegen-schnörkelloser Stil bereiten Lese Genuss.

VIII. Setze das eigene Konzept öfter der Kritik aus!

Der Doktorand soll die Studie in den unterschiedlichen Arbeitsphasen immer wieder zur kritischen Diskussion stellen (vor allem in schriftlicher Form). Selbst wer eine spezifische Kritik nicht oder nur zum Teil übernimmt, erfährt so etwaige Schwachpunkte. Eine Werkstattatmosphäre, zum Beispiel auf Doktorandenkolloquien, fördert Offenheit, ermöglicht fruchtbare Diskussionen, erlaubt Vergleiche. Engherziges Revierverhalten ist ein Zeichen von Unsicherheit und die Angst, eine andere Person könne das gleiche Thema erforschen, unbegründet. Selbst wenn: zwei ähnliche Themen, zwei unterschiedliche Ansätze!

Abschottung leistet einer Bunkermentalität Vorschub. Ein Auf-Sich-Zurückziehen führt zu Betriebsblindheit. Die Kritik aus einer Advocatus-diaboli-Perspektive konfrontiert den Doktoranden mit ungewohnten und ungewöhnlichen Perspektiven. Unkonventionelle Anregungen fordern und fördern die Originalität. Allerdings: Der Rückzug in die Gelehrtenstube ist ebenso nötig. Ständige Diskussionen halten von der Denk- und Schreibearbeit ab.

Der Feind des Guten ist das Bessere.

IX. Wisse stets, wie die Zeit flieht!

Deutsche Doktoranden sind bei der Abgabe ihrer Dissertation zu alt, oft über 30 Jahre. Das hat mannigfache Gründe (unter anderem schlechte Betreuung). Daher sollte der Promovend möglichst an seine Staatsexamens-, Diplom- oder Magisterarbeit anknüpfen. Vorausschauendes Denken ist gefragt. Leistung

bedeutet, innerhalb einer bestimmten Zeitspanne eine bestimmte Arbeit zu bewältigen. Ein zügiger Abschluss verbessert die beruflichen Aussichten.

Die frühzeitige Orientierung an realistischen Zeit- und Arbeitsplänen (für jedes Kapitel!) hilft, Hektik zu vermeiden. Eine Dissertation wird eigenverantwortlich erstellt. Im Gegensatz zu einem Angestellten im Betrieb oder einem Beamten im Ministerium ist ein Doktorand in keine festen Strukturen eingebunden. Die freie Wahl ist für manchen eine Qual, Selbstdisziplin das A und O. Für „unvorhergesehene“ Pannen muss genügend Spielraum bleiben. Die redaktionelle Schlussdurchsicht ist wichtig und dauert (zum Beispiel für die formale Vereinheitlichung). Bekanntlich steckt der Teufel im Detail. Fast jeder Doktorand braucht länger als geplant. Wer in Zeitnot gerät, sollte abrüsten und das Thema zeitlich wie inhaltlich einschränken.

Vertane Zeit ist vertanes Geld.

X. Relativiere die vorhergehenden Anregungen!

Diese Anregung, die die anderen Anregungen infrage stellt, scheint paradox. Aber es gibt kein Ei des Kolumbus, keinen Stein der Weisen. Allgemeingültige Maximen erwecken den (fälschlichen) Eindruck, als seien Patentrezepte angestrebt. Wohl alle Doktoranden kommen irgendwann an einen toten Punkt, haben mitunter Schreibhemmungen, kennen Phasen der Resignation. Jeder muss damit anders klarkommen. Ein hohes Maß an Frustrationstoleranz ist notwendig.

Sklavisches Festhalten an Regeln anderer hilft nicht weiter. Der eine ist morgens und vormittags in einer guten Schreibverfassung, der andere abends und nachts. Was dem einen nützt, schadet dem anderen. Die eigenen Erfahrungen bei der Staatsexamens-, Magister- oder Diplomarbeit (positive wie negative) sind ein zuverlässiger Ratgeber. Diese Anregungen können daher lediglich als regulative Ideen dienen.

Distanz zu starren Regeln fördert Eigenständigkeit.

8.3. Nachsatz

Ohne dass es nach Selbstbespiegelung aussehen soll, mag ein Fazit erlaubt sein. Wer nach 15 Jahren rund 50 Dissertationen als Erstgutachter betreut hat, kommt zu dem nicht überraschenden Schluss: Jeder Doktorand ist anders. Insofern

verbietet sich prinzipienfester Rigorismus. Im Umgang mit Doktoranden ist Flexibilität nötig.

Trotzdem teile ich nicht die folgende Meinung von Kollegen: Wer eine Dissertation schreiben kann, brauche keine Regeln; sie nützen demjenigen nichts, dem es am intellektuellen Rüstzeug für eine Doktorarbeit fehlt. Denn häufig scheitern Promotionen nicht an mangelnder intellektueller Fähigkeit, sondern an anderen – misslichen – Umständen, auf die solche Maximen aufmerksam machen wollen.

Meine Erfahrungen: Wer regelmäßig an Doktorandentagungen teilnimmt, kommt in der Regel besser voran. Er muss jedes Mal einen neuen Teil der Arbeit präsentieren, erhält Rückmeldungen – das berühmte Feedback – und sieht sich so zu kontinuierlicher Arbeit verpflichtet. Oft tragen wir im Doktorandenkreis einen „Rezensionswettbewerb“ aus. Jeder bespricht auf vier Seiten dasselbe Buch, in der Regel eine Dissertation. Das Erstaunliche: Wer eine solche Besprechung gut „hinbekommt“, hat selten Last bei einer Dissertation. Wer Mühsal dabei empfindet, gehört später oft zu den „Sorgenkindern“. Die durch die Werkstattatmosphäre geförderte große Offenheit bekommt nicht allen Doktoranden. Gerade Anfänger haben mit dem „offenen Visier“ zuweilen ein Problem – mit dem Kritisieren ebenso wie mit dem Kritisiertwerden. Abbrüche, die das Selbstbewusstsein nicht fördern, erfolgen meist in der Anfangsphase. Für das „Durchhalten“ ersichtlich irrelevant ist die Frage, ob der Doktorand in Universitätsnähe wohnt. Besondere Anforderungen an Energie und Selbstdisziplin sind an jene Promovenden gestellt, die einem „Brotberuf“ nachgehen. Nur wenige halten einer solchen Belastung stand. Die Erfolgsquote ist am größten bei denen, die sich mit Hilfe eines Stipendiums ganz ihrer Dissertation widmen können. Allerdings braucht fast jeder länger als zwei Jahre. Eine kritische Situation ist nach Ablauf des Stipendiums erreicht – wenn die Notwendigkeit besteht, eine berufliche Tätigkeit aufzunehmen. Die einen kapitulieren dann, die anderen beißen sich durch.

Meine Einsichten: Die Gründe für den Abbruch sind höchst unterschiedlich. Zuweilen liegen sie in der aufgeschobenen oder erst verspätet in Angriff genommenen Schreibphase. Manchmal ist eine Beziehung der Dissertationskiller, manchmal eine Dissertation der Beziehungskiller. Insgesamt hat bei mir mehr als jeder zweite Doktorand seine Arbeit erfolgreich beendet. Von den Stipendiaten des Promotionskollegs „Politischer Extremismus und Parteien“

konnten etwa 80 Prozent ihre Dissertation abschließen.⁴ Mittlerweile habe ich meine Überredungsversuche (aus der Sicht von Doktoranden) bzw. Überzeugungskünste (aus der eigenen Sicht) eingestellt, wenn jemand partout seine Arbeit nicht zu Ende bringen will bzw. kann. Hingegen ist es mir weiterhin eine Freude, einmal im Jahr ein verlängertes Wochenende mit den Doktoren (und ihren Partnern) an jeweils unterschiedlichen Orten zu verbringen, von beruflichem Fortkommen zu erfahren und soziale Kontakte zu pflegen. Ich weiß, auch andere Hochschullehrer pflegen solche Usancen. Von einer „Verschulung“ des Promotionsstudiums, wie jetzt angestrebt, halte ich gar nichts. Die Dissertation ist eine eigenständige wissenschaftliche Leistung. Durch das Bachelor- und Masterstudium erleben wir ohnehin schon eine Gängelung. Gleichwohl sind viele Forschungsprojekte, etwa in der Medizin oder in den Naturwissenschaften, ohne universitäre Anbindung kaum praktikabel.

Überschätzt wird von Doktoranden die politische Dimension ihres Projekts. Da es sich um eine wissenschaftliche Arbeit handelt, spielt weitaus weniger die politische Position des Autors eine Rolle als angenommen. Entscheidend ist die stimmige Begründung der eigenen Position. Und erst recht tut es nichts zur Sache, ob die Auffassung des Doktoranden mit der (vermuteten) des Doktorvaters konvergiert.⁵ Politikwissenschaft ist nicht die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln, um ein Zitat Carl von Clausewitz' zu paraphrasieren. Ein guter Hochschullehrer verkörpert Liberalität und Toleranz. Er verfiucht konsequent seine Position, verabsolutiert sie aber nicht und drängt sie anderen nicht auf. Die Sorgen von Doktoranden um ihre Note sind in der Regel unbegründet. Zum einen wird ein verantwortungsbewusster Betreuer nur solche Arbeiten einreichen lassen, die die Gutachter für dissertationswürdig befinden und nicht mit „non sufficit“ versehen. Zum andern spielt die Benotung später so gut wie keine Rolle mehr, es sei denn, der Doktorand strebt eine Karriere an der Universität an. Rigorosum und Disputation halte ich nicht für notwendig. Der Verzicht auf diese Rituale stellt keine Entwertung der Promotion dar. Bei mir kann sich im Prinzip kein Doktorand verbessern oder verschlechtern, wenn die Noten der Gutachten übereinstimmen. Es wäre absurd, die Leistung in zwei Stunden höher – oder niedriger – zu würdigen als die von mehr als zwei Jahren Arbeit.

4 Vgl. die „Kostprobe“ zu den Dissertationen die Beiträge in Jesse/Niedermeier (2007).

5 Allerdings fördere ich keinen Doktoranden, der demokratische Prinzipien ablehnt und sich in einer entsprechenden Organisation engagiert.

Jedoch ist es wichtig, die Notenskala auszuschöpfen: „Summa cum laude“ muss ebenso erreichbar sein wie „rite“. Mich stört es, die eigenen „Schüler“ mit einem besonders guten Prädikat zu bedenken, als sei dies die Leistung des „Lehrers“.

Unterschätzt wird von Doktoranden dagegen oft die Bedeutung des Verlages, in dem die Dissertation erscheinen soll. Ich rate zu einem Verlag, der einen guten Ruf hat und für das jeweilige Thema „passt“, auch wenn der Druckkostenzuschuss etwas höher ausfallen mag. Für die spätere berufliche Laufbahn des Doktoranden ist ein zügiger Abschluss wichtig. Wer mit Hilfe eines Stipendiums promoviert, sollte das dritte Lebensjahrzehnt nicht überschritten haben. „Trau keinem (Anfänger) über 30“ – das ist offenkundig die Devise mancher Arbeitgeber. Die kürzeste Zeitdauer betrug bei mir zwölf Monate (der Doktorand war „fix“ mit 24 Jahren „fertig“ – auch deshalb, weil er an seine Magisterarbeit anknüpfen konnte), die längste lag bei 15 Jahren (der Doktorand erwarb erst mit fast 50 Jahren den begehrten Titel – auch deshalb, weil er zuvor eine Reihe anderer Bücher geschrieben hatte).

Die bei mir angefertigten Dissertationen aus dem Bereich der DDR-Forschung lassen nichts mehr von der erbitterten Auseinandersetzung vergangener Zeiten erkennen (vgl. Hüttmann 2008)⁶ – ob man an Udo Barons Arbeit über den Einfluss der SED auf die Grünen denkt (2003), an Hans-Georg Golz' Studie zur deutsch-britischen Freundschaftsgesellschaft (2004), an Helmut Müller-Enbergs' nicht nur quantitative Ermittlung zu den inoffiziellen Mitarbeitern der Staatssicherheit (2008), an Michael Ploenus' Untersuchung zum Jenaer Institut für Marxismus-Leninismus (2007) oder an Kirstin Wapplers Vergleich zwischen den Schulen im Eichsfeld und im Erzgebirge (2007). Das gilt übrigens ebenso für Studien anderer Doktoranden aus dem Umkreis der DDR-Forschung (Muhle et al. 2008).

6 Siehe jedoch die heftige Kontroverse zwischen Jens Hüttmann (2007) und Klaus Schroeder/Jochen Stadt (2007).

9. Promovieren und betreuen

Die Steuerung des Lektüerverhaltens von Doktorvätern und -müttern

Warum fühlen sich Promovierende mitunter unzulänglich betreut? Wie lässt sich, umgekehrt, mit zu viel betreuender Zuwendung umgehen? Was können Promovierende tun, um die ihnen gemäße Betreuungsintensität zu erreichen? Welche Regeln lassen sich anwenden, um das Lektüerverhalten des Betreuers oder der Betreuerin hinsichtlich der entstehenden Dissertation zu beeinflussen?

9.1. Das Problem

Abweichend von den gängigen Wahrnehmungen ist das Promovieren nicht nur ein einsamer und entsozialisierender Prozess, der einseitige Interessen befestigt, merkwürdige Verhaltensweisen hervorbringt und Spleene fördert. Vielmehr ist Promovieren wenigstens in einer Hinsicht auch ein Prozess, der von sozialer Interaktion geprägt ist: nämlich derjenigen zwischen dem Promovierenden¹ und der Doktormutter.² Die idealtypische Vorstellung davon ist ein wenig romantisch. Akademischer Schüler und akademische Lehrerin befinden sich danach in einem gegenseitig befruchtenden Austausch, der

1 Mit „der Promovend“ und „der Doktorand“ ist im Weiteren immer auch die Promovendin/die Doktorandin gemeint.

2 Mit „die Doktormutter“ bzw. „die Betreuerin“ ist im Weiteren immer auch der Doktorvater/der Betreuer gemeint.

durch Regelmäßigkeit gekennzeichnet ist und in dem beide voneinander profitieren: der eine von der forscherschen Erfahrung und methodischen Routiniertheit der anderen, die andere von der intellektuellen Unverbraucht-heit und produktiven Provokanz des einen.

Allein: Diese Idylle ist verschattet. Der akademische Betriebsstress führt zu permanenten Termenschwierigkeiten zwischen Promovend und Betreuerin, ungenügend besprochenen Exposé, ungelesenen Kapiteln, Paniklektüren durch die Doktormutter kurz vor der geplanten Dissertationseinreichung, die dann plötzlich zu Dutzenden Nachbearbeitungswünschen führen, usw. usf. So die Klage zahlloser enervierter Doktoranden. Nähme man die Metapher von der Doktormutter ernst, dann müsste man einen Großteil der Promovierenden als „Schlüsselkinder“ bezeichnen: „Sich selbst überlassen trotten sie durch die Bibliotheken oder starren zuhause trübe auf den Bildschirm ihres Computers. Alle Jubeljahre ergibt sich eine Gelegenheit, für ein Viertelstündchen bei Doktorvater oder -mutter im Büro die Füße unter den Tisch zu strecken, und spätestens in der Disputation erkennt man, daß man sich nichts zu sagen hat“ (Gärtner 1997: 5).

Die Häufigkeit dieser Klagen kann nicht allein dadurch begründet sein, dass Betreuerinnen nur mäßig an Thema, Person oder Fortgang der Arbeit interessiert sind (so etwas gibt es selbstredend auch). Meine Hypothese ist dagegen: Promovenden fühlen sich unzulänglich betreut, weil für sie die Promotion im Mittelpunkt einer meist dreijährigen Lebensphase steht, während diese Promotion für die Betreuerin eine mehr oder minder aufmerksamkeitserheischende Aktivität unter vielen ist. Daher kann die Betreuung grundsätzlich nie die vom Promovierenden gewünschte Intensität erreichen. Gleichwohl ist die jeweils gegebene Intensität durchaus steigerbar. Dafür aber tragen beide eine gemeinsame Verantwortung. Promovierende müssen ihre Betreuerinnen gleichsam durch ein pädagogisch geschicktes Agieren zu einem optimalen Betreuungsverhalten führen. Zum Geschick gehört dabei, diese Bottom-up-Pädagogik nicht spürbar werden zu lassen bzw. nur so weit, wie das die Betreuerin amüsiert. Es geht also darum: Die zielgerichtete fachliche Betreuung sollte durch den zu Betreuenden zielgerichtet sozial betreut werden. Was ist hierbei zu beachten, welche Maßnahmen sind ratsam, und was sollte vermieden werden?

9.2. Der Problemkontext

Promovieren ist wie fliegen. Wirklich kritische Phasen gibt es zwei: den Start und die Landung. Dazwischen rumpelt man, je nach Antriebsart und Wetterlage mehr oder weniger komfortabel, durch die Luft und schrubbt Kilometer. Manchmal geht es, beim Fliegen wie beim Promovieren, durch eine Schlechtwetterfront, da muss man stoisch bleiben und Kurs halten. Mitunter führt der Weg durch ein Wolkenfeld, man sieht nichts, weiß aber, dass die Richtung stimmt – vorausgesetzt, die Navigationsinstrumente (Kapitelgliederungen) funktionieren. Öfter aber ist man über den Wolken. Das sind die Phasen, in denen der Fliegende (der Promovierende) in die Sphären der Erhabenheit gelangt. Verführerisch lockt zugleich der Gedanke, wenn man sich jetzt fallen ließe, würden einen die Wolken sanft und weich auffangen. Doch die Vernunft schaltet sich ein und sagt, was Sache ist: Man fiele durch, die Festigkeit ist nur Illusion. Ganz selten gibt es auch Luftlöcher, kurzer Absturz, großer Schrecken, abruptes Ende des freien Falls, das bleibt im Gedächtnis. Start und Landung aber, wie gesagt, sind die eigentlichen Herausforderungen. Bei größeren Maschinen ist eine Kopilotin dabei. Bei größeren wissenschaftlichen Arbeiten auch. In den beiden kritischen Phasen ist diese auch ganz bei der Sache. Während des langen Fluges aber lässt die Aufmerksamkeit nach. Da muss man sich dann etwas einfallen lassen, damit Munterkeit und gute Laune erhalten bleiben.

Was kennzeichnet eine geschickte Navigation des Promotionsfluges, welche die Kopilotin, also Promotionsbetreuerin, munter und bei Laune hält? Erstens gilt, wie in jeder pädagogischen Bemühung: Ein Erziehungsziel muss bestimmt werden. Das heißt hier: Der Promovierende muss für sich die Frage beantworten, ob eher viel Hilfestellung gewünscht wird oder allzu viel Hineinreden vermieden werden soll. Die eine Variante erfordert, aufmerksamkeitssteigernde Techniken einzusetzen, die andere verlangt aufmerksamkeitsmindernde Techniken. Weder das eine noch das andere sollte die Betreuerin allzu deutlich merken. Die Aussicht auf zu intensive Zuwendungswünsche kann ebenso die Laune verderben wie das Gefühl, eigentlich nicht gefragt zu sein. Deshalb gilt zweitens, gleichfalls wie in jeder anderen pädagogischen Bemühung auch: nicht überfordern und nicht unterfordern. Promotionsbetreuerinnen möchten spüren, gebraucht zu werden, aber sie möchten nicht von anderen Dingen, die sie unter Umständen doch mehr interessieren, abgehalten werden.

Diese Gratwanderung des Promovierenden ist umso heikler, je weiter weg das Promotionsthema von den aktuellen Forschungsgegenständen der Betreuerin ist. Es gilt dann herauszufinden, ob das Promotionsthema dennoch ein besonderes Interesse berührt. Entammt das Thema jedoch dem Kernbereich der Forschungsaktivitäten der Betreuerin, ist eher mit Interventionsfreudigkeit zu rechnen. Der Promovend muss also das eigene Bedürfnisprofil und das der Betreuerin bestimmen und beide abgleichen, um die richtigen Instrumente zur Weckung oder Dämpfung von Aufmerksamkeit und Zuwendung zu wählen. Um die Intensität der Aufmerksamkeit zu steuern, gibt es ein vergleichsweise einfaches Mittel. Es beruht darauf, dass Betreuerinnen einerseits den Fortschritt der Arbeit sehen möchten, andererseits wenig Zeit haben. Den Fortschritt dokumentiert der Promovend vor allem durch geschriebenen Text. Dessen Präsentationsmodus seitens des Promovenden entscheidet wesentlich über das Lektüerverhalten der Betreuerin.

9.3. Problemlösung A: Dämpfung der Leseneigung

Sollen die Einreden der Doktormutter gering gehalten werden, ist das Lesen so weit wie möglich zu verhindern. Das lässt sich geschickt fördern: immer alles komplett schicken, was man schon geschrieben hat, inklusive angefangener Kapitel, mitten hinein notierter kruder Stichwortsammlungen, an sich selbst adressierter Arbeitshinweise usw. Dies sollte mit dem einladenden Hinweis versehen werden, ganz besonders intensiv habe man zuletzt an den Unterkapiteln 14.8.2.12. bis 16.4.3.9. gearbeitet (aber keine Seitenzahlen angeben, das würde das Ausdrucken erleichtern!). Dies führt dann recht zuverlässig dazu, dass die genauere Inaugenscheinnahme erst einmal verschoben wird. Und wenn dann doch irgendwann der Vorsatz zur Lektüre gefasst werden sollte, ist mit hoher Wahrscheinlichkeit die E-Mail nicht mehr auffindbar.

Ebenso lektüredämpfend wirkt die umfängliche Präsenz der Betreuerin im Literaturverzeichnis, völlig unabhängig davon, ob die dort angegebenen Titel tatsächlich im eigenen Text verarbeitet wurden. Noch der flüchtigste professorale Blick auf ein beliebiges Manuskript übersieht nicht den eigenen Namen im Literaturverzeichnis. Geht es um ein Promotionsvorhaben, verbindet sich

damit eine Beruhigung: Hier scheint, sagt sich die Doktormutter, der betreuende Aufwand schon deshalb gering gehalten werden zu können, weil der Doktorand ja die wesentlichen Texte bereits gefunden habe – und was er von mir, so beruhigt sie sich weiter, bereits gelesen hat, muss ich ihm ja nicht noch einmal mündlich erzählen.

Der häufigere Fall ist aber wohl, dass Promovierende nicht weniger, sondern mehr Aufmerksamkeit der Betreuerin wünschen. Schauen wir uns also genauer an, wie erhöhte Aufmerksamkeit für den sukzessive entstehenden Promotionstext zu erlangen wäre.

9.4. Problemlösung B: Stimulation der Leseneigung

Professoren und Professorinnen sollen ja vieles zugleich tun und sein: exzellente Forschung wie vorzügliche Lehre betreiben, begeistert in der akademischen Selbstverwaltung mitarbeiten, dynamisches Netzwerkmanagement und Drittmittelwerbungen vollbringen, sich hinreichend finftenreich gegenüber der Hochschulverwaltung zeigen, gelassen und kompetent in der Mitarbeiterführung sein, dazu souveräne Instrumentalisten auf allen alten und neuen Medien, sich als kognitive Innovateure wie auch unablässige Erzeuger öffentlicher Resonanz und nimmermüde Übersetzer wissenschaftlicher Fragestellungen auf gesellschaftliche Relevanzbedürfnisse hin erweisen. Mithin: Die Hochschullehrerrolle zeichnet sich durch erhebliche Komplexität aus. Kein Mensch, auch keine Professorin und kein Professor, bekommt all das gleichermaßen gut auf die Reihe. Überforderung ist daher professionstypisch und wird noch dadurch gesteigert, dass sie zu überspielen ist. Um herauszufinden, wie unter solchen Umständen Aufmerksamkeit zu erlangen ist, gilt es daher, individuelle Eigenheiten und Talente der Betreuerin herauszufinden.

Die professorale Ästhetin etwa ist blank entsetzt, wenn die zugesandten Texte nicht vernünftig layoutet sind. Die Lust, diese zu lesen, ist dann entsprechend. Die Pedantin schrecken Rechtschreibfehler ab. Da sollte man vorher die Rechtschreibprüfung über das Kapitel laufen lassen. Die eher theoretisch interessierte Betreuerin freut sich wohl über Grundlagenkapitel, ist aber dankbar, wenn der Promovend für die anwendungsorientierten Kapitel andere Gesprächspartner sucht und findet. Viele Betreuerinnen kennen sich in den

Details des Promotionsthemas nicht so intensiv aus. Sie sind daher angetan, wenn sie gebeten werden, eher etwas zur Richtung der Argumentation zu sagen als zu den Einzelheiten der Argumentationsschritte.

Die Berücksichtigung dieser individuellen Vorlieben kann dann mit der Befolgung einiger Regeln verbunden werden:

- (1) *Den Dissertationstext portionieren:* Es ist unklug, einmal im halben Jahr 250 Seiten zum Lesen oder auch nur „zum Drüberfliegen“ zuzuschicken. Alle acht Wochen ein Kapitel zu senden erhöht die Chance, dass es gelesen wird, und sei es in der halben Stunde vor der verabredeten Konsultation.
- (2) *Jeder Sendung die Gliederung der Gesamtarbeit beifügen:* Das macht den systematischen Zusammenhang nachvollziehbar, in den sich das oder die aktuell verschickten Kapitel einordnen. Im Unterschied zum Promovenden ist die Betreuerin nicht jeden Tag mit der Promotionsarbeit befasst, und daher ist ihr nicht zwingend deren Systematik gegenwärtig. Hinzu tritt: Durch regelmäßige Zusendung der Gliederung kann sich der Doktorand die fortwährenden Änderungen und Umgruppierungen seiner Arbeit gleichsam unter der Hand akkreditieren lassen.
- (3) *Nie davon ausgehen, dass die Betreuerin die ihr bisher zugeschickten Materialien griffbereit hat:* Der Hinweis „vgl. hier Kapitel 4 (im Februar zugeschickt)“ produziert nur ein schlechtes Gewissen bei der Doktormutter. Sie wird sich unter Umständen weder an die Zusendung noch an den Inhalt des Kapitels erinnern, und ihr möchte auch im Augenblick partout kein Ort einfallen, an dem sie jetzt das Kapitel suchen könnte. Falls auf frühere Kapitel Bezug genommen wird: diese lieber immer noch einmal mitschicken (dabei aber auch erwähnen, dass sie der Betreuerin schon einmal zugegangen waren – falls die Doktormutter dann doch besser organisiert ist als angenommen werden durfte).
- (4) *Niemals das gleiche Kapitel in unterschiedlichen Bearbeitungsstadien mit der Aufforderung zur wiederholten Lektüre senden:* Betreuerinnen, welche die Zeit haben, zweimal oder noch öfter das gleiche Kapitel zu lesen, müssen in anderen Hinsichten so wenig nachgefragt sein, dass dann genau dies Anlass für ein Nachdenken darüber sein sollte, ob es sich wirklich um die richtige Betreuerin handelt. Vielmehr sollte bei einer wiederholten Zusendung eines Kapitels eine kurze Zusammenfassung gegeben werden, wie darin die aus der Erstlektüre resultierenden Anregungen der Betreuerin aufgenommen

worden sind. Eine farbige Markierung geänderter Textstellen kann auch hilfreich sein. Im Übrigen ist der Hinweis anzufügen, dass die nochmalige Übersendung des Kapitels nur erfolgt, falls sie, die Betreuerin, noch einmal hineinschauen möchte.

- (5) *Thesepapiere formulieren*: Das oder die kompletten Kapitel zusammen mit prägnanten Zusammenfassungen an die Betreuerin zu schicken kann helfen, Aufmerksamkeit zu gewinnen. Es ist dann recht wahrscheinlich, dass die Betreuerin nur das Thesepapier liest (die Alternative wäre jedoch häufig, dass gar nichts gelesen wird), aber dennoch nicht der Eindruck entsteht, dass der Promovierende die Detailausarbeitungen vorenthalten möchte. Die Doktormutter fühlt sich sowohl angeschlossen als auch nicht überfordert.
- (6) *In der Konsultation pikirierte Hinweise auf früher Übersandtes unterlassen*, etwa von der Art: „Das hatte ich doch schon in Kapitel 2 dargestellt.“ Einer viel beschäftigten Betreuerin muss das nicht gegenwärtig sein (hier kann es auch helfen, sich selbst einmal zu prüfen, was man noch von einer Sache im Kopf hat, mit der man sich vor vier Wochen befassen musste). Stattdessen sollte der Doktorand in aller Ruhe den systematischen Zusammenhang zwischen den Darlegungen verschiedener Kapitel mündlich repetieren. Das wiederholte Referieren kann dabei auch als Chance gesehen werden: Jeder Promovend wird bemerken, dass sich mit jedem Mal die gedankliche Klarheit der eigenen Ausführungen verbessert.

All dies garantiert nichts, aber es erhöht die Chancen auf betreuende Zuwendung. Die Interaktion von Doktorand und Doktormutter sollte als gegenseitige Doppelbetreuung aufgefasst werden, in die auch der Promovend ein wenig Energie, Zeit und Klugheit investiert. Was herauskommen kann, ist eine gute Platzierung im aufmerksamkeitsökonomischen Haushalt der Betreuerin.

10. Forschen im Archiv

Wie findet man seine Informationen in den Unterlagen eines Archivs? Weshalb braucht man dazu Spürsinn und die Neigung zur investigativen Recherche? Welche Antworten kann Archivgut geben? Welches Hintergrundwissen ist nützlich für den Archivbesuch?

Zu einem Geschichtsstudium gehören Phasen eigenständigen Forschens. In diesen sollte man etwas Neues herausbekommen, was noch unbekannt war und neue Erkenntnisse bringt. Dazu gehört dann, dass man seine Forschungsergebnisse beschreibt und zur Diskussion stellt, damit auf ihnen weiter aufgebaut werden kann. Mit einer Seminararbeit kann diese Art wissenschaftlicher Kommunikation geübt werden. Eine Examensarbeit oder eine Dissertation stellt zum Abschluss der wissenschaftlichen Ausbildung die eigenen Forschungsergebnisse der gesamten Fachöffentlichkeit vor.

Vor dem Ausformulieren des Textes steht die Erarbeitung der Inhalte, die man vermitteln möchte. Dazu muss man zunächst wissen, was schon bekannt ist und welche Fragen offen sind. Dabei wird man immer wieder auf interessante neue Aspekte stoßen, denen man gern weiter nachgehen möchte, um zu erfahren, was da tatsächlich passiert ist, warum die Personen so handelten, wie sie es taten, ob die vorzufindenden Erklärungen stimmig sind und wie die Ereignisse miteinander zusammenhängen. Wenn man das selbst herausfinden möchte, dann muss man in ein Archiv gehen und kann dort mit viel Spürsinn, Interesse an Kombination und Lesen zwischen den Zeilen die spannendsten Entdeckungen machen. Weil es so spannend ist, verleitet es allerdings auch manchmal zu übereilten Hypothesen. Dann sollte die Mahnung Reinhardt

Kosellecks erinnert werden, der vom Vetorecht der Quellen sprach. Der eigenen Intuition sollte man nur soweit vertrauen, wie es wirklich nicht gelingt, die eigenen Annahmen mit anderen Unterlagen zu widerlegen. Die Dokumentation dieser Überprüfung gehört ebenso wie die Darlegung der bisher unbekannt und überraschenden neuen Tatsachen, die man gefunden hat, in die nachfolgende Ausarbeitung. Nur der exakte Nachweis der benutzten Quellen ermöglicht es anderen, den eigenen Erkenntnisprozess nachzuvollziehen, und sichert damit die Verlässlichkeit für weitere darauf aufbauende Forschungen.

Forschen im Archiv ist mit Arbeit verbunden. Doch mit dem Ergebnis der Mühe belohnt man sich selbst bereits, bevor es andere tun.

10.1. Was findet man im Archiv?

Das Archivgut öffnet sich mit allen seinen Geheimnissen, sobald man es befragt. Wenn man etwa außerhalb des Archivs Verwaltungsakten, die lange geschlossen sind, liest, sind sie spröde und abweisend. Man versteht nicht recht, was da geschrieben wurde und was sie aussagen sollen. Sie sollen gar nichts aussagen. Solche Akten sind nicht dafür produziert worden, dass jemand sie später einmal mit einem anderen als einem administrativen Interesse in die Hand bekommt und liest. Erst im Archiv werden sie durch die Arbeit der Archivarinnen und Archivare aussagekräftig und zu möglichen Quellen. Wie kommt das?

Verwaltungsaufzeichnungen, sei es auf Papier oder in elektronischer Form, entstehen, weil eine Organisation, wie eine Behörde oder ein Betrieb, auf Anforderungen und Kommunikationen von außen reagiert und dabei ihre Tätigkeiten in Reaktion auf die sich ändernden Anforderungen, Anfragen, Wünsche von außen ständig neu organisieren und strukturieren muss. Neben der Kommunikation mit der Umwelt gibt es deshalb eine ausführliche interne Kommunikation, die sich auf die eigenen Mitteilungen an die Umwelt bezieht. Sie nimmt die einzelnen Ereignisse und externen Anforderungen an die Organisation wahr, integriert sie in die internen Abläufe und Aufgabenverteilungen, produziert gemeinschaftlich die erforderlichen Entscheidungen und bereitet die Antwort, die nach außen geht, vor. Späteres Archivgut ist in diesen internen Kommunikationsprozessen entstanden, besteht jedoch natürlich nur aus

denjenigen Teilen der Kommunikation, die über Aufzeichnungen liefen. Mündliche Kommunikationen, ob telefonisch, bei zufälligen Treffen auf dem Flur, bei Kaffeerunden oder bei und am Rande von Besprechungen haben einen großen Anteil an den Prozessen, sind aber nicht in Aufzeichnungen festgehalten. Ein großer Teil der Probleme mit den Aufzeichnungen aus elektronischer Kommunikation liegt in der Schwierigkeit, die zu den Prozessen gehörenden Mitteilungen von denen zu trennen, die der persönlichen Koordinierung und Mitteilung dienen, und sie dann den Prozessaufzeichnungen zuzuordnen.

So ähnlich ist es auch bei einem förmlichen Treffen, bei dem ein Protokoll angefertigt wurde. Das allerdings ist von einem Dritten, einem Beobachter der Sitzung geschrieben und hat deshalb eine andere Aussagequalität über die Äußerungen der Teilnehmer als deren eigene Notizen oder Entwürfe. Dafür kann es mehr über den Protokollanten oder die Sitzungsleitung aussagen, vor allem, wenn Widersprüche zu eigenen Aufzeichnungen der Teilnehmer entdeckt werden. Protokolle können auch durchaus schon vor einer Sitzung erstellt worden sein, wie etwa beim ZK der SED in der DDR. Zu Protokollen gibt es häufig Sitzungsvorlagen sowie Berichte über die Umsetzung der Beschlüsse. Separat davon ist die Kommunikation nach außen organisiert.

Einen ähnlich internen Charakter haben Nachlasspapiere. Auch sie sind nicht für die Öffentlichkeit erstellt worden, sondern für den eigenen Gebrauch. Gerade bei überarbeiteten Entwürfen für Publikationen, etwa in Schriftstellernachlässen, wird dieser Unterschied sehr deutlich. Hier können auch zahlreiche Schreiben an die Person vorhanden sein. Doch finden sich hier üblicherweise weniger Entwürfe zu Briefen. Der Grund dafür liegt darin, dass eine Einzelperson für die Abfolge ihrer Kommunikationsprozesse mit den Korrespondenzpartnern sich gut auf das eigene Gedächtnis verlassen kann. In einer Behörde oder einem Betrieb dagegen muss dieses Gedächtnis externalisiert werden, damit es von allen, die darauf zugreifen müssen, gemeinschaftlich genutzt werden kann. Das ist ein wichtiges Motiv für die Anfertigung von Entwürfen, die zu den Akten genommen werden.

Gründe für die Entstehung von Aufzeichnungen sind also die eigene oder gemeinschaftliche Vorbereitung einer Entscheidung und die interne Koordination der Prozesse bei der Entscheidungsfindung sowie das Abstimmen von Ausgängen mit mehreren Personen, die aus unterschiedlicher Perspektive noch einmal darüber sehen. So wie ein Autor eines Werkes sich an einen offenen

Adressatenkreis richtet und zu diesem Zweck seine Texte publiziert, kommunizieren Behörden meist mit Antragsstellern und Anspruchsinhabern, denen sie bei der Wahrnehmung ihrer persönlichen Rechte helfen sollen. Sie haben also klar eingrenzbarer Adressaten für ihre externe Kommunikation und betreiben darüber hinaus in geringerem Maße Kommunikation nach außen in Form von Öffentlichkeitsarbeit, die einem allgemeinen Publikum gegenüber ihre Arbeit deutlich macht.

Gründe für die anschließende Aufbewahrung der Aufzeichnungen nach Erledigung des ursprünglichen Zweckes bei der Koordinierung oder Vorbereitung der Entscheidungen sind vor allem die Sicherung der Kontinuität des eigenen Tuns und die Möglichkeit, nachvollziehen zu können, was man in einer Sache bereits getan hat, um sich nicht zu wiederholen. Manchmal ist es sinnvoll und spart Ressourcen, wenn man auf einen ähnlichen Vorgang zurückgreifen kann. In der alten Verwaltungssprache kannte man das dann als das „simile“, also lateinisch für „das Gleiche“, woraus der Begriff vom „Amtsschimmel“ entstanden sein soll.

Bei der Forschung im Archiv benutzt man also vor allem solche Unterlagen, die für interne Adressaten erstellt wurden. Durch die Aufbereitung im Archiv werden sie für einen im Grundsatz unbegrenzten Adressatenkreis geöffnet: Sie stehen nun für jede Person, die es wünscht, zur Einsicht zur Verfügung. Dieses Recht ist gesetzlich verbrieft. Die archivische Aufbereitung bewirkt eine Art von Umwidmung von geschlossenen Unterlagen zu offenem Archivgut. Dabei werden die Zusammenhänge der ursprünglichen Entstehungszwecke und der mit dem Material geführten Kommunikationen in den Findbüchern mit Beschreibungen der Einheiten und mithilfe der Gliederung der Bestände sowie mit zusätzlichen Informationen, wie etwa in der Findbuch-Einleitung, dargelegt.

Der Unterschied zwischen dem ursprünglich internen Arbeitsinstrument und der später offenen Informationsquelle erklärt viele Eigenschaften von Archivgut. Dadurch, dass Schriftgut internen Kommunikationszwecken diente, ist der Bereich möglicher Informationsgehalte abgedeckt. Verwaltungsschriftgut enthält das Maß an Informationen über die eigene Umwelt, das für die Lösung der anstehenden Probleme zu dem jeweiligen Zeitpunkt und eventuell auf gesetzlicher Grundlage erforderlich war. In Verwaltungsakten kann man keine Dokumentation ihrer Zeit erwarten. Verwaltungen wie auch Betriebe

haben und hatten immer nur den Ausschnitt der sie umgebenden Wirklichkeit im Auge, auf den sie wirkten. Dafür sind diese Informationen allerdings authentisch, weil sie für Handlungen benötigt wurden, die sich darauf verlassen mussten. Fehler in der Wahrnehmung hätten Auswirkungen auf den Erfolg der eigenen Entscheidungen und Handlungen gehabt und sind von daher auch bei der Auswertung der nachfolgenden Akten durchaus erkennbar, wenn nämlich etwa Misserfolge Reaktionen erforderten.

Bei der Forschungsarbeit mit Archivgut sind zwei Arten von Antworten zu finden. Das sind einerseits die Beobachtungen und Wahrnehmungen der Organisationsumwelt, soweit sie für die Arbeit erforderlich waren. Daneben legt das Archivgut offen, wie mit diesen Beobachtungen umgegangen wurde und wie sie gewirkt haben. Die Kombination dieser zwei Arten von Aussagen des Archivguts ist ein Grund für die unverfälschbare Authentizität der Archive. Je weniger die Einsicht in die Aufzeichnungen durch Dritte und Außenstehende erwartet werden konnte, umso direkter ist der Eindruck, den die Unterlagen bei der Auswertung im Archiv hinterlassen. Und die Zwecke der Informationszusammenstellung liefern die Erläuterung für den vorhandenen Ausschnitt der Wirklichkeit und die Perspektive, aus der er wahrgenommen wurde.

Beide Arten von Aussagen – also faktische Informationen über das Umfeld der Organisation, gesehen aus der Perspektive ihrer Tätigkeiten, sowie die Einsicht in die internen Kooperationsstrukturen – wirken zusammen. Bei der Forschung im Archiv spielt die Unterscheidung zwischen beiden eine große Rolle. Ohne das Verständnis dafür, zu welchem Zweck und in welchen Zusammenhang eine Äußerung getan oder eine Information erhoben wurde, versteht man sie nicht recht. Oft entsteht dann das Gefühl der Hilflosigkeit, aus dem heraus dann Akten als verstaubte Papierberge erscheinen.

Was man im Archiv findet, sind also Aufzeichnungen, die, sobald man sie durchschaut, das Tor zu fremden Wirklichkeiten öffnen. Archive sind insofern Zeitmaschinen. Die Authentizität ihres Archivguts versetzt den Betrachter direkt in eine andere Zeit. Orientierung darin findet man mit den von Archivarinnen und Archivaren erstellten Findmitteln, den Beständeübersichten und den Findbüchern. Sie erschließen die Unterlagen, öffnen sie also und machen sie damit zu Archivgut, das von Dritten interpretiert werden kann. Sie sind die Navigationsinstrumente, denen man sich im unbekanntem Gelände anvertrauen kann.

Im Folgenden soll zunächst der Sinn und Gebrauch archivischer Findmittel erläutert werden. Danach wird für die Forschungsarbeit allgemein nützlich Hintergrundwissen zu Strukturen von Archivgut und zur Benutzung gegeben.

10.2. Archivische Findmittel

Beständeübersichten und Findbücher

Da Archivgut ursprünglich als internes Material entstanden ist, besteht der erste Schritt bei seiner archivischen Aufbereitung aus einer Analyse der Entstehungsbedingungen und der inneren Strukturen des Materials. Diese Strukturen sind entstanden durch die ursprüngliche Arbeitsverteilung in den Organisationen, aus denen die Aufzeichnungen stammen. Das sind zunächst die Aufbauformen der Organisation, die sich während der Entstehung der Unterlagen im Laufe der Zeit mehr oder weniger stark verändert haben können. Eben solchen Einfluss haben die Hierarchie und die Verteilung von Entscheidungskompetenz. So werden in monokratischen Behörden die Entscheidungen an der Spitze getroffen, während sie in kollegialen Behörden Gremien vorbehalten sind. In bürokratischen Behörden wie in Preußen gab es verteilte Entscheidungsbefugnisse in Beteiligungsprozessen, die über Zeichnungsbefugnisse von Vorgesetzten in die Hierarchie eingebunden waren. In der Vernetzung von Zuständigkeiten mit Beteiligungsformen sowie Zeichnungsbefugnissen bildeten sich in konkreten Einzelfällen die Vorgänge als Kommunikationsprozesse heraus.

In langen Traditionen der Erstellung archivischer Findmittel sind Formen entstanden, die entsprechende Informationen in der Gliederung des Findbuchs, dargestellt im Inhaltsverzeichnis und im Layout der Findbuchseiten mit ihren Kopfzeilen, anbieten: Die Bestandsstruktur wird z. B. in Online-Findbüchern zur Navigation angeboten, und die Kopfzeilen orientieren über die aktuelle Position im Bestand. Strukturen der Findbücher und die damit präsentierten Zusammenhänge können als Hilfe dafür genutzt werden, die Aussagequalität der Unterlagen selbst besser einschätzen zu können.

Erschließungsinformationen werden in der deutschen Archivtradition auf zwei mit einander verknüpften Ebenen dargestellt: zum einen den Beständeübersichten mit zusammenfassenden Informationen zu allen, nach Herkunfts-

stellen zusammengehaltenen Unterlagen eines Archivs; zum anderen, unterhalb dieser Erschließungsebene, den Findbüchern zu je einem Bestand.

Im Internet strukturieren die Beständeübersichten zugleich das Angebot der Findbücher. Sie ähneln dabei in ihrer eigenen Struktur den Findbüchern und repräsentieren mit ihrer Gliederung die übergreifende Tektonik des Archivs. Jede Bestandsbeschreibung ist, soweit vorhanden, mit dem zugehörigen Online-Findbuch verknüpft. Das Internet hilft so, die internen Strukturen des Materials über alle Ebenen besonders gut zur Navigation oder einfach auch zum Stöbern in den Beständen zu nutzen. Zusätzlich können die Strukturen genutzt werden, um Bereiche für eine übergreifende Volltextsuche auszuwählen. Damit kann die Relevanzentscheidung selbst getroffen werden, statt sie den automatischen Algorithmen der Software zu überlassen.

Fast alle deutschen Archive bieten vollständige Beständeübersichten in strukturierter Form über alle von ihnen bereitgestellten Unterlagen sowie detaillierte Findbücher zu vielen ihrer Bestände an, zum Teil auch bereits im Internet. In anderen europäischen Ländern finden sich ähnliche Findmittelarten, während etwa in den USA nur wenige Beständeübersichten erstellt werden.

Geben die Beständeübersichten einen allgemeinen Überblick über das Archivgut eines Archivs mit zusammenfassenden Informationen zu jedem Bestand und helfen dabei, zu entscheiden, mit welchen Beständen man arbeiten möchte, so listen die Findbücher zu diesen Beständen die vorhandenen, bestellbaren Einheiten auf. Außerdem geben Findbücher in einer Einleitung und mit eventuellen Bemerkungen oder Zusatzinformationen an verschiedenen Stellen noch weitere Informationen zu dem jeweiligen Bestand und seine Bearbeitung. Im Anhang liefern sie außerdem teilweise Hilfsmittel wie Abkürzungsverzeichnisse, Organisationsskizzen und Indexlisten zum Text des Findbuchs. Das Titelblatt von Findbüchern wie von Beständeübersichten enthält alle erforderlichen bibliografischen Informationen, um sie, soweit gedruckt oder in elektronischer Form vorhanden, auch in Bibliothekskatalogen zu finden.

Die Listen der bestellbaren Einheiten in den Findbüchern enthalten jeweils den Titel, oft einen erläuternden Enthältvermerk sowie die Laufzeit und eine Signatur der einzelnen Akten. Die Signatur oder Bestellnummer identifiziert die Akte im Magazin des Archivs und sollte zusammen mit der Bestandssignatur bei einer Bestellung für den Lesesaal immer exakt angegeben werden.

Mit dieser Signatur kann der Magazindienst diese eine Akte unter mehreren Kilometern anderer Einheiten genau lokalisieren und für eine Benutzung im Lesesaal ausheben.

Die Listen in den Findbüchern werden nach der Struktur gegliedert, die bei der Bearbeitung des Bestandes festgestellt wurde. Sie wird im Inhaltsverzeichnis oder online im Navigationsrahmen abgebildet. Die Gliederungsüberschriften bezeichnen jeweils eine zusammengehörige Gruppe von Akten. Innerhalb der Gliederungsgruppen kann es Serien geben, die so schon in der ursprünglichen Aufbewahrung der Akten vorhanden waren und häufig dadurch entstanden sind, dass sich ein Bearbeitungsgegenstand in der Herkunftsstelle über längere Zeit nicht geändert hat und die Unterlagen dazu dann in aufeinanderfolgenden Bänden abgelegt wurden.

Die Titel der einzelnen Akten werden meist bei der Erschließung im Archiv gebildet. Es gibt oft keine Titel, die übernommen werden könnten, wenn etwa die Akten nur Aktenzeichen tragen. Dazu kommt, dass ein ursprünglicher Titel, soweit vorhanden, für einen anderen Zweck formuliert wurde. Er wurde einer Akte zugewiesen, als sie angelegt wurde, und bezeichnete den damit beabsichtigten Zweck. Damit hatte die Akte, zusammen mit der Angelegenheit, zu deren Bearbeitung sie angelegt wurde, ihren intern benutzbaren, eindeutigen Namen. In der Folgezeit kann sich die Angelegenheit und damit auch das Material in eine andere Richtung entwickelt haben als ursprünglich geplant, sodass bei der archivischen Bearbeitung eine Diskrepanz zwischen der ursprünglich benannten und der tatsächlich wahrgenommenen Aufgabe erkennbar wird.

Der Zweck des archivischen Titels ist eine möglichst präzise Angabe dessen, was aus externer Sicht in dieser Akte erwartet werden kann. Dazu ist häufig die genaue Benennung des tatsächlichen Entstehungszwecks nützlich, wobei das Umfeld dieses Entstehungszwecks durch die Gliederungsgruppen erläutert wird. Der Titel kann umformuliert werden, weil er, im Gegensatz zur Signatur, nicht zur Identifikation der Akte benötigt wird und diese nur einmal, und zwar nur im Zusammenhang ihres Ursprungsbestandes, vorhanden ist. Ein Enthältvermerk kann zusätzlich eingesetzt werden, wenn es bei der Bearbeitung nötig erscheint, einen möglichst präzise formulierten, kurzen Titel zu ergänzen oder zu konkretisieren. Er kann auch genutzt werden, um die Diskrepanz zwischen dem ursprünglich geplanten Titel, der dann beibehalten wird, und Zusammen-

hänge zu anderen Akten sowie einer davon abweichenden, tatsächlichen Entwicklung aufzuzeigen.

Archivrecherche im Internet

Die großen und viele kleine Archive arbeiten mit Hochdruck daran, ihre Bestände online recherchierbar zu machen. Dazu werden verschiedene Strategien genutzt. Einerseits werden bereits in verschiedenen Formen vorliegende ältere Findmittel, etwa in Bänden oder in Karteien, digitalisiert und als Online-Findbücher ins Internet gestellt. Diese Projekte zur Retrokonversion der Findmittel haben durch eine bedeutende Förderungszusage der DFG seit 2008 eine neue Unterstützung bekommen. Andererseits werden seit Jahren Erschließungsangaben elektronisch erfasst und neue Findbücher direkt digital erstellt. Viele Archive haben bereits Angebote im Internet, oft als Recherchen in ihren Datenbanksystemen, die eine strukturierte Anzeige der Treffer ermöglichen. Außerdem wurden in den letzten Jahren einige regionale Portale erstellt. Die aktuellen Adressen dieser Angebote findet man auf der Webseite der Archivschule Marburg.

Inzwischen existieren verschiedene Initiativen, um die Angebote der Archive in nationalem und internationalem Rahmen in integrierten Zugängen zusammenzufassen. So gibt es beim Bundesarchiv das Projekt zum Ausbau des Netzwerks SED-/FDGB-Archivgut zu einer Referenzanwendung für ein Archivportal Deutschland. Die Gruppe der Leiter der Europäischen Nationalarchive (EBNA) hat die Entwicklung eines europäischen Archivportals angestoßen, für das die EU-Kommission Fördermittel bereitstellt. Daneben gibt es die Entwicklung von spartenübergreifenden Portalen, in denen Erschließungsdaten aus Archiven zusammen mit Katalogdaten aus Bibliotheken und Museumsinformationen durchsuchbar sind. In Deutschland ist das BAM-Portal eine solche schon seit einiger Zeit nutzbare Anwendung. Die neueste Entwicklung stellen die Vorbereitungen für Digitale Bibliotheken auf deutscher wie auf europäischer Ebene dar, die den Sparten übergreifenden Zugang zu digitalisierten Materialien realisieren wollen.

Während die regionalen Archivportale bisher vorwiegend Datenbanktechnologie nutzten, versucht das Projekt für eine Referenzanwendung für ein deutsches Archivportal einen anderen Ansatz. Das Ziel ist der Aufbau eines strukturierten Verbundfindmittels mit drei Ebenen aus Archivlandschaft, Beständeübersichten und Findbüchern, in das digitale Reproduktionen von

Archivgut, einschließlich von Texttranskriptionen für eine Volltextsuche, integrierbar sind. Statt einer einheitlichen Datenbank wird ein internationaler Fachstandard (EAD – Encoded Archival Description) genutzt, der gleichzeitig die internationale Austauschbarkeit der Daten erlaubt. Die beteiligten Archive erhalten Konversionswerkzeuge, um ihre Daten aus den eigenen Systemen in das Zielformat umzuwandeln und für das Verbundfindmittel bereit zustellen. Das Projekt soll bis Mitte 2009 zu einem ersten Abschluss kommen.

Die systematische Bereitstellung von digitalisiertem Archivgut beginnt in deutschen Archiven gerade. In Großbritannien etwa sind bereits sehr viele Unterlagen für genealogische Recherchen im Internet verfügbar. Komplette digitalisierte Aktenbestände sind jedoch erst wenig vorhanden. Für Benutzer war es schon lange möglich, bei der Benutzung digitale Kopien zu bestellen. Archive haben Galerien mit interessanten Einzelseiten und Erläuterungen dazu etwa anlässlich von Jahrestagen bereitgestellt.

Doch die Herstellung von Digitalisaten in großem Maßstab stellt neue Herausforderungen an die Archive. Die deutschen Staatsarchive haben sich inzwischen darauf verständigt, Digitalisate von ganzen Beständen für einen erhöhten Nutzungskomfort anzubieten. Dabei werden die zur Sicherung der Bestände angefertigten Mikrofilme digitalisiert. Das ist ein wirtschaftliches und nachhaltiges Verfahren, weil die zu erwartende technologische Obsoleszenz der heutigen Speicherformate durch erneute Digitalisierung aufgefangen werden kann und zudem die enormen Aufwendungen für eine digitale Bestandserhaltung auf genuin digitales Material konzentriert werden können. Für die Digitalisierung der Unterlagen werden große Summen aufgebracht werden müssen, die bisher noch nicht zur Verfügung stehen. Deshalb setzen die Archive zunächst verstärkt auf Drittmittel und Kooperationsprojekte zur externen Finanzierung der Digitalisierung.

Genuin digitales Archivgut aus deutschen Verwaltungen kann meist noch nicht im Internet genutzt werden, da es der 30-Jahres-Sperrfrist unterliegt, auch wenn es bereits übernommen wurde und vor Ort zur Verfügung steht. Die vielfältigen Probleme, die eine Erhaltung dieser Unterlagen aufwirft, werden seit den späten 1980er-Jahren in der internationalen Archivarsgemeinschaft diskutiert, und inzwischen liegen interessante Erfahrungen und Modelle dafür vor. Beispiele für die Vielfalt der Formate und

der damit verbundenen Erhaltungs- und Präsentationsprobleme sind etwa in amerikanischen Universitätsarchiven bei den dort übernommenen Forschernachlässen zu sehen.

10.3. Nützliches Hintergrundwissen für die Forschung im Archiv

Bei der Arbeit in einem oder mehreren Archiven erfährt man einiges über diese Institutionen, ihre Arbeitsweise und ihre Aufgaben. Es kann nicht schaden, schon mit gewissen Grundkenntnissen dorthin aufzubrechen.

So ist es nützlich, bei der Auswahl des Archivs, das zuerst besucht werden soll, die Strukturen der Archivlandschaft zu berücksichtigen. Die Archive sind wie Schnittstellen zwischen der Verwaltung und der Öffentlichkeit. Aus der Verwaltung erhalten sie den Rohstoff für ihre Arbeit, und sie beraten jene ihrerseits mit ihren Kenntnissen über vielfältigste Verfahren der Arbeit mit Akten. Für die Öffentlichkeit bereiten sie die Unterlagen so auf, dass unbeteiligte Dritte sie verstehen und für ihre eigenen Fragestellungen nutzen können.

In der europäischen Archivtradition sammeln Archive deshalb nicht beliebiges Material, sondern übernehmen Unterlagen aus ihrem jeweiligen Zuständigkeitsbereich, die sie für ein potenziell weltweites Publikum öffnen. An einem Ort kann es deshalb Archive mit unterschiedlicher Zuständigkeit und völlig verschiedenen Beständen geben. Über den Bau der Mauer in Berlin findet man daher im Landesarchiv Berlin die Reaktionen des Berliner Senats oder die Haltung der Ostberliner Stadtverwaltung, in der Berliner Dienststelle des Bundesarchivs finden sich Materialien der DDR-Regierung und des Politbüros der SED oder aus den DDR-Gewerkschaften. Weitere Materialien mit wieder anderer Perspektive wird man in den Kirchen-, Betriebs-, Universitäts- und Rundfunkarchiven erwarten können.

Das Provenienzprinzip, das hierin deutlich wird, zieht sich durch alle Aspekte der Arbeit mit Archiven. Es hat Einfluss auf die Archivorganisation wie auf die Beständegliederung und die Gliederung der Findbücher. Es ist nützlich, sich diese Perspektive bei der Forschung im Archiv zueigen zu machen. Dann kommt man weiter auch mit den Fragen nach dem Warum, nicht nur nach dem Was. Die Entstehungszusammenhänge sind ein wichtiges

Hilfsmittel der Archive, mit dem sie Unterlagen strukturieren und zugänglich machen, ohne einige inhaltliche Interpretationen zu antizipieren und damit andere auszuschließen.

Strukturen der Unterlagen

Bei der Auswertung der Unterlagen kann oft deutlich unterschieden werden zwischen der Feststellung von Fakten aus der Umwelt der jeweiligen Organisation aus ihrer eigenen Perspektive einerseits sowie den auf die interne Kommunikation bezogenen Planungen der gemeinsamen Erledigung von Aufgaben und ihren Spuren andererseits. Typische eigenständige Materialien für Planungen sind Organisationsunterlagen, Aktenpläne, Geschäftsverteilungspläne, Journale und Unterlagen von Organisationsabteilungen.

Diese internen, organisierenden Aufzeichnungen sollten nicht als Beschreibung tatsächlicher Verhältnisse missverstanden werden. Sie drücken vielmehr Absichten für eine gewünschte zukünftige Struktur aus und lassen eventuell implizit auf eine Wirklichkeit schließen, die als veränderungswürdig verstanden wurde. So drücken auch Aktenzeichen auf dem Aktenheft und auf einzelnen Schriftstücken in den Akten, genauso wie Stellenzeichen, vor allem bei Zuschreibungen und ebenso bei Verfügungen, Absichten für anstehende Abläufe aus und sind keine Beschreibungen realer Verhältnisse.

Spuren erledigter Aufgaben sind Erledigungsvermerke oder Zeichnungen auf Konzepten zu ausgehenden Schreiben. Sie sind oft mit einem Namenskürzel und Datumsangabe versehen und zeigen, wer was wann getan hat. Diese Antworten können selbst herausgefunden werden. Sie sind nicht verbal vorhanden oder über eine Volltextsuche zugänglich. Allerdings sind sie authentisch und vertrauenswürdig, zumindest soweit erkennbar ist, dass sich weitere Vorgangsschritte darauf verlassen haben.

Für eine Verwaltungsbehörde selbst waren die internen Entwürfe mit den Aufzeichnungen aus dem Entscheidungsprozess, also den Verfügungen und Zeichnungen, wichtiger als die abgesandten Schreiben. In den Akten befand sich das Authentikum. So konnte bei Verlust des Originals nach dem Entwurf ein neues Schreiben ausgefertigt werden. Bei Zweifeln an einem an anderer Stelle eingegangenen Schreiben kann also in den Unterlagen der absendenden Behörde genauer festgestellt werden, was gewollt war.

Handlungsleitende Markierungen in schriftlichen Aufzeichnungen

Schriftliche Aufzeichnungen werden verwendet, wenn mündliche Kommunikation nicht möglich ist oder nicht den gewünschten Effekt bewirkt. Daraus bestimmen sich die Formen und die Typen von Aufzeichnungen. Der wichtigste Unterschied zeigt sich zwischen mitteilenden und organisierenden Aufzeichnungen. Während die Ersteren Texte verwenden, können die Letzteren aus Zeichen und Symbolen bestehen. So wie ein Einkaufszettel bereits mit seiner Form kundtut, dass die darauf befindliche Liste von Gegenständen einzukaufende Posten sind, so benötigen organisierende Aufzeichnungen innerhalb der Organisation keine Erläuterung ihres Zwecks. Er ist in der Regel über die Platzierung im Layout erkennbar. Für Außenstehende, etwa bei der Auswertung im Archiv, jedoch sind diese Markierungen meist nicht auf Anhieb verständlich.

Zu den wichtigsten Formen organisierender Aufzeichnungen gehören alle Merkmale, die beim Eingehen eines Schreibens angebracht werden. Während es registriert wird, bekommt es einen Stempel mit dem Eingangsdatum. Der Stempel kann weitere Angaben in Kürzelform aufnehmen, mit denen zumindest eine erste Zuordnung innerhalb der Aufbauorganisation angezeigt wird. Neben dem Stempel finden sich häufig weitere Zeichen, aus denen sich erkennen lässt, wer das Schriftstück vor der eigentlichen Bearbeitung in der Hand gehabt hat und an wen es zur Erledigung weitergeleitet wurde. Weitere wichtige Merkmale gibt es auf internen Vermerken, die während der Bearbeitung angelegt wurden, oder auf Entwürfen, in denen der geplante Abschluss enthalten ist. Dort können Zeichnungen mit Namenskürzel und Datum Hinweise darauf geben, wer in die Entscheidungsfindung einbezogen wurde. Wenn es sich dabei um Personen einer übergeordneten Hierarchieebene handelt, übernehmen sie gleichzeitig mit der internen Zeichnung die Verantwortung für den Inhalt der Entscheidung. Getrennt davon kann verfügt worden sein, dass eine andere Person das entsprechende Schreiben nach außen unterschreibt.

Besser als die verbalen Texte lassen diese Vermerke erkennen, wie Entscheidungen zustande gekommen sind und wer sie tatsächlich zu verantworten hat. Sie sind also wichtig, wenn gefragt wird, warum etwas geschehen ist.

Die internen Markierungen haben mit Handlungen und Aktionen rund um den Inhalt des Schreibens zu tun. Sie organisieren den kooperativen Lösungsprozess für das mit dem Eingang aufgeworfene Problem. Verschiedene Schritte werden damit geplant oder erledigt. So entstehen mit ihrer

Hilfe verschiedene Zeitschichten auf einem Blatt Papier, und diese können einen ganzen Prozess auf einen Blick darstellen, wenn man es versteht, sie zu lesen.

Die Markierungen sind also keine Anmerkungen zu den Texten in den Schreiben. Man kann sie wie Einträge in alten Amtsbüchern sehen, die ähnliche Funktionen bei der Registrierung von Amtshandlungen hatten. Jeder Eintrag repräsentiert jeweils ein Ereignis als Grundelement eines Geschäftsprozesses, dessen Gegenstände die Texte und ausformulierten Mitteilungen sind. In der Regel soll ein Eintrag eine neue Handlung durch eine andere Person an anderer Stelle bewirken oder bestätigt die Ausführung dieser Handlung. Einträge dienen in der Verwaltungsarbeit der Kommunikation über gemeinsame, aber arbeitsteilig auszuführende oder ausgeführte Aktionen.

Die Komposition der Akten und ihre Spuren

Neben den Merkmalen einzelner Schreiben, anhand derer sich die Prozesse ihrer Bearbeitung rekonstruieren lassen, geben auch die Formen der Zusammenstellung von Schriftstücken zu Akten Informationen über die Arbeitsweise in der Organisation. Auch sie können wichtige Hinweise für die Interpretation der Unterlagen bei ihrer Auswertung liefern.

Die Struktur der Unterlagen entsteht durch die „Komposition“ oder Zusammenstellung der voneinander abhängigen oder z. T. erst für die Akte erstellten Komponenten. Die Komposition ist etwas anderes als die Ordnung oder Systematisierung von fertigen, vorhandenen Einheiten. Das Ziel ist nicht Herstellung von Ordnung, sondern die möglichst genaue Unterstützung der anstehenden Handlungen und Entscheidungen. Kriterium für die Vollständigkeit der Unterlagen ist der dahinter liegende Prozess, der mit ihrer Hilfe gesteuert wurde. Der Sinn der Komponenten ist nur im Kontext rekonstruierbar, weil er bei der Entstehung der Aufzeichnungen als selbstverständlich mitgedacht worden war. Die einzelnen Schriftstücke brauchen ihren Entstehungskontext und können nicht isoliert von voneinander verlässlich interpretiert werden. Das Verständnis für diese Zusammenhänge erleichtert die Interpretation von Bearbeitungsspuren der Verwaltungsarbeit.

Die Formen der Entscheidungsfindung haben wesentlichen Einfluss auf die Form der Akten. In norddeutschen Archiven wird man vielfach in den Unterlagen des 19. und 20. Jahrhunderts Betreffakten finden, die für die

Arbeit an einer umfangreichen Aufgabe angelegt wurden und in denen in-
einander verschränkte Vorgänge vorhanden sind. Diese Betreffakten haben
sich z. T. zu Serien entwickelt, die aus chronologisch angeordneten Bänden
aus bis zu mehreren Jahrzehnten bestehen. Die darin enthaltenen Vorgänge
können über oft eingehaftete Vorblätter mit Eingangsnummern aus den
Tagebüchern der Behörden rekonstruiert werden. Eine solche Aktenführung
deutet auf eine Arbeit mit den Akten in der Sachbearbeitung hin. Sie
wurden bei neuen Eingängen mit vorgelegt und waren deshalb solide ge-
heftete Bände, angefertigt von in den Registraturen beschäftigten Buchbin-
dern. In süddeutschen Archiven gibt es andere Aktenformen, die erst nach
Erledigung der Sachen angelegt wurden und die weniger Vorgangsspuren
enthalten. In einigen Fällen wurden sie schon in der Verwaltung unabhän-
gig von Bearbeitungsprozessen nach Sachbezügen geordnet.

Als weiterer Faktor, der die Struktur des Schriftguts prägte, kommt
die ursprüngliche Formierung der Akten durch die Registratur hinzu. Sie
wurde bestimmt durch das Maß, in dem Akten bei laufenden Verfahren
herangezogen wurden. Wenn statt der Registratur eine Vorzimmer- oder
Schreibtischablage vorherrschte, war die Aktenformierung stärker indivi-
dualisiert. Diese Formen haben sich einerseits historisch entwickelt und
prägen andererseits heute noch aktuell entstehendes Schriftgut. Sie sind mit
dem Fachwissen der Archivarinnen und Archivare in den Unterlagen ana-
lysierbar, und die Erkenntnisse über ihre Auswirkungen auf die Materialien
fließen in die jeweils genutzte Methode der Erschließung mit ein. Besonders
ausgeprägt in der preußischen Verwaltung, sowohl in den Ministerien wie
in den Regierungspräsidien, hatten Registraturen eine wichtige Funktion
bei der Steuerung der Kooperation in der Behörde im Ablauf der Vorgänge.
Sie planten den Transport der Aktenbände durch die Behörde und kontrol-
lierten die Erledigung der Verfügungen. Auch das hat seine Spuren in den
Akten hinterlassen.

Kollegiale und monokratische Behörden, wie auch ähnlich arbeitende
Wirtschaftsbetriebe, benötigten keine Dienstleitung durch die Registratur,
weil sie keine mit Hilfe von steuernden Aufzeichnungen organisierten Ent-
scheidungsprozesse einsetzten. Hier entstanden meistens Serienablagen, bei
denen oft eingegangene Schriftstücke und Entwürfe zu den Antworten an
verschiedenen Stellen aufbewahrt worden sein konnten. In früheren Zeiten

wurden neben einer Serie der eingegangenen Schreiben oft Bücher mit Eintragungen der Entwürfe für die Antworten geführt.

Historisch haben sich aus den Serien von Eingängen durch Hinzufügen von einzelnen Entwürfen für Ausgänge die Einzelfallakten (engl. Case Files) entwickelt, die auch heute noch eine vorherrschende Form der Aktenbildung bei Gerichten darstellen. Justizverfahrensakten bestehen aus einer Zusammenstellung von einzelnen Dokumenten eines Falles wie der Klageschrift, Parteienschriftsätzen und dem Urteil mit seiner Begründung als Abschluss. Sie sind nach den Nummern eines Registers der Eingänge geordnet und werden in einer zentralen Geschäftsstelle verwaltet. Die Strukturierung der Kommunikationsprozesse geschieht hier extern, etwa durch die Prozessordnungen, und kann, anders als im Vorgang, nicht von der Federführung selbst beeinflusst und gestaltet werden.

Schließlich sind in der Verwaltung und bei den Parteien und Massenorganisationen der DDR viele Protokolle entstanden, weil es zahlreiche Gremien gab, in deren Sitzungen Einzelfälle behandelt wurden. Hier sind in den Unterlagen kaum Bearbeitungsspuren vorhanden. In den Protokollen sind oft zahlreiche Angelegenheiten aneinandergereiht, und es ist schwieriger, einen roten Faden für die Entscheidungen in einer bestimmten Sache zu finden. Die Tagesordnungen der Sitzungen listen allerdings alle Sachen auf, die behandelt wurden. Um sie zu erkennen, braucht es jedoch manchmal die Kenntnis der speziellen Sprache und Terminologie.

Die Benutzung von Archivgut

Die eigentliche Benutzung von Archivgut findet in der Regel im Lesesaal des jeweiligen Archivs statt. Vor der Reise zu einem Archiv empfiehlt sich ein Blick auf die Webseite, um sich neben den Informationen über die Bestände der Öffnungszeiten zu versichern. Im Internet findet man oft auch die Benutzungsordnung und eventuell eine Lesesaalordnung.

Archive müssen darauf achten, dass die Unterlagen allen Benutzern in genau gleicher Form vorgelegt werden, damit jeder das Gleiche sieht und eine Diskussion über seine Interpretation stattfinden kann. Die Bestandserhaltung ist deshalb eine zentrale Aufgabe der Archive. Dazu gehört die Reparatur beschädigter Materialien. Ebenso wichtig ist die Prävention, die Schäden verhindert, bevor sie entstehen. Um Gefährdungen vor-

zubeugen, werden Anforderungen an die Benutzung gestellt, die einen schonenden Umgang mit dem Archivgut gewährleisten. Dazu gehört die Nutzung ggf. bereitgestellter Baumwollhandschuhe und von Bleistiften, wenn gefordert, ebenso wie die Achtung der vorhandenen Ordnung bei losen Unterlagen. Von vielen Beständen werden ausschließlich Mikrofilme vorgelegt. Sie werden vorrangig digitalisiert, um den Nutzungskomfort zu erhöhen.

Da Archivgut nicht für die Veröffentlichung entstanden ist, ist im Bereich der öffentlichen Verwaltung seine Nutzung für andere als die ursprünglichen Zwecke gesetzlich geregelt. Generell ist in fast allen Ländern eine Sperrfrist von 30 Jahren festgelegt. Sie garantiert, dass die Arbeit der Verwaltung bis zum vollständigen Abschluss der Sachen in einem vor direkter Einflussnahme partikularer Interessen geschützten Raum stattfinden kann. Davon unberührt sind Einsichtnahmen durch die gesetzlich vorgesehenen Kontrollgremien wie parlamentarische Untersuchungsausschüsse und Rechnungshöfe. Die Archive garantieren mit ihren fachlichen Methoden die Einsehbarkeit durch jede Person nach dieser Frist und damit eine allgemeine Verwaltungskontrolle durch die Bürger. Der Schutz von Persönlichkeitsrechten und schutzwürdiger Belange einzelner Personen, die Informationen über sich selbst für bestimmte Verwaltungszwecke, etwa eine Antragsbearbeitung, geliefert haben, gehen für längere Zeiträume einer allgemeinen Nutzung vor. Einzelheiten dazu finden sich in den Archivgesetzen des Bundes und der Länder, die im Internet einsehbar sind.

Für die Zwecke wissenschaftlicher Forschung können diese Fristen reduziert werden, wenn offensichtlich kein Interesse am einzelnen Fall oder an betroffenen Personen besteht und zudem die gesuchten Informationen nur auf diesem Wege erlangt werden können. Die Archive können also die Schutzfristen verkürzen. Dazu genügt meist ein formloses Schreiben oder eine E-Mail, die jedoch eine Begründung liefern sollte. Im Falle einer Verkürzung wird unterschrieben, dass man sich zur Verschwiegenheit über Details zu Personen verpflichtet, die vorfristig zur Kenntnis gelangt sind.

Wenn die Forschung im Archiv zu einer Publikation führt, sollte ein Belegexemplar dem Archiv für seine Bibliothek zur Verfügung gestellt werden. Sie wird damit anderen Benutzern der Bestände bekannt gemacht, und die neuen Erkenntnisse können in andere Forschungsarbeiten aufgenommen werden.

10.4. Fazit

Die Benutzung von Archivgut wird in der kommenden Zeit sehr von der Bereitstellung gemeinsamer Zugangsportale und von digitalen Reproduktionen aus den Beständen im Internet profitieren können. Trotzdem wird auf absehbare Zeit nur ein kleiner Teil der Bestände in den Archiven direkt im Internet einsehbar sein. Beständeübersichten und Online-Findmittel geben umfassende Informationen auch über das Archivgut, das weiterhin nur vor Ort eingesehen werden kann. Doch ob in elektronischer Form, auf Mikrofilm oder im Original – Archivgut kann wie kaum eine andere Quelle authentische Information liefern, wenn man es befragt. Alte Unterlagen erlauben immer wieder neue Einsichten. Doch diese Schätze wollen aktiv gehoben werden, was durchaus Mühe erfordert. Dann allerdings geben sie Informationen frei, die noch niemand anderes vorher kannte.

11. Suchen – Finden – Anwenden

Möglichkeiten der Internetnutzung

Welche Möglichkeiten bietet die Nutzung des Internets für die zeitgeschichtliche Forschung? Welche Angebote liegen hier seitens der Archive, Bibliotheken und Forschungseinrichtungen vor? Mit welchen Schwierigkeiten und Fallstricken ist im Umgang mit digitalisierten oder genuin digitalen Quellen zu rechnen? Was zeichnet die notwendige historische Online-Kompetenz aus? Welche Suchstrategien sollten Nutzer digitalisierter Angebote anwenden?

Mit der „Erfindung“ des World Wide Web öffneten sich für alle Bereiche der historischen Forschung neuartige Informations- und Kommunikationsmöglichkeiten. Die Vorzüge des Internets haben sich die verschiedenen thematisch, regional oder epochal ausgerichteten Forschungen in den Geschichtswissenschaften jeweils in ihrer eigenen Weise zunutze gemacht. Bestimmten in den 1990er-Jahren zuerst Lehrstuhlseiten die Präsenz der historischen Forschung im Netz, folgten diesen erste fachlich fokussierte Informations- und Kommunikationsangebote, bald auch erste Digitalisierungsprojekte. Spätestens mit dem Einzug von Content-Management-Systemen zur dynamischen Verwaltung von Webseiten eröffneten sich neue Publikationsmöglichkeiten; im Zuge der sogenannten Open-Access-Bewegung kam das elektronische Publizieren auch in den Geschichtswissenschaften an.

Neben dem elektronischen Publizieren und der internetgestützten Recherche entwickeln sich die (Retro-)Digitalisierung von Archiv- und Bibliotheksgut sowie die Nutzung der dort digitalisierten Dokumente zu den Hauptanwendungsgebieten des World Wide Web in den Geschichtswissenschaften. Seit nun

mehr als zehn Jahren entwickeln und bearbeiten Archivare, Bibliothekare und auch Historiker im Rahmen von Forschungs- und Editionsprojekten digitale Quelleneditionen, eine Vielzahl bekannter Quelleneditionen hat mittlerweile den Weg in das World Wide Web gefunden. Zugleich finden sich Quellen in digitaler Form auf zahlreichen öffentlichen und privaten Websites in unterschiedlicher Qualität und Quantität.¹

Der vorliegende Artikel stellt exemplarisch Möglichkeiten und Grenzen der Internetnutzung in der historischen Forschung anhand ausgewählter Digitalisierungsvorhaben, Recherchewerkzeuge und weitergehender Angebote dar und zeigt Wege zur effizienten Nutzung im wissenschaftlichen Arbeitsalltag. Dass Kenntnisse der heterogenen Fachinformationsstrukturen und ihrer Online-Angebote heute für den Umgang mit dem wissenschaftlichen „Teil“ des Internets unerlässlich sind, ist leider immer noch nicht selbstverständlich. Viele der Dienste und Angebote aus Archiven, Bibliotheken, Forschungseinrichtungen und weitere wissenschaftliche Infrastrukturdienstleistungen verfügen sicherlich nur selten über die gewohnte, selbstverständliche „Einfachheit“ kommerzieller Dienste des WWW. Der vorliegende Beitrag soll motivieren, sie dennoch effektiv zu nutzen.

11.1. Archive – Dokumente – Editionen

In den Archivverwaltungen von Bund und Ländern wurden in den ausgehenden 1990er-Jahren umfassend Konzepte und Strategien zur Digitalisierung und Online-Bereitstellung herkömmlichen Archivguts diskutiert. Die Potenziale des Internet schienen damals noch weitreichend und vielversprechend: „Die Archive sollten [...] darüber nachdenken, ob sie künftig ihren Benutzern nicht auch komplett digitale Archivbesuche anbieten können. Das würde bedeuten, dass ein Benutzer sich online anmelden kann, die Findmittel über das Netz einsehen und daraus Archivalien bestellen kann. Ob es auch realisierbar sein wird, die Archivalien zu digitalisieren und danach den Nutzern eine online-Einsichtnahme ganzer Archivbestände zu ermöglichen muss – wie schon zuvor angesprochen – zunächst offen bleiben. Auf jeden

1 Als Einstieg und Überblick in die Themen: Haber (2006); Hohls (2007).

Fall aber sollte es möglich sein, digitale Ablichtungen von Archivgut online zu bestellen, und sie danach per E-Mail zu verschicken oder aber via Internet einzusehen.“ (Uhde 2001:106)

Fast alle Archive sind heutzutage mindestens mit einer kleinen Homepage im WWW vertreten. Grundinformationen über Archive und ihre Bestände, Zugangshinweise und zum Teil spezialisierte Angebote für ausgewählte Nutzergruppen finden sich auf vielen Archivseiten, zunehmend werden auch Dienste zur Vorbereitung des Archivbesuchs, z. B. Bestellmöglichkeiten von Kopien oder Akten in den Lesesaal angeboten.²

Zentrale Einstiege zu archivischen Online-Angeboten bieten das Bundesarchiv und einige Landesarchivverwaltungen, u. a. jene in Baden-Württemberg, Nordrhein-Westfalen und Niedersachsen. Diese haben Konzepte zur Digitalisierung aus den 1990er-Jahren hinsichtlich Quantität, Qualität und Funktionsumfang bereits in weiten Teilen umgesetzt und bieten umfassende Angebote von Findmitteln bis hin zu digitalisierten Beständen, ohne allerdings bisher in eine klare und vernetzte Struktur von „Hauptportale(n) und Unterportale(n)“, über die ein umfassender Zugriff auf Archivbestände und möglichst auch Forschungsergebnisse nach regionalen, epochalen oder thematischen Kriterien möglich wäre, eingebunden zu sein.³

Es existieren einzelne zentrale Einstiege zu Findmitteln, so z. B. beim Bundesarchiv oder bei Clio-online, auch Hersteller von Archivsoftware bieten entsprechende Auflistungen.⁴ Darüber hinaus bietet das Bundesarchiv

- 2 Einstiege und Übersichten zu Archiven, deren Findmitteln und Beständen sowie Hinweise zur Archivarbeit finden sich beispielsweise auf den Seiten der Archivschule Marburg oder in Fachportalen wie Clio-online oder Historicum.Net, natürlich auch auf zahlreichen Portalen und Websites von Archiven. Siehe Archivschule Marburg <http://www.archivschule.de/content/59.html>, der Clio-online Guide Archive <http://www.clio-online.de/guides/archive>, sowie die Übersicht zu Digitalisierungsvorhaben bei Historicum.net <http://www.historicum.net/recherche/digitalisierte-quellen/textressourcen/> (Zugriff: alle 23. 3. 2009).
- 3 So zumindest skizziert Karsten Uhde (2001: 104–108) das Szenario für das Jahr 2010.
- 4 Übersicht zu Findmitteln beim Bundesarchiv unter http://www.bundesarchiv.de/bestaende_findmittel/index.html (Zugriff: 23. 3. 2009). Bei Clio-online ist ein abgeschlossener Findmittelkatalog nutzbar <http://www.clio-online.de/findmittel> (Zugriff: 23. 3. 2009). Die Firma Augias bietet Archiven eine Möglichkeit zum Veröffentlichen von Findmitteln, die als Einstieg genutzt werden kann: <http://www.findbuch.net> (Zugriff: 23. 3. 2009).

auch einen Einstieg zu Digitalisierungsvorhaben und Online-Dokumenten über sein Portal DAOFIND.⁵ Dort sind verschiedene Vorhaben und ihre Erschließungsarbeiten dokumentiert, zugleich können direkt deren Digitalisate eingesehen werden. Im Rahmen des „Netzwerks SED- und FDGB-Archivgut“ ist seit 2005 der Zugriff auf zentrale und regionale Unterlagen von Parteien und Massenorganisationen möglich.⁶ Dieses Netzwerk wird derzeit zu einem Archivportal Deutschland unter der Federführung des Bundesarchivs weiterentwickelt, welches zukünftig einen zentralen Einstieg für die Archivarbeit bereitstellen soll.⁷

Neben den staatlichen Archiven bieten natürlich auch Parteien, Stiftungen, Unternehmen, Verbände u. a. Werkzeuge für die Recherche ihrer Bestände im Internet und digitale oder digitalisierte Dokumentenbestände. Übersichten hierzu lassen sich über die bereits erwähnten Portale und Archivwebsites finden; doch auch Fach- und Einführungsliteratur kann bei der Suche nach einschlägigen Archiven und ihren Online-Angeboten hilfreich sein.⁸

Aufgrund der bereits vorhandenen Bearbeitung und Erschließung gedruckter Editionen haben diese recht schnell den Weg in das WWW gefunden. Das Bundesarchiv bietet beispielsweise für die deutsch-deutsche Zeitgeschichte derzeit das umfanglichste Editionsprojekt, das seit 2005 im WWW genutzt werden kann. Die Onlineversion der „Edition der Protokolle des Bundeskabinetts“ bietet nicht nur der interessierten Öffentlichkeit Einblicke in Abläufe und Strukturen der Kabinette, sondern kann auch „aus der

5 <http://www.daofind.de> (Zugriff: 23. 3. 2009).

6 http://www.bundesarchiv.de/aufgaben_organisation/abteilungen/sapmo/00992/index.html (Zugriff: 23. 3. 2009); Förderkreis Archive und Bibliotheken zur Geschichte der Arbeiterbewegung (2005).

7 Das Projekt ist 2007 begonnen worden, <http://www.bundesarchiv.de/aktuelles/pressemitteilungen/00187/index.html> (Zugriff: 23. 3. 2009).

8 Recherchiert werden können über das Vademecum Geschichtswissenschaften Archive, Bibliotheken, Forschungsinstitute, Personen zur Geschichtswissenschaft etc. (Franz Steiner Verlag 2008). Zur DDR-Forschung und zu osteuropäischen Ländern bietet die Stiftung Aufarbeitung eine Reihe ähnlicher Bände unter http://www.stiftung-aufarbeitung.de/service_wegweiser/vademecums.php (Zugriff: 23. 3. 2009). Zur Einführungsliteratur siehe exemplarisch Lankheit (2003: 240–247) oder Metzler (2004: 281 f.).

Vogelperspektive“ der zeithistorischen Forschung „konzentrierte Einstiege in die Geschichte der Bundesrepublik“ eröffnen. Neben ihrer Rolle als „herausragende Quellengattung der politischen und auch der sozialen Geschichte, deren Nutzung für die Rekonstruktion der Entscheidungsprozesse“, bilden die Protokolle ein „Korrektiv für Informationen, die aus zeitgenössischen öffentlichen Quellen stammen und u. U. Verzerrungen und Ungenauigkeiten aufweisen“. Die Edition selbst umfasst neben Kurzprotokollen der Kabinettsitzungen einen umfangreichen Apparat an Annotationen, Kommentaren und weiterführenden Informationen zu im Protokolltext erwähnten Besprechungen, Vermerken, Gesetzen u. v. m. Da Protokolle und Anmerkungsapparat mit Suchmaschinentechologie indiziert und über eine Suchfunktion zugänglich sind, kann man sich in relativ kurzer Zeit einen Überblick über umfassende Bestände verschaffen. Die Chance, „Alpträume des Zeithistorikers vor dem immer größer werdenden Berg von Akten, die er eigentlich nutzen müsste, aber aus physischen Gründen nicht bewältigen kann“, zu beseitigen, kann somit konkret in die Praxis umgesetzt werden (Kleßmann 2003a: 14–16). Dies auch, da über Hypertextstrukturen weitere „zu den Beratungsgegenständen entstandene und im Bundesarchiv, aber auch in anderen Archiven verwahrte archivische Überlieferung(en) soweit möglich“ nachgewiesen werden können (Filthaut 2007: 591).⁹

Neben Online-Findmitteln, Dokumenten und Editionen stehen der Forschung aber auch digitale Sammlungen zu Verfügung, die nicht über das Internet zugänglich sind. Zum einen werden seit der Verfügbarkeit von CD-ROM und DVD kommerziell Editionen vertrieben.¹⁰ Zum anderen sind die Ergebnisse auch jüngerer Digitalisierungsvorhaben nicht immer über das Internet zugänglich, wie das Digitalisierungsprojekt zum Archiv des Aufbau-Verlag zeigt. Dessen Bestände aus den Jahren 1945–1989 wurden im Rahmen der Kulturgutsicherung auf Mikrofilm gesichert und digitalisiert. Weder die

9 Als Einführung in die Edition siehe auch Filthaut (2007). Suchfunktionen und Verlinkungen sind gerade wegen der notwendigen Hinzuziehung weiterer Quellen nützlich. Schließlich handelt es sich um Kurzprotokolle und nicht umfängliche Wortprotokolle. Als Einführung zu allen bisher genannten und weiteren Vorhaben des Bundesarchivs sowie als Einführung in allgemeine technische und strukturelle Grundlagen von Online-Archivangeboten siehe auch Löbnitz/von Seggern (2007).

10 Zwei Beispiele: Siegler-Verlag (2002); Geschichtsort Villa ten Hompel (2004).

Digitalisate noch deren elektronisch erschlossene Findmittel können über das Internet genutzt werden; Zugang erhält man stattdessen über ein spezielles Terminal in der Handschriftenabteilung der Berliner Staatsbibliothek (Kozlik 2007: 60).¹¹

Die Recherche und Benutzung von Dokumenten und digitalisierten Quellenbeständen beschränkt sich somit nicht allein auf Archive. Bibliotheken stellen ebenso Online-Dokumente im WWW, vor allem aber Suchwerkzeuge zur Verfügung, wengleich sich für die deutsch-deutsche Zeitgeschichte sicherlich weitaus weniger Dokumente und Editionen im Vergleich zu anderen Epochen finden lassen werden. Vor allem in nationalen und internationalen Verbänden und Projekten werden durch Archive und Bibliotheken, zum Teil auch im Verbund mit Museen, Internetportale aufgebaut, die über die klassischen Aufgaben der Literaturversorgung und Kulturgutbewahrung hinaus, Strategien und Konzepte zur Online-Bereitstellung von Kulturgütern, resp. Quellen entwickeln sollen.¹²

Die Euphorie der 1990er-Jahre hinsichtlich des Umfangs der zu digitalisierenden Bestände ist mittlerweile einem zweckmäßigen Realismus gewichen. Es liegen heute von vielen staatlichen und kommunalen Archiven, ebenso Archiven aus Wirtschaft und Politik umfangreiche digitalisierte oder originär digitale Beständeübersichten und Findbücher vor, die im WWW direkt abgerufen bzw. zur Recherche und Vorbereitung eines Archivbesuchs genutzt werden können. Vom eigentlich avisierten einen Prozent digital bereitstellbarer Quellen, das in den 1990er-Jahren noch Leitmaß der Vor-

11 Kozlik verweist zu Recht darauf, dass mit der Online-Datenbank Kalliope, die ebenfalls von der Berliner Staatsbibliothek im Rahmen nationaler und europäischer Kooperationen entwickelt wurde, ein mächtiges Werkzeug zum Auffinden von Nachlässen und Autografen bereitsteht. Das Aufbau-Archiv enthält neben umfänglichem Verwaltungsschriftgut des Verlags auch vielfältige Korrespondenzen einer Vielzahl bekannter Autoren des 20. Jahrhunderts.

12 In Deutschland sollen im BAM-Portal entsprechende Vorhaben gebündelt zugänglich gemacht werden: <http://www.bam-portal.de> (Zugriff: 23. 3. 2009), in Europa über die Europäische Digitale Bibliothek <http://www.theeuropeanlibrary.org> (Zugriff: 23. 3. 2009) oder das ‚Multilingual Inventory of Cultural Heritage in Europe (MICHAEL) <http://www.michael-culture.org> (Zugriff: 23. 3. 2009), darüber hinaus bieten institutionsübergreifende Verbände wie z. B. der OCLC-Verbund <http://www.oclc.org> (Zugriff: 23. 3. 2009) im Bibliotheksbereich entsprechende Zugänge.

stellungen von den Möglichkeiten der Internetnutzung war, ist man jedoch heute immer noch weit entfernt (Weber 2005: 4).¹³ Digitalisierungsvorhaben sind schließlich mit einem hohem Arbeitsaufwand sowie Personal- und Sachkosten verbunden.

Archive, Bibliotheken und Forschungseinrichtungen konzentrieren sich daher auf die Digitalisierung von Akten-, Sammlungs- und sonstigen Beständen, die besonders erhaltungswürdig sind, die durch besonders häufige Nutzungen den Gefahren des „Zerfalls“ in hohem Maße ausgesetzt sind, oder für die in besonderem Maße ein öffentliches Interesse und Forschungsinteresse besteht. Technisch einfach zu digitalisierende Materialien und Einzelstücke, die z. B. dem Sammlungsbereich zuzurechnen sind – Plakate, Karten oder Zeitungsausschnitte – sind daher eher und in weitaus größerem Umfang im WWW zu finden als umfangreiche Aktenbestände (vgl. Reininghaus 2001). Darüber hinaus bestimmen urheberrechtliche Beschränkungen und Sperrfristen, was in welchem Umfang digital und online zur Verfügung gestellt werden kann. Bei der Veröffentlichung und Nutzung von Online-Editionen sind Persönlichkeitsrechte und Sperrfristen genauso zu beachten, wie bei herkömmlichem Archivgut; obgleich bei Beständeübersichten und Findbüchern die Möglichkeit oder besser Gefahr besteht, dass online auf Bestände verwiesen wird, die rechtlich gesehen eigentlich noch nicht zugänglich sind.¹⁴ Zudem ist die notwendige Langzeitarchivierung von Digitalisaten im Sinne einer dauerhaften und sicheren Verwahrung mit hohen Kosten verbunden; auf welchen Datenträgern sich Digitalisate in welchen Zeiträumen zuverlässig „aufbewahren“ lassen, kann bis heute auch niemand beantworten.¹⁵

13 In den frühen 1990er-Jahren vertrat Weber den Ansatz, dass 100 % der Beständeübersichten, 10 % der Findmittel und 1 % des Archivguts zu digitalisieren seien.

14 Beispiele lassen sich z. B. anhand von Suchen nach lebenden Personen der Zeitgeschichte in jeder Findmitteldatenbank recherchieren.

15 Zur Langzeitarchivierung in Archiven siehe Weber (2000). Als schneller Einstieg Rink (2005). Praxisbeispiele und weitere Einführungstexte in Burckhardt/Hohls/Prinz (2007) im Abschnitt „Digitalisierung und Strategien der Langzeitarchivierung“.

11.2. Internetdokumente und -quellen

Den Online-Editionen und -dokumenten im wissenschaftlichen Bereich stehen heute unzählige Webdokumente und -sites entgegen, deren wissenschaftliche Relevanz auf den ersten Blick nicht immer erkennbar ist. Im WWW sind zahlreiche Einzeldokumente und -sammlungen in verschiedenen Umgebungen zu finden – von unsystematischen bis hin zu nach wissenschaftlichen Kriterien erstellten und erschlossenen Sammlungen. Forschungsprojekte oder -gruppen, Geschichtsvereine, private Archive, historisch Interessierte, Einrichtungen der politischen Bildung, aber auch Fernsehen, Rundfunk und Presse nutzen heute intensiv die für jeden Laien einfach zu handhabenden und für den privaten Geldbeutel erschwinglichen Publikations- und Digitalisierungstechniken. Die daraus entstehende Vielfalt im Internet verfügbarer „Quellen“ hat dadurch ein unüberschaubares Maß angenommen.

Der Erschließung dieser Vielfalt widmen sich Bibliotheken mit dem Aufbau sogenannter Virtueller Fachbibliotheken. Seit Mitte der 1990er-Jahre ermöglichen diese den Zugriff auf online verfügbare wissenschaftliche Texte und Quellen, die systematisch katalogisiert, verzeichnet und seit Kurzem in diesen ViFas auch archiviert werden. Die ViFas oder Fachportale werden allerdings von ausgewählten Bibliotheken, zum Teil in Kooperation mit wissenschaftlichen Einrichtungen, entwickelt und betrieben.

In der deutschen Bibliothekslandschaft nehmen einzelne Bibliotheken den Sammelauftrag für Literatur mit einer oder mehreren regionalen oder fachlichen Zuständigkeit(en) im Rahmen des sogenannten Sondersammelgebietsschemas wahr: Für die jüngere zeithistorische Forschung relevant sind die Bibliothek für Zeitgeschichte in Stuttgart, die Bayerische Staatsbibliothek München (Deutsche Geschichte, Ost-, Ostmittel- und Südosteuropa) sowie die Staatsbibliothek Berlin (Recht, Slawistik, Ausländische Zeitungen, Parlamentsschriften), für weitere regionale und fachliche Bezüge aber auch die Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen (Nordamerika, Großbritannien, Irland) oder auch die Universitäts- und Landesbibliothek Halle (Afrika nördlich der Sahara).¹⁶ Entsprechend

16 Eine Übersicht über die Zuständigkeiten im SSG-System ist im Internet über „webis“, einem Informationsservice zu den Sammelschwerpunkten, zu finden: <http://webis.sub.uni-hamburg.de> (Zugriff: 23. 3. 2009). Als Überblick zu den ViFas <http://www.gbv.de/vgm/vifa/> (Zugriff: 23. 3. 2009).

diesem SSG-Schema finden sich bei diesen Bibliotheken jeweils thematische Fachportale und Dokumentensammlungen.

Ein Kernstück der ViFas sind *Subject Gateways*, die den meisten Internetnutzern von Google, Yahoo u. a. Anbietern als sogenannte Web-Verzeichnisse bekannt sind. Im Unterschied zu den kommerziellen Diensten werden in den bibliothekarischen Verzeichnissen Websites und Dokumente nicht nur mit ihrer URL nachgewiesen, sondern es werden zahlreiche Details zu den verzeichneten Dokumenten und Sites ermittelt und mit angegeben (Autoren, Herausgeber, Zugangsbeschränkungen, Kosten, Sprache, verfügbare Dokumententypen u. v. m.). Die Verzeichnung ist unmittelbar mit einer Auswahl und Bewertung der aufzunehmenden Dokumente hinsichtlich ihrer wissenschaftlichen Relevanz verbunden. Von vornherein findet eine „Trennung von Spreu und Weizen“ statt, die sich auf die Unterscheidung und Bewertung von wissenschaftlichen und nicht-wissenschaftlichen Dokumenten und Websites konzentriert (Enderle 2001).

Die in einigen der virtuellen Fachbibliotheken derzeit geplante Weiterentwicklung dieser Verzeichnisse zu digitalen Dokumentenarchiven, in denen die verzeichneten Webdokumente ebenfalls gespeichert werden, könnte in naher Zukunft weitere Bedeutung für den wissenschaftlichen Gebrauch erlangen. Der Ausbau solcher *Repositorien* wird derzeit schließlich durch entsprechende Förderprogramme der Deutschen Forschungsgemeinschaft unterstützt.¹⁷ Diese Verzeichnisse und Repositorien stellen für Wissenschaftler einen wichtigen Einstiegspunkt in einen definierten geschichtswissenschaftlichen Raum von Dokumenten und Websites dar. Bei Einstiegsrecherchen, bei denen oftmals keine geeigneten Suchbegriffe bekannt sind, können z. B. über Browsingstrukturen (Verzeichnis-Navigation) anhand von Schlagworten und Klassifikationsbegriffen (verwandte) Dokumente und Sites gefunden werden. (Lewandowski 2005: 203)¹⁸

17 Förderprogramme und Hinweise zu Portalen unter http://www.dfg.de/forschungsfoerderung/wissenschaftliche_infrastruktur/lis/projektfoerderung/initiative_digitale_information/index.html (Zugriff: 23. 3. 2009).

18 Viele Fachportale und Verzeichnisse bieten Navigationsstrukturen auf Basis von Klassifikationen, oft auch Verlinkungen der Schlagworte, über die sich weitere ähnliche Einträge erschließen lassen.

Voraussetzung dafür ist natürlich, dass überhaupt ein sogenanntes kontrolliertes Vokabular zur Verschlagwortung und Klassifikation verwendet wird. Auf Lücken, die bei der Recherche in heterogenen Verzeichnissen nutzerseitig hinsichtlich der Rezeption von Literatur und Quellen entstehen können, wurde in einer Analyse von drei Internetportalen zur Zeitgeschichte, die jeweils ein Verzeichnis von Dokumenten und Sites anbieten, hingewiesen (Kröll 2005). In den dort untersuchten Verzeichnissen werden unterschiedliche Begriffe für die thematische Erschließung bzw. Kennzeichnung der Verzeichniseinträge verwendet. Beispielsweise ist die Website „Chronik der Mauer“ in jedem Verzeichnis mit völlig anderen Schlagworten belegt. Auch Umfang, Erschließungstiefe und Aktualität der jeweils verzeichneten Dokumente und Sites unterscheiden sich stark voneinander. In den insgesamt in allen drei Verzeichnissen nachgewiesenen 3370 Sites und Dokumenten fanden sich gerade einmal 195 bzw. knapp 6 % gemeinsame bzw. übereinstimmende Einträge.¹⁹

Des Weiteren wurden „Netzwerke“ von im WWW miteinander verlinkten Websites oder Dokumenten identifiziert und nach den im jeweiligen Verzeichnis vergebenen Schlagworten gruppiert. So fand sich u. a. ein „GDR-Network“, das zum Untersuchungszeitpunkt aus 31 Websites/-dokumenten bestand. Diese waren jeweils mit dem Schlagwort „DDR“ oder „Deutsche Demokratische Republik 1949–1990“ belegt, zugleich waren aber insgesamt 59 (!) Einträge mit einem dieser Schlagworte gekennzeichnet. 28 Sites oder Dokumente sind demnach nicht in diesem „Netzwerk“ enthalten bzw. nicht mit einer der anderen Sites oder Dokumente im WWW verlinkt.

Bezogen auf das eigene Rechercheverhalten im WWW ergeben sich daraus Konsequenzen: Erstens würde bei einer Recherche über die Verlinkungen der betreffenden Sites oder Dokumente eine Vielzahl von eben nicht verlinkten Dokumenten und Sites gar nicht wahrgenommen werden. Zweitens wird die Auffindbarkeit von Dokumenten in Suchmaschinen von Verlinkungen beeinflusst: Von Suchmaschinen können nur Dokumente und Sites „durchsucht“ werden, die entweder direkt der Suchmaschine bekannt

19 Die geringe Überschneidung der verzeichneten Dokumente und Websites resultiert eben genau aus unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen: Nicht jedes Verzeichnis weist unmittelbar umfassend „Zeitgeschichte“ nach, sondern Zeitgeschichte mit einem jeweils regionalem und epochalem Fokus.

gemacht werden, etwa durch Melden der URL, oder die eben durch das Verfolgen von Verlinkungen im WWW durch die Suchmaschine selbst erschlossen werden. Google nutzt diese Verlinkungen letztlich auch zur Bestimmung des sogenannten Page-Ranks eines Dokuments: Eine Vielzahl eingehender Verbindungen wird gleichgesetzt mit einer hohen Rezeption (eben durch die Vielzahl der Verlinkungen), der betreffende Eintrag wird mit unter den ersten Treffern erscheinen.²⁰

Eine DFG-Studie zur Digitalisierung von Bibliotheksbeständen konstatiert, „dass von zwei Projekten, von denen das eine im Internet von einer größeren Anzahl von Seiten referenziert wird als ein anderes, dieses häufiger zitierte nicht notwendigerweise wesentlich häufiger verwendet wird als das seltener referenzierte“. Gerade die „Sichtbarkeit für die allgemeine Öffentlichkeit des Internet“ sei „keineswegs gleichbedeutend mit der kontinuierlichen Nutzung des Materials“. Eher bei unbekanntem Sites und Datenbanken „scheinen die ‚intensiven Nutzer‘ eine Wiederkehr für lohnend [zu] halten“. Nicht verwunderlich ist das Fazit, dass das notwendige Wissen über die Existenz solcher relevanter („versteckter“) Fach-Ressourcen eben nicht sehr weit verbreitet sei (Czmiel et al. 2005: 3 f.). Hinsichtlich des eigenen Rechercheverhaltens heißt das also, sich weder auf nur wenige noch auf die vermeintliche Vollständigkeit einzelner Werkzeuge zu verlassen.

11.3. Primärdaten

Digitalisierte Dokumente und *Primärdaten*²¹ stehen oft auch bei wissenschaftlichen Forschungsinstituten und -verbänden zur Verfügung, ohne dass diese Bestände bzw. deren Bestandsdaten außerhalb der jeweiligen institutionellen Anbieter durch Suchmaschinen erschlossen wären. Dokumentensammlungen, Datenbanken oder Sites, die Teil des *Invisible Webs* sind, können zwar meist über Suchmaschinen oder Verzeichnisse aufgefunden, deren Bestände selbst aber

20 Zum Page-Rank siehe Lewandowski (2005: 120).

21 Unter Primärdaten sind Daten und Dokumente zu verstehen, die direkt in Forschungsvorhaben erhoben oder erschlossen werden. Vgl. Forschungsprimärdaten http://www.dfg.de/forschungsforderung/wissenschaftliche_infrastruktur/lis/projektfoerderung/initiative_digitale_information/primaerdaten.html (Zugriff: 23. 3. 2009).

darüber nicht recherchiert werden.²² So wurden z. B. bereits in den 1970er-Jahren im Rahmen der Erschließung der OMGUS-Akten deren Nachweise und Bestandsdaten elektronisch in einer Datenbank erfasst. Diese für die unmittelbare Nachkriegszeit bzw. Gründungsära der Bundesrepublik relevanten Bestände lassen sich heute online über die am Institut für Zeitgeschichte München zugängliche OMGUS-Datenbank recherchieren.²³ Erläuterungen zum Verständnis der erschlossenen Bestände sind in der Datenbank kaum zu finden, erst die Lektüre von Publikationen aus dem Entstehungskontext solcher Bestände selbst gibt Aufschluss über Umfang und Erschließungstiefe (vgl. Weiß 1984).²⁴

Sozial- und wirtschaftshistorische Forschungen, die auf quantitatives Material zurückgreifen, können sich z. B. auf große Mengen originären digitalen Materials stützen. Die seit den 1960er-Jahren in zahlreichen Forschungsprojekten und -verbänden im Zuge der „Quantifizierungsbewegung“ erhobenen Daten sind in Einrichtungen wie z. B. der Gesellschaft Sozialwissenschaftlicher Infrastruktureinrichtungen e. V. (GESIS) umfangreich dokumentiert und archiviert. Hier finden sich Bestände der in der „Historischen Statistik der Bundesrepublik Deutschland“ erhobenen Daten. Auch über das Bundesarchiv sind numerische Daten zugänglich: Kaderdatenspeicher der DDR sind nach 1989 in Forschungsprojekten aufbereitet und zugänglich gemacht worden und können heute im Bundesarchiv – allerdings offline – eingesehen werden; Einführungen und Bewertungen hierzu sind wiederum in einschlägigen Publikationsreihen zur historischen Statistik und historischen Sozialforschung zu finden.²⁵ Auch Dokumentenbestände von Projekten, Parteien, Initiativen, Stiftungen u. v. m.

22 Als *Invisible Web* oder auch *Deep Web* werden Dokumente, Sites und Datenbanken im Internet bezeichnet, die nicht durch Suchmaschinen oder andere Recherchewerkzeuge erschlossen bzw. darüber zugänglich oder auffindbar sind. Dessen Umfang ist schwer zu ermitteln, Schätzungen gehen von einem Zwei- bis fünfzigfachen des Visible Web aus (Lewandowski 2005: 57).

23 <http://omgus.ifz-muenchen.de/> (Zugriff: 23. 3. 2009).

24 Die Lektüre des Artikels ist hilfreich, um Umfang und die Tiefe der Bestandserschließung sowie die Suchmöglichkeiten in der Datenbank zu erfassen.

25 Das ZHSF und seine Bestände sind mittlerweile in GESIS eingegliedert worden. Zu den DDR-Kaderdaten siehe Remy (2003); Salheiser (2005). Weitere Beiträge, zum Teil online verfügbar unter <http://hsr-trans.zhsf.uni-koeln.de/hsrretro/docs/> (Zugriff: 23. 3. 2009). Als Beispiel zu Datenarchiven internationaler Organisationen siehe FAOSTAT <http://faostat.fao.org/> (Zugriff: 23. 3. 2009); Eurostat <http://epp.eurostat.ec.europa.eu> (Zugriff: 23. 3. 2009).

sind nicht zwangsläufig durch Verzeichnisse oder Suchmaschinen erschlossen, können jedoch wertvolle Hinweise oder sogar Quellen bergen.²⁶

Letztlich bieten Bibliotheken Fachdatenbanken in *Digitalen Bibliotheken* an, über die sich Quellenbestände erschließen und nutzen lassen. Zeitgeschichtlich relevante Quellenbestände in Bibliotheken können z. B. Nachlässe betreffen. Die Katalogisierung und Archivierung von Nachlässen in Bibliotheken und Archiven kann seit einigen Jahren im Kalliope-System der Staatsbibliothek zu Berlin verfolgt werden.²⁷ Als Orientierungshilfe über Fachdatenbanken bietet u. a. das Datenbank-Informationssystem der Universitätsbibliothek Regensburg (DBIS) eine Übersicht über kostenpflichtige und kostenfreie, mehrheitlich online verfügbare Datenbanken der teilnehmenden Bibliotheken, Gleiches gilt für die bereits erwähnten ViFas und Fachportale.

Auch thematisch fokussierte Quellenkompilationen finden sich in Webangeboten von Bibliotheken, wie z. B. „100(0) Schlüsseldokumente zur deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert“ an der Bayerischen Staatsbibliothek München.²⁸ Digitalisierungsprojekte zu Publikationen können umfassende Datenbestände beherbergen, wie z. B. die für sozial- und wirtschaftshistorische Untersuchungen relevanten „Statistischen Jahrbücher“ der Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Demokratischen Republik. Diese stehen in den „Digizeitschriften“ kostenfrei als PDF-Dateien zur Verfügung.²⁹ Die Samm-

26 Das PHP-Projekt/Parallel History Project veröffentlicht beispielsweise umfassende Berichte über Zugangsmöglichkeiten zu Archiven in Mittel- und Osteuropa und „gewichtige virtuelle ‚Aktenbündel‘ [...] zur Berlin-Krise 1961, Kriegspläne(n) des Warschauer Pakts aus den Jahren 1964 und 1965, regionale operative Planungen der polnischen und ungarischen Armee sowie Dokumente zu den Binnenstrukturen des Warschauer Pakts aus bulgarischer, rumänischer, ungarischer und vereinzelt sogar chinesischer Perspektive. [...] Zeitzeugen-Interviews mit ehemaligen Generälen des Warschauer Pakts“. Die Dokumente liegen dort meist als PDF-Dateien vor, die von Suchmaschinen i. d. R. nicht erfasst sind. Vgl. Zloch (2005).

27 <http://kalliope.staatsbibliothek-berlin.de/> (Zugriff: 23. 3. 2009). Auch das Bundesarchiv betreibt eine Nachlassdatenbank unter der Adresse <http://www.nachlassdatenbank.de> (Zugriff: 13. 9. 2008). Im Falle von Nachlassrecherchen sollten unbedingt beide Werkzeuge genutzt werden, da sie voneinander unabhängig verschiedene Nachlässe verzeichnen.

28 <http://mdzx.bib-bvb.de/cocoon/de1000dok/> (Zugriff: 23. 3. 2009).

29 Statistisches Jahrbuch der Deutschen Demokratischen Republik unter [http://www.digi-zeitschriften.de/index.php?id=loader&tx_jkDigiTools_pi1\[IDDOC\]=555819](http://www.digi-zeitschriften.de/index.php?id=loader&tx_jkDigiTools_pi1[IDDOC]=555819), das Statistische Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland unter [http://www.digizeitschriften.de/index.php?id=loader&tx_jkDigiTools_pi1\[IDDOC\]=534622](http://www.digizeitschriften.de/index.php?id=loader&tx_jkDigiTools_pi1[IDDOC]=534622) (Zugriff: beide 23. 3. 2009).

lung inoffiziell hergestellter „Künstlerzeitschriften der DDR“ wird vollständig digitalisiert auf den Seiten der Sächsischen Landesbibliothek – Universitätsbibliothek Dresden angeboten.³⁰ Einen weiteren Überblick über bibliothekarische Sammlungen und Digitalisierungsprojekte kann man sich über das zentrale Verzeichnis digitaler Drucke (ZVDD) verschaffen, darüber zum Teil auch auf die verzeichneten Dokumentenbestände zugreifen.³¹

11.4. „Spreu und Weizen“ – Bewertung von Internetdokumenten

Der Nutzung der in den archivischen, bibliothekarischen und geschichtswissenschaftlichen Fachinformationsangeboten nachgewiesenen oder vorgehaltenen Materialien steht in der Regel nichts im Wege. Insbesondere die „Virtuellen Bibliotheken“ beanspruchen die kritische Sichtung, Bewertung und Erschließung von Internetdokumenten. Und dennoch finden sich auch hier zum Teil Dokumente und Sites, deren Seriosität auf den ersten Blick zweifelhaft erscheinen mag. Authentizität und wissenschaftliche Relevanz derartiger „Quellen“ und natürlich auch von Dokumenten, die über Suchmaschinen zu finden sind, müssen daher vor dem Hintergrund des eigenen Forschungsvorhabens evaluiert werden.

Klassische Regeln zur bibliothekarisch-wissenschaftlichen Erschließung von Informationsräumen werden sich im Bereich der Zeitgeschichte nur begrenzt anwenden lassen; der Stellenwert von z. B. „Ego-Dokumenten“, Interviews und Zeitzeugengespräche, Bildern u. v. m. ist mit rein formalen Kriterien kaum erfassbar. Das „Aussortieren“ von nicht-wissenschaftlichen Sites könnte sich z. B. mit Blick auf die erinnerungsgeschichtliche Forschung als nachlässig erweisen. Forschungsthema und -methodik entscheiden letztlich, was als Quelle verwertbar ist. Gerade die Zeitgeschichte spiegelt sich als „Epoche der Mitlebenden“ (Rothfels 1953: 4) in einer Vielzahl von Webdokumenten im WWW wider. Kein anderes Medium bietet derart vielfältige Möglichkeiten

30 http://www.deutschefotothek.de/?ARCHIV_KUENSTLERZEITSCHRIFTEN#|home (Zugriff: 23. 3. 2009).

31 Sammlungsbeschreibungen und Titeldaten des Sozialdemokratischen Pressedienstes 1946–1995 und Pressemitteilungen der SPD 1958–1998 sind zum Beispiel über das ZVDD zugänglich: <http://www.zvdd.de> (Zugriff: 23. 3. 2009).

zur (Selbst-)(Re)Präsentation, wie das World Wide Web durch die Veröffentlichung eines Webdokuments, eines Bilds, Videos oder Tonmitschnitts, sodass derartige Websites und Dokumente ebenso Eingang in die wissenschaftliche Erschließung und Verzeichnung des WWW finden können. Den Forschungsfragen zu Erinnerungskulturen, den vielfältigen Methoden und Perspektiven (zeit)historischer Forschung, der Oral History oder einer „Zeitgeschichte als Streitgeschichte“ können sich darüber neue Perspektiven durch „Aushebung“ neuer Quellen(formen) eröffnen.³² Die Bestimmung der wissenschaftlichen Bedeutung solcher Quellen gilt es selbstredend von einer beabsichtigten (politischen) Wirkung zu unterscheiden.

Der Umgang mit und die Nutzung von Internetdokumenten kann sich auf eine der grundlegenden Fähigkeiten von Historikerinnen und Historikern – die kritische Analyse von Dokumenten und ihre Interpretation im Kontext ihrer Entstehung – stützen. Mit Quellenkritik und methodischen Kompetenzen des Fachs, auch in Form einer „Historischen Online-Kompetenz“ (Hodel 2007),³³ lassen sich wissenschaftliche von nicht-wissenschaftlichen Dokumenten abgrenzen, wie auch die „unterschiedliche, meist kontrovers diskutierte individuelle Qualität einzelner Publikationen“ und „deren grundsätzlicher wissenschaftlicher Anspruch“ prüfen. Grundsätzlich bilden die Facetten „Thema, Zielsetzung und Inhalt, institutionelle Zuverlässigkeit des Betreibers einer Site, technische Qualität der Website, Layout und Struktur“ den Kanon der Kriterien, mit denen Websites im Rahmen der Erschließung in virtuellen Bibliotheken „geprüft“ werden. Mit Kenntnis einiger technischer Kniffe lassen sich sogar scheinbar anonyme Dokumente und Sites auf ihre Urheber hin, zumindest für die im WWW vorliegenden Seiten und Adressen, überprüfen (Enderle 2001: 50 f.).³⁴

32 So trage auch die Medialisierung zum Wandel der Zeitgeschichte zur Streitgeschichte bei (vgl. Sabrow 2003: 15). Unter dieser Prämisse werden neue mediale (Re)präsentationsformen in den Fokus der Forschung rücken. Zur Bedeutung von Erinnerungskulturen in der zeit-historischen Forschung vgl. Hockerts (2002).

33 Zur kurzen Einführung auch online im Hist.Net-Wiki http://wiki.histnet.ch/index.php/Historische_Online_Kompetenz (Zugriff: 23. 3. 2009).

34 Bestehen Zweifel über die Autoren- oder Urheberschaft einer Site oder eines Dokuments, kann z. B. ein Blick in den sogenannten WHOIS-Dienst Aufschluss über den Eigentümer und teilweise Betreiber einer Site geben. Der WHOIS-Dienst greift auf eine umfassende Datenbank aller Adressen im World Wide Web zu.

Die Autorenschaft oder Urheberschaft einer Website oder eines Webdokument ist schwer zu ermitteln, wenn nicht eine herausgebende Person oder Institution offensichtlich in einem Impressum oder auf einer Kontakt-Seite für das Dokument oder die Site „bürgt“. Zudem bietet die Hypertextfunktionalität des World Wide Web die Möglichkeit, externe Inhalte so einzubinden, dass nicht mehr erkennbar ist, ob eine externe eingelinkte Quelle oder ein selbst erstelltes oder digitalisiertes Dokument vorliegt. Validität und Authentizität gedruckter wissenschaftlicher Publikationen und Quellen(editionen) können sich dagegen auf dinglich erfahrbare Objekte, die mit standardisierten Hilfsmitteln (Inhaltsverzeichnis, Register, Beständeübersichten, Findbücher etc.) erschlossen sind, stützen.³⁵

Eingang in wissenschaftliche Arbeiten werden Webdokumente nur finden, wenn sie den gängigen wissenschaftlichen Arbeitsmethoden und „Regeln“, etwa denen der Zitation, genügen und Quellen und Dokumente überprüfbar sind. Akten im Archiv werden dies durch ihre Erschließung und dauerhafte physische Archivierung. Die Netzadresse bzw. URL eines Webdokuments aber ist dagegen nicht zwangsläufig von Dauer, das Dokument als digitales Objekt nicht dauerhaft gesichert. Für Digitalisate und elektronische Publikationen, die im Rahmen institutioneller Angebote und Dienste gespeichert werden, existieren bereits Verfahren zur dauerhaften Speicherung und Adressierung. Sogenannte *Digital Object Identifier* (DOI) sind als codierte Adressen zentral gespeichert und dauerhaft aufrufbar. Der Anbieter eines Dokuments stellt die dauerhafte korrekte Verknüpfung des Identifiers mit der realen Internetadresse sicher, somit also die Verfügbarkeit des Dokuments; die darüber adressierten Quellen werden zitierbar. Die dauerhafte Verfügbarkeit des Dokuments wird durch entsprechende technische Maßnahmen zur sogenannten Langzeitarchivierung gesichert.³⁶

Im Umfeld der Langzeitarchivierung finden bereits Dokumente, die selbst schon digital vorliegen bzw. nur noch digital „produziert“ werden, Eingang in die üblichen Archivierungsverfahren. Abläufe in der öffentlichen Verwaltung oder in Unternehmen werden seit den 1990er-Jahren auf rein elektronische System und Vorgänge umgestellt. Auch die Mehrzahl von Wissenschaftlerinnen

35 Als Einführung und Nachschlagehilfe zu Bewertungskriterien vgl. Bargheer (2002).

36 Vgl. Anmerkung 15.

und Wissenschaftlern selbst kommuniziert per elektronischer Mail, das Papier als Informationsträger verliert auch im wissenschaftlichen Alltag an Bedeutung. International und national wurden bereits rechtliche und institutionelle Voraussetzungen für die langfristige Archivierung elektronischer Akten und Post geschaffen. Einrichtungen, die schon heute für die Archivierung und Sammlung von Verwaltungsschriftgut verantwortlich sind, werden diese Form „digitaler Quellen“ zukünftig auch der Forschung bereitstellen; die Vorbereitungen zur entsprechenden Archivierung sind in vollem Gange.³⁷ Als neuer Quellentypus sind „digitale Quellen“ bisher kaum anzutreffen; spätestens mit der Aufhebung ihrer Sperrfristen werden aber auch sie Eingang in die historische Forschung finden.

11.5. Kompetenzen

Für den effizienten Umgang mit dem Internet und den dort verfügbaren Fachinformationsangeboten werden in jüngster Zeit, spätestens seit der Einführung der Bachelor-Studiengänge, Medien- und/oder Informationskompetenz(en) gefordert und diskutiert (vgl. Schmale 2007: 54–67). Die Einfachheit der Benutzung von Google, Ebay, Amazon u. a. hat auf der einen Seite Maßstäbe gesetzt und ist nicht zuletzt eine der Ursachen für das oftmals beklagte *Google-Syndrom*.³⁸ Die Heterogenität von Online-Angeboten von Fachinformationseinrichtungen, zum Teil auch deren Ausrichtung an Erschließungs- und Informationsstrukturen vergangener Jahrhunderte, hat auch dazu beitragen, dass offensichtlich immer weniger Nutzer in der Lage sind, unterschiedliche Online-Werkzeuge

37 Als Beispiel gern zitiert wird die E-Mail, welche die Aufdeckung der Iran-Contra-Affäre in den USA ermöglichte. Heute sind z. B. das National Records Archive (NRA) in Washington oder das Bundesarchiv in Deutschland für die Archivierung elektronischen „Verwaltungsschriftguts“ verantwortlich (vgl. Schröder 2008). Für Internetdokumente wird im sogenannten Internet Archive <http://www.archive.org> (Zugriff: 23. 3. 2009) ein Speicher aufgebaut, in dem weitestgehend Webdokumente und -sites archiviert werden sollen. Über die Funktion WayBackMachine können bereits jetzt schon Webseiten eingesehen werden, die im Internet nicht mehr existent sind.

38 Haber (2004) bezieht das Google-Syndrom auf das „Phantasma eines historischen Allwissens“, das durch die Einfachheit und vermeintliche Allwissenheit der Suchmaschinenwelt auch in der wissenschaftlichen Nutzerwelt aufgebaut werde.

effektiv einzusetzen. Ob nun aber Google-ähnliche und „One-Stop-Shop“-artige Fachinformationsdienste das Problem allein wirklich lösen können, lässt sich mangels umfassender und breitflächiger Umsetzungen entsprechender (Such-)Werkzeuge und Datenbanken bisher nicht eruieren.

Die Akzeptanz und Nutzung von Fachinformationsangeboten ließe sich mit einfach gestalteten, suchmaschinenähnlichen Werkzeugen sicherlich noch verbessern. Aber die Tatsache, dass eben bei Suchmaschinen von den meisten Nutzern nur die ersten zwei oder drei Seiten mit Ergebnissen ausgewertet werden, lässt Zweifel an der effektiven Nutzung auch einfachster Werkzeuge bestehen. Dass natürlich Fachinformationsangebote so erschlossen und aufbereitet sein müssen, dass sie mit möglichst geringen Vorkenntnissen benutzt werden können und relevante und präzise Ergebnisse liefern, steht außer Frage.³⁹

Informationskompetenz (oder Medienkompetenz) zu erlangen heißt, sich fortlaufend mit den sich ständig wandelnden Möglichkeiten der Fachinformation auseinanderzusetzen. Wie die Vermittlung von Kenntnissen im Rahmen universitärer Curricula erfolgen kann, soll hier nun nicht näher erörtert werden; dass deren Einbettung in die universitäre Ausbildung dringend erforderlich und auch mit einfachen Mitteln zu bewerkstelligen ist, ist bereits an anderer Stelle belegt (Schmale 2007). Viele Archive und Bibliotheken bieten vor diesem Hintergrund bereits Schulungen zu ihren materiellen Beständen und Datenbanken für wissenschaftliche Nutzerkreise und die allgemeine Öffentlichkeit an.⁴⁰

Gängige Publikationsreihen und Bewertungsinstrumente bieten gute Hilfestellungen: In geschichtswissenschaftlichen Zeitschriften finden sich mittlerweile Kolumnen und Artikelreihen, die Sites zu geschichtswissenschaftlichen Themen vorstellen und bewerten. Zeitschriften aus dem Umfeld von Archiven

39 Das Schlagwort „One-Stop-Shop“ findet sich als Anspruch, real aber kaum vollständig umgesetzt in den meisten Virtuellen Fachbibliotheken. Die entsprechenden Dokumente sind leicht mit einer Google-Suche nach „one-stop-shop“ zu finden. Zur Kritik an Fachinformationssystemen vgl. Pasternack (2006a), zum Nutzerverhalten vgl. Lewandowski (2005: 18).

40 Wer einer solchen Schulung in einer größeren wissenschaftlichen Bibliothek beiwohnt, wird z. B. spätestens hier erfahren, dass die Nutzung einer Vielzahl kostenpflichtiger Datenbanken im Rahmen des sogenannten Nationallizenzenprogramms der Deutschen Forschungsgemeinschaft bundesweit möglich ist. Über dieses Programm sind zahlreiche bibliografische Datenbanken, elektronische Zeitschriften, vor allem jedoch Volltextdatenbanken zugänglich. <http://www.nationallizenzen.de/> (Zugriff: 23. 3. 2009). Zur Einführung auch Schäffler (2007).

veröffentlichen regelmäßig Neuigkeiten über neu erschlossene und digitalisierte Bestände. Dokumentationen abgeschlossener Projekte finden sich in Tagungsbänden.⁴¹ Rezensionen, die sich üblicherweise der Begutachtung und Bewertung gedruckter Publikationen widmen, finden sich bei Online-Foren.⁴² Deren Bewertung von Umfang, Qualität und Funktionalität einzelner Angebote ist natürlich zeitlich an das Verfassen der Rezension gebunden; die Entwicklung von Online-Angeboten ist schließlich nicht abgeschlossen, Beschreibungen und Bewertungen müssen nicht zwangsläufig von Dauer sein.

Die Anwendung der vorhandenen Werkzeuge zur effizienten Nutzung des „geschichtswissenschaftlichen Informationsraums“ im WWW, sowohl im Hinblick auf Angebote der Archive und Bibliotheken wie auch sonstiger öffentlicher, privater oder kommerzieller Angebote, erfordert Kenntnisse über deren Strukturen und Funktionalitäten, über Quantität und Qualität von Materialien, zugleich auch den kritischen Umgang mit Online-Dokumenten. Auch ohne das WWW ist die Nutzung von Quellen und Literatur in Archiven und Bibliotheken implizit mit der Kenntnis ihrer jeweiligen Erschließungstechniken verbunden. Keine ernst zu nehmende Forschungsarbeit wird es sich leisten, vor historisch gewachsenen Archivstrukturen, vor der Tektonik und Provenienz vorhandener Quellen zu kapitulieren. Um die investierten Mühen in die oft aufwendigen Recherchen nicht nur in der aktuellen Arbeit zu nutzen, sollte außerdem die Anwendung entsprechender Programme zur Verwaltung, Archivierung und zum Exzerpieren von Literatur und Quellen selbstverständlich sein.⁴³

41 Als Beispiele vgl. Förderkreis Archive und Bibliotheken zur Geschichte der Arbeiterbewegung (2007), mit Informationen über neu erschlossene Nachlässe von SED-Kadern und der Digitalisierung der dazugehörigen Findmittel. Zu archivischen Fachpublikationen siehe z. B. Landesarchiv Nordrhein-Westfalen (Hrsg.), *Archivar. Zeitschrift für Archivwesen*. <http://www.archive.nrw.de/archivar/> (Zugriff: 23. 3. 2009). Auch in ausländischen Fachzeitschriften finden sich Artikel: Poliakov/Grum-Grzhimailo (2008). Als Tagungsbandbeispiel: *Bibliothek der Friedrich-Ebert-Stiftung* (2005).

42 Beispielsweise werden in der Zeitschrift „Geschichte in Wissenschaft und Unterricht“ regelmäßig Websites zu einem Schwerpunktthema vorgestellt, in „Militärsgeschichte“ ausgewählte Websites besprochen. *H-Soz-u-Kult* publiziert ebenso Web-Rezensionen unter <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/type=rezwww> (Zugriff: 23. 3. 2009), Ankündigungen zu neuen fachlich relevanten Websites finden sich z. B. im *Clio-online Digest* unter <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/websites/> (Zugriff: 23. 3. 2009).

43 Vgl. dazu Kapitel 7 in diesem Band.

11.6. Strategien

Ausgangspunkt für Forschungsarbeiten sollten vor den gängigen kommerziellen Werkzeugen im WWW immer noch Fachdatenbanken sein, da diese vorhandenes Wissen, wissenschaftliche Literatur und die Quellenbasen historischer Forschung verzeichnen oder direkte Zugänge zu erschlossenen Materialien bieten; auch wenn deren Qualitäten und Quantitäten noch verbesserungsbedürftig sein mögen. Gerade im Bereich der Recherche nutzen Fachangebote sicherlich noch nicht alle Möglichkeiten moderner (Such-)Technologien aus. Kommerzielle Suchmaschinen bilden oft einen komplementären Zugang zu Informationsräumen; diese sind beim wissenschaftlichen Arbeiten selbstverständlich auch anzuwenden, sollten aber eben nicht als einziger und allumfassender Zugang und Nachweis aufgefasst werden. Suchmaschinen wie Google können einschließlich ihrer Spezialdienste wie Google-Scholar oder Google-Books helfen, Editionen und Einzeldokumente aufzuspüren, gegebenenfalls die Nutzung von Archivalien und Materialien in Publikationen zu eruieren.⁴⁴ Weitere Dokumente und Quellen, z. B. aus Zeitungsarchiven, werden in naher Zukunft online über weitere Google-Dienste verfügbar sein; der derzeitige Google-News-Dienst verfügt bereits über eine Beta-Version einer „News Archive Search“.⁴⁵

Keine Datenbank oder Suchmaschine mit kommerziellem oder fachwissenschaftlichem Hintergrund wird in absehbarer Zukunft einen umfassenden Nachweisanspruch behaupten können: das *Invisible Web* oder *Deep Web* ist weder in gängigen Suchmaschinen noch in wissenschaftlichen Verzeichnissen erschlossen. In vielen Fachdatenbanken werden wissenschaftliche Literatur, Dokumente oder Quellen oft redundant erfasst und nachgewiesen. Eine

44 Zur Illustration: Eine Suche nach „ddr prag 1968 sapmo“ in Google-Scholar verweist auf: Sozialstaatlichkeit in der DDR: Sozialpolitische Entwicklungen im Spannungsfeld von Diktatur und Gesellschaft 1945/49-1989. Hrsg v. Dierk Hoffmann, Michael Schwartz, 2005, in dem umfassend Bestände aus SAPMO als Quellenbasis dienen.

45 Zu Pro & Contra von Google Scholar vgl. Mayr/Walter (2006). Die Autoren weisen vor allem auf die Notwendigkeit der Hinzuziehung von Fachdatenbanken hin. Zur Illustration des Potenzials der in Entwicklung befindlichen Digitalisierung von z. B. Zeitungen sei auf eine Beispielanfrage zur zeitgenössischen Presse zum Thema Mauerfall verwiesen: http://news.google.com/archivesearch?q=wall+gdr&sa=N&sugg=d&as_user_ldate=1989&as_user_hdate=1989&lnav=d4&hdrange=1990,2005 (Zugriff: 23. 3. 2009).

Vielzahl von in Projekten entstandenen Dokumentensammlungen und Datenbanken wird nach Projektabschluss nicht mehr gepflegt, auch laufende Vorhaben zeichnen sich nicht immer durch die eigentlich notwendige Aktualität ihrer Nachweise aus. Notwendigerweise ist somit eine möglichst breitflächige Nutzung von Datenbanken und Werkzeugen anzustreben, um umfassend Quellen und Publikationen für das eigene Vorhaben zu ermitteln. Gedruckte oder online verfügbare Verzeichnisse, auch Bibliografien, können im Übrigen wertvolle Hilfe für den Einstieg leisten.

Den meisten Werkzeugen liegt eine Technologie zugrunde, die auf rein zeichenbasierte Logiken und syntaktische Merkmale von Textstrukturen zurückgreift. Auffindbar wird damit nur, was textlich abgebildet, registriert und gespeichert, eben mit Hilfe von Zeichen codiert wurde. Nicht zu erschließen sind damit inhaltliche Zusammenhänge. Zugriffe auf wirklich inhaltlich/thematisch verwandte Dokumentensammlungen, bei denen Zusammenhänge zwischen Dokumenten analysiert werden, sind mit den klassischen Rechetechnologien bisher kaum möglich, auch wenn sich beispielsweise über Fachthesauri Recherchen präzisieren lassen. Das sogenannte Semantic Web, in dem Informationen derart codiert abgelegt sind, dass inhaltliche Zusammenhänge zwischen und die Bedeutung von Dokumenten umfassend maschinell erschließbar sind, ist jedenfalls noch eine Wunschprojektion für die Zukunft. Die Erschließung sachlicher Merkmale oder Themen ist zwar mittlerweile in einer Vielzahl Suchmaschinen möglich, beschränkt sich aber eben genau auf die sachliche oder thematische Separierung von Treffermengen.⁴⁶

Auch wenn heutige Such- und Digitalisierungstechnologien über ausreichend Potenzial verfügen, Dokumente umfassend originalgetreu abzubilden oder zu erschließen: Nicht jedes Dokument ist aus rechtlichen und technischen Gründen wie auch Kostenfragen im WWW beliebig digital reproduzierbar. Im WWW ist nur zu finden, was digital in Datenbanken verzeichnet und möglichst über Suchmaschinen oder Verzeichnisse zugänglich gemacht wurde; was

46 In der Suchmaschine Scirus (<http://www.scirus.com>) kann auf Einträge der Ergebnisliste z. B. nach Autorennamen oder Erscheinungsjahren der verzeichneten Publikationen zugegriffen werden. Eine andere Technologie findet sich in der neuen Suchmaschine des Kooperativen Bibliotheksverbundes Berlin Brandenburg: Hier werden die Ergebnisdaten inhaltlich auf Übereinstimmungen analysiert und daraus Treffersets zu häufig auftretenden Begriffen generiert (<http://www.kobv.de>).

in den Beständen der Archive „schlummert“, kann im besten Falle vielleicht digital über Online-Beständeübersichten und -findbücher erschlossen sein. Das Internet, vielmehr das WWW wird daher in weiterer Zukunft weder den Archivbesuch ersetzen noch den systematischen Umgang mit Informations- und Recherchetechniken. Forschen bedeutet, systematisch Neues zu entdecken und nach wissenschaftlichen Kriterien zu dokumentieren.

Die wissenschaftliche Nutzbarkeit von Quellen und Editionen, die im Rahmen wissenschaftlicher Projekte und infrastruktureller Erschließung bereitgestellt wurden, wie auch sonstiger Webdokumente, ist von deren Abbildungsqualität, Originaltreue und Detailliertheit abhängig. Verlinkungen mit weiterführenden Quellen oder Informationen, wie auch die Qualität von Herkunftsnachweis und Zitationsmöglichkeiten werden die Akzeptanz solcher Angebote in der Wissenschaft bestimmen. Doch selbst eine detailgetreue und gut kommentierte Abbildung wird im Rahmen wissenschaftlicher Projekte nur dann nutzbar, wenn man von ihrer gesicherten Netzadresse ausgehen kann; letztlich bestimmen Forschungsfragen und -methodik, was im jeweiligen Kontext Quellenwert erlangen kann und was nicht.

Zukünftig ist zu erwarten, dass vor allem größere Archive und Archiv-Verbünde Findmittel und Bestände weiterhin online zur Verfügung stellen werden. In welchem Maße „die Schere zwischen den materiell gut ausgestatteten Häusern und den kleinen Archiven [...] immer weiter aufgeht“, ist aber noch offen.⁴⁷ Die Deutsche Forschungsgemeinschaft hat in den vergangenen Jahren umfassende Förderprogramme aufgelegt, u. a. die Aktionslinie „Bibliotheken und Archive im Verbund mit der Forschung“, in deren Rahmen Methoden, Kompetenzen und Interessen von Bibliotheken und Archiven einerseits und universitären Forschungsvorhaben andererseits integrativ miteinander verbunden werden sollen. Zugleich wurden laufende und abgeschlossene Projekte evaluiert und Strategien für die weitere Zukunft der Digitalisierung entwickelt, in deren Zuge nun der Übergang zur „Massendigitalisierung“ zu erwarten ist (vgl. Czmiel et al. 2005). Dass in einigen Jahrzehnten eine „Volldigitalisierung“ abgeschlossen sein wird, darf allerdings bezweifelt werden (Nagel 2003: 257).

Von einer weiteren Verzahnung wissenschaftlicher Forschungen und Infrastrukturdienstleistungen würden jedenfalls beide Seiten profitieren:

47 So das Fazit zu „Findmittel(n) im Internet“ in Burkhardt (2006: 94).

Den Zugang zum geschichtswissenschaftlichen Informationsraum zu verbessern, ist nicht allein Aufgabe von Infrastruktureinrichtungen; gerade Historiker produzieren eine Vielzahl von Transkriptionen, Bibliografien, Regesten u. v. m., die bisher aber so gut wie nie veröffentlicht wurden. Umgekehrt sind aber auch Archive, Bibliotheken und Museen gefordert, ihre Angebote an die Bedürfnisse der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler und deren Nutzungsgewohnheiten anzupassen. Im Bereich der Online-Bereitstellung wissenschaftlicher Materialien muss daher ein „Umdenkungsprozess in Hinblick auf die Veröffentlichungspraxis“ (Uhde 2001: 106) auf allen Seiten einsetzen. Nicht nur, um den Zugang zum wissenschaftlichen Informationsraum zu verbessern, sondern auch, um im Zuge der weiter fortschreitenden Auflösung klassischer Informationsstrukturen, Aufgabenverteilungen und Grenzen im WWW gegenüber kommerziellen Anbietern konkurrenzfähig zu bleiben. Vor allem aber, um von Nutzerinnen und Nutzer wahrgenommen zu werden.

12. DDR-Geschichte und Humboldt-Ideal

Über die Vereinbarkeit von Forschung und Lehre

Wie sieht die Realität des Humboldtschen Ideals einer Einheit von Forschung und Lehre innerhalb der DDR-Forschung aus? Welchen Stellenwert genießt die Beschäftigung mit der DDR im Rahmen der akademischen Lehre? Wie lassen sich Forschung und Lehre in der wissenschaftlichen Praxis miteinander vereinbaren?

12.1. Trennung von Forschung und Lehre

Dank Wolfgang Engler (2004) wissen wir, dass die Ostdeutschen zur Avantgarde gehören. Aber bilden auch die Wissenschaftler, die sich mit der Geschichte Ostdeutschlands beschäftigen, die Avantgarde in der deutschen Wissenschaftslandschaft? Sind sie die Vorreiter in einem umfassenden Prozess, in dem die Lehre immer stärker getrennt wird von einer Forschung, die zunehmend an einigen wenigen Eliteuniversitäten und außeruniversitären Instituten betrieben wird? In der historiografischen Auseinandersetzung mit der DDR bildet das alte Humboldtsche Ideal einer institutionellen und personellen Einheit von Forschung und Lehre jedenfalls bereits die Ausnahme.¹ Während die eigentliche Forschungsarbeit zur DDR von einem kleinen Kreis von Spezialisten vorangetrieben wird, verkümmert die DDR-bezogene Lehre an den deutschen Universitäten (Pasternack 2001: 27–33).

1 In den Schriften Wilhelm von Humboldts lässt sich die griffige Formel einer Einheit von Forschung und Lehre so zwar nicht finden. Sie ist eine Prägung der späteren Geschichtsschreibung. Gleichwohl bildete das Ideal knapp zwei Jahrhunderte lang ein Grundprinzip im deutschen Universitätswesen, an dem es sich festzuhalten lohnt (vgl. Pasternack 2008).

DDR-Forschung wird zunehmend in einem unterrichtsfernen Rahmen geleistet. Abgesehen von der anhaltenden Projektarbeit einiger außeruniversitärer Forschungseinrichtungen ist sie im Wesentlichen zu einer reinen Doktorandenforschung avanciert, die fast ausschließlich von Stiftungen und Stipendien-systemen gefördert wird. Für die Doktoranden heißt das, dass sie in der Regel einer äußerst solitären Arbeit nachgehen und sich mit einer deutlich begrenzten Förderungsdauer arrangieren müssen. Schon deshalb haben sie kaum die Möglichkeit, eigene Erfahrungen in der Lehre zu machen. Erschwerend kommt noch hinzu, dass viele Fakultäten trotz Personalmangel an Doktoranden ohne Stelle keine Lehraufträge erteilen, weil sie befürchten, dass ein erweitertes Lehrangebot als Bemessungsgrundlage für die zukünftig zu erbringende Lehrkapazität genommen wird.

So liegt die DDR-Lehre weitgehend in der Hand der Hochschulangestellten. 85 % der Lehrveranstaltungen zur DDR-Geschichte werden von Hochschul-lehrern und wissenschaftlichen Mitarbeitern gehalten (Hüttmann 2004: 20). Doch sind deren Forschungsinteressen vielfältig und die Belastungen durch die Lehre steigend. Es mag daher nicht verwundern, dass aus dem Universitätsbetrieb heraus vergleichsweise wenig Impulse für die DDR-Forschung kommen. Die Trennung von Forschung und Lehre hat jedoch weitreichende Konsequenzen für das Studium der DDR-Geschichte. Zum einen wird der Unterricht nicht länger dem Humboldtschen Ideal entsprechend von eigenen Forschungsergebnissen befruchtet. Zum anderen liegt in der wachsenden Distanz der Dozenten zur DDR-Forschung einer der wesentlichen Gründe dafür, dass die Zahl der Lehrveranstaltungen zur ostdeutschen Geschichte an deutschen Universitäten seit Jahren rückläufig ist.

12.2. Das Ende einer Themenkarriere

Alles war anders am Anfang der 1990er Jahre, als sich mit jedem Jahr mehr Lehrveranstaltungen mit DDR-Bezug zählen ließen und alle möglichen Theorien und Begrifflichkeiten am Beispiel der DDR getestet wurden. Doch erwies sich dieser Boom keineswegs als dauerhaft. Seit 1995 nimmt die Zahl der angebotenen Vorlesungen und Seminare zum Thema kontinuierlich ab (Pasternack 2001: 32). Darüber hinaus gibt es ganze Landstriche, vor allem im Südwesten

Deutschlands, in denen die DDR in der Lehre praktisch gar nicht vorkommt (ebenda: 33–40). Inzwischen ist die DDR als Gegenstand der universitären Lehre tatsächlich eine Fußnote geworden.

Für diese Entwicklung wurden verschiedene Ursachen ausgemacht. Einige Historiker sehen in der rückläufigen Konjunktur des Themas schlicht eine Normalisierung (vgl. Hüttmann 2004: 31). Nach einem zwischenzeitlichen Hoch habe die Themenkarriere der DDR wieder ihren normalen Ausgangsstand erreicht. Demgegenüber macht Gerd Dietrich (2003) geltend, der Rückgang der DDR-Lehre sei vor allem den prekären Beschäftigungsverhältnissen geschuldet, in denen sich die meisten ostdeutschen Historiker befinden, welche die DDR zum Gegenstand ihrer Lehre machen. Denkbar ist auch, dass im Zuge der Umstellung auf den Bachelor eine stärkere Kanonisierung der deutschen Geschichte erfolgt, in der die ostdeutsche Sonderentwicklung kaum mehr Platz findet. Zuletzt ist darauf hingewiesen worden, dass die DDR anstelle einer isolierten Betrachtung immer häufiger in internationale Vergleiche eingebunden wird (Hüttmann 2004: 25).

Diese Entwicklung folgt ganz Jürgen Kockas viel zitiertem Plädoyer für eine DDR-Geschichte, die „über den Tellerrand“ blicken müsse, indem sie stärker als bislang den europäischen Vergleich sucht (Kocka 2003). So berechtigt Kockas Kritik ist, so ist sie doch ein deutliches Signal, dass der DDR-Geschichte insgesamt weniger Interesse entgegengebracht wird. Sie hat als Jahrmarkt der Theorien und als Sprungbrett der Karrieren ausgedient. Die etablierten Professoren haben sich längst anderen Themen zugewandt oder sind ganz zu einer Meistererzählung zurückgekehrt, in der die ostdeutsche Entwicklung maximal noch als Kontrastfolie zum Ende des deutschen Sonderwegs in der Bundesrepublik dient. Nichts illustriert das besser als Hans-Ulrich Wehlers freimütiges Bekenntnis, für seinen fünften Band der „Deutschen Gesellschaftsgeschichte“ hätte eigentlich eine einzige Erwähnung der DDR im Vorwort ausgereicht, da diese lediglich eine nicht lebensfähige sowjetische Satrapie gewesen sei (Wehler 2008).

Die Vernachlässigung der DDR in der Forschung und Lehre der Professoren zieht die Nichtberücksichtigung des Gegenstandes durch den wissenschaftlichen Mittelbau nach sich. Zu stark sind die akademischen Abhängigkeitsverhältnisse, auch was die Themenwahl betrifft. Hinzu kommt der fortschreitende Abbau von Mitarbeiterstellen. So mangelt es letztlich an Dozenten, die das

Humboldtsche Ideal in Bezug auf die DDR hochhalten könnten. Es gibt also durchaus einen Zusammenhang zwischen der Entkopplung von Forschung und Lehre und dem Rückgang DDR-bezogener Lehrveranstaltungen. Weil es immer weniger Universitätsstellen gibt, drängt der Nachwuchs der DDR-Forschung in die Stiftungen. Und weil sich die DDR-Forschung immer stärker auf außeruniversitäre Einrichtungen konzentriert, verringert sich die Lehre zur DDR. Mittelfristig mag diese Tendenz zu einer stärkeren Professionalisierung der Forschung führen. Auf längere Sicht aber ist zu befürchten, dass der DDR-Forschung so irgendwann der Nachwuchs abhandenkommt.

12.3. Das Ideal im Praxistest

Angesichts dieser Veränderungen im Wissenschaftssystem muss die Frage gestellt werden, welchen Sinn das Humboldtsche Ideal überhaupt (noch) für den akademischen Nachwuchs hat? Wo liegen die Chancen und die Probleme einer personellen Einheit von Forschung und Lehre? Kann die Doppelbelastung letztlich für die eigene Karriere als erstrebenswert gelten? Die Antworten auf diese Fragen dürften recht verschieden ausfallen, je nachdem wie Betreuung und Belastung verteilt sind. Insofern können die persönlichen Erfahrungen, die im Folgenden geschildert werden sollen, keine Allgemeingültigkeit beanspruchen, vielleicht aber ein paar Hinweise liefern.

Die Vorteile, die sich aus der Einheit von Forschung und Lehre ergeben, liegen vor allem in der wechselseitigen Befruchtung. Dass die Qualität der Lehre durch selbst erworbene Forschungskompetenz dazugewinnen kann, mag selbstverständlich sein. Umgekehrt kann aber auch die Forschung von der Lehre profitieren. Durch die vorbereitende Lektüre, die notwendige Komplexitätsreduktion und durch die Nachfragen der Studierenden, die zum Teil eine internationale Perspektive einbringen, ergeben sich zusätzliche Reflexionsprozesse. Außerdem lassen sich ganz bewusst Synergieeffekte anlegen, wenn man die eigenen Forschungsinteressen im Seminar diskutiert. Solange dieses Effizienzprinzip nicht jedes Semester wiederholt wird, ist es ein legitimer Pragmatismus, aus dem auch die Studierenden ihren Nutzen ziehen. Erfolgreiche Lehre kann sogar das Gefühl von gesellschaftlicher Relevanz vermitteln. Im Unterschied zur Arbeit an der eigenen Dissertation, bei der sich wiederholt die

Sinnfrage stellt, verschaffen gut gelaufene Seminarsitzungen persönliche Befriedigung im Wochenrhythmus. Und das gibt wiederum Motivation für die eigene Forschungsarbeit.

Auf der anderen Seite ergeben sich aus der gleichzeitigen Forschungsarbeit und Lehrverpflichtung aber auch Probleme. Die Lehre kann durch die Forschung beeinträchtigt werden, wenn sie nur als lästige Nebenverpflichtung verstanden wird oder es nicht gelingt, den Studierenden das eigene Wissen verständlich zu machen. Viel stärker kann umgekehrt jedoch die Forschung von der Lehre behindert werden. Das gilt besonders für die eigene Qualifikationsarbeit. Zwar hält sich die Lehrverpflichtung als wissenschaftlicher Mitarbeiter auf einer der inzwischen üblichen halben Stelle mit zwei Semesterwochenstunden durchaus in Grenzen – nicht auszudenken, man hätte das Professorendeputat von 9 SWS –, doch verlangt eine anspruchsvolle Sitzung ein bis zwei Tage Vorbereitung und auch danach ein bisschen Zeit, um neue Konzentration zu finden. Hinzu kommt die Betreuung der Studierenden, die mit Korrekturen und Sprechstundenterminen viel Zeit in Anspruch nimmt, zumal wenn man alles besser und gewissenhafter machen möchte, als man es als Student selbst gerade noch erlebt hat. Zur Lehrverpflichtung gehören im weitesten Sinne auch noch die Aufgaben am Lehrstuhl, die von Professor zu Professor stark variieren können. Doch selbst im glücklichen Fall einer fairen Aufgabenverteilung ergeben sich noch Dienstbesprechungen, Colloquiumstermine, Prüfungsbeisitze und diverse Kommissionssitzungen, die von der eigenen Qualifikationsarbeit abhalten.

Der Weg zur Promotion als wissenschaftlicher Mitarbeiter mit Lehrverpflichtung währt daher meist länger als der Weg über ein Stipendium. Er erfordert vielleicht noch mehr Disziplin, weil die längerfristige Finanzierung mehr Zeit suggeriert und die Doppelbelastung aus Forschung und Lehre leicht als Rechtfertigung dafür dient, dass man mit der Dissertation nicht so recht vorankommt. Wie bei einem Promotionsstipendium auch kommt es vor allem auf die richtige Zeit- und Arbeitseinteilung an. Es ist ratsam, neben den Semesterferien auch in der Vorlesungszeit ganze Tage für die eigene Arbeit zu reservieren, die man unter Umständen besser zu Hause oder in einer Bibliothek verbringen sollte, denn das Büro im Institut bietet zwar eine gute Infrastruktur, aber auch unendlich viele Ablenkungsmöglichkeiten. Dazu gehören nicht nur ausgedehnte Mensa- und Kaffeepausen mit den Kollegen, sondern vor allem

die vielen kleinen Aufgaben, die sich in weitaus absehbarer Zeit erfolgreich bewältigen lassen als die große Dissertation.

Wenn die eigenen Betreuer schildern, in welcher Askese sie einst das Problem der Doppelbelastung gleichzeitiger Forschung und Lehre bewältigt haben, sollte man sich davon nicht irritieren lassen, sondern es als Indiz nehmen, dass es andere vor einem auch geschafft haben und es ihnen beruflich offensichtlich nicht geschadet hat. Die Verpflichtung zur Lehre ist sowohl eine persönliche Herausforderung als auch eine großartige Erfahrung, die man nicht nur für den Nachweis im Lebenslauf macht. Die Einheit von Forschung und Lehre verspricht noch immer wissenschaftlichen und menschlichen Gewinn. Nur schade, dass immer weniger Nachwuchswissenschaftler aus der DDR-Forschung in den Genuss dieser Erfahrung kommen.

13. Anfängerglück und Anfängerfehler

Erfahrungen aus der akademischen Lehre als Promovend

Welche positiven Erfahrungen gewährt die Ausübung der akademischen Lehre? Auf welche Vorteile kann der Anfänger dabei hoffen, welche typischen Fehler gilt es wie zu vermeiden?

Promotionen zur Zeitgeschichte mit DDR-Bezug sind heutzutage zwar häufig an nicht-universitären Forschungszentren angesiedelt, doch finden sich an Universitäten immer noch junge Nachwuchshistoriker, die als wissenschaftliche Hilfskräfte, Mitarbeiter oder Angestellte ihre Dissertation verfolgen und erfolgreich abschließen. Diese eher traditionelle Art, das Doktorarbeitsprojekt zu gestalten und zu finanzieren, geht im Regelfall mit einer Lehrverpflichtung von zwei bis vier Semesterwochenstunden einher. Seien es Tutorien oder eigenständige Proseminare bzw. Veranstaltungen in Modulen für Bachelor- oder Masterstudiengänge – die akademische Lehre stellt für viele Nachwuchskräfte eine Herausforderung dar, an der man wachsen, aber auch scheitern kann. Ich persönlich habe die Lehre an der Universität stets als sehr bereichernd empfunden, trotz aller Belastungen und Schwierigkeiten, und versucht, in Zeiten des Bologna-Prozesses, der Lehrinhalte vereinheitlichend modularisiert, das Humboldtsche Ideal von der Einheit von Forschung und Lehre zu verwirklichen.

Auch wenn das eigene Promotionsthema z. B. zur DDR-Geschichte keinen direkten Eingang in die Lehrveranstaltungen finden kann, auch wenn die Forschung die Lehre nicht mehr zentral befruchtet, so gibt es immer noch Wege, sowohl in der Rolle als Nachwuchsforscher als auch mit dem eigenen Thema die Lehre zu beeinflussen. Nebenbei sei erwähnt, dass auch die Erschließung promotionsfremder Thematiken und ihre didaktische Aufbereitung für

die Vermittlung in der Lehre auf den eigenen Reifeprozess durchaus gewinnbringend wirken können. Derartige Horizonterweiterungen steuern, ähnlich wie die Diskussion des eigenen Promotionsthemas mit Studierenden, der beständig drohenden Betriebsblindheit entgegen. Zwar reichen sie bei Weitem nicht an die für die Forschung unerlässlichen Konferenzen, Kolloquien und Konsultationen mit den Betreuern heran, doch sind sie als erfrischender Nebeneffekt der Lehre von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Kurzum, auch in Zeiten von Bologna erscheint es durchaus möglich, Forschung und Lehre sinnvoll miteinander in Einklang zu bringen.

Als Promovierende/r ist man in der akademischen Lehre zunächst einmal Neuling. Diese Situation birgt ebenso viele Vorteile wie Nachteile, ganz zu schweigen von der Herausforderung, welche Wege man einzuschlagen hat, um den oben skizzierten Ansprüchen gerecht zu werden. Einerseits hat man als Anfänger Glück oder genießt oft entsprechende Boni. Andererseits kann man auch Pech haben, indem man typische Fehler macht. Wie diese Medaille mit ihrer Kehrseite im Einzelnen aussehen kann, soll im Folgenden diese kleine Reflexion detaillieren, die auf meinen eigenen Erfahrungen in der Lehre basiert. In den abschließenden Tipps versuche ich, diese Erfahrungen zu verallgemeinern.

13.1. Anfängerglück

Die Rahmenbedingungen für die akademische Lehre in der Zeitgeschichte, sei sie nun DDR-bezogen oder nicht, bieten dem Anfängerglück oftmals gute Voraussetzungen. Zeitgeschichte übt eine hohe Anziehungskraft aus, nicht nur in der Öffentlichkeit, sondern gerade auch für Studierende in den ersten Semestern ihres BA-Studiums. Gepaart mit der – im Vergleich zu Studierenden in höheren Semestern – erfahrungsgemäß höheren intrinsischen Motivation von Studienanfängern, ein hohes Arbeitspensum zu absolvieren, um sich in die akademische Welt einzufinden, erlangen zeithistorische Themen ein Potenzial, das es in Lehrveranstaltungen auszuschöpfen gilt. Diese fachliche Attraktivität in den Augen der Studierenden kann zudem positiv um die personelle Komponente ergänzt werden: Als junge Lehrkraft ist man noch näher am Publikum dran, quasi in der Konstellation „Nachwuchs unterrichtet Nachwuchs“.

Eine meiner Lehrveranstaltungen, „Zeitgeschichte und Geschichtskultur“ im BA-Modul „Theorien und Methoden der Geschichtswissenschaft“, hat einführenden Charakter und verfolgt im Allgemeinen drei Ziele: In ihrem propädeutischen Teil vermittelt sie grundlegende Arbeitstechniken der geschichtswissenschaftlichen Disziplin; in ihrem inhaltlichen Teil gibt sie einerseits einen Überblick über Zeitgeschichte und ihre Öffentlichkeiten vor und nach 1945 im internationalen Kontext und andererseits den Studierenden die Möglichkeit, sich mit thematischen Referaten (oder anderen Arten der Sitzungsgestaltung) auszuprobieren.

Räumt einem die Pflicht, im propädeutischen Teil Handbücher, Reihen und Lexika vorzustellen, nur begrenzt Chancen ein, auf Zeitgeschichte, geschweige denn das eigene Forschungsthema, einzugehen, so verhält es sich mit der Vorstellung von Internetplattformen, dem Einüben von Rezensionen und dem Abfassen von Exzerpten schon anders. Hier lassen sich Arbeitstechniken an thematischen Beispielen zur Zeitgeschichte und ihrer Erforschung sehr fruchtbar einstudieren. Werden diese propädeutischen Fähigkeiten und Fertigkeiten zu Beginn der Veranstaltung gezielt geschult, so können die Folgesitzungen von gut recherchierten und strukturierten Referaten eigentlich nur profitieren. Allerdings erfordert diese propädeutische Schulung die Bereitschaft der Lehrperson, Rezensionen und Exzerpte nicht nur einzufordern, sondern auch zu korrigieren und in Konsultationen zu besprechen – also eine intensive Betreuung, die sich bei mir bisher glücklicherweise immer ausgezahlt hat.

Intensive Betreuung nehmen viele Studierende dankend an, ja, sie fordern sie sogar ein. Gerade in den inhaltlichen Vorbereitungen der Sitzungen, die sich zwar an der für alle verpflichtenden Lektüre orientieren, aber letztendlich von Studierenden mitgestaltet werden sollen, ist es zwingend notwendig, sich über eingesetztes Quellenmaterial, Thesen zur Diskussion und Ablauf abzusprechen. Während ein Großteil der Kommunikation über E-Mails und/oder Lehrplattformen im Internet laufen kann, ist das persönliche Gespräch in der Sprechstunde der wohl wichtigste Grundbaustein erfolgreicher Sitzungen – jedenfalls von solchen, die der Diskussion von Quellen zum Umgang mit Vergangenheit im internationalen Kontext genügend Spielraum für Multiperspektivität, Pluralität und Kontroversität einräumen. Die Rückmeldungen von Studierenden, sie fühlten sich in Diskussionen ernst genommen und hätten gerade durch die Verbindung von Pflichtlektüre, Referat und Diskussion Wesentliches für ihr

Studium gelernt, bestätigen, dass – abseits von Anfängerglück und glücklichem Händchen in den Sitzungsleitungen – die Konzeption und didaktische Durchführung dieser Lehrveranstaltung recht erfolgreich sind.

Ich halte fest: Anfängerglück, eine durchdachte Konzeption – die übrigens immer auch mit Kollegen und Vorgesetzten abgestimmt werden sollte – sowie eine engagierte Durchführung scheinen einen Lehr-/Lernerfolg fast zu garantieren. Das klingt natürlich idealistisch und ein wenig zu stark nach „ein jeder ist seines eigenen Glückes Schmied“. Dass der Teufel oft im Detail steckt, gerade bei Anfängern ohne Lehrerfahrung, dass man beim Schmieden, um bei der Metapher zu bleiben, auch ordentlich daneben hauen kann und auch mal Pech hat und Fehler macht, illustrieren die folgenden Ausführungen.

13.2. Anfängerfehler

Auf den zweiten Blick schaffen die oben beschriebenen Rahmenbedingungen nicht nur Voraussetzungen für Anfängerglück, sondern ebenso auch Quellen für typische Anfängerfehler. So mögen viele Neulinge im Geschichtsstudium motiviert sein, andere wenige sind es nicht oder bringen nur eine zweifelhafte Studierfähigkeit mit. Kurz gesagt: Das Publikum der akademischen Lehre bringt unterschiedlichste Lernvoraussetzungen mit, sodass Lehrende oft vor der Herausforderung stehen, intern differenzieren zu müssen. Ohne Zweifel sollten Studierende als Individuum gefordert und gefördert werden, schließlich gehört ein Hochschulstudium nach wie vor zum persönlichen Reifeprozess. Doch anlässlich der kontinuierlichen Verschulung der Lehrinhalte im Zuge der Modularisierung ist zu fragen, wie weit man hier gehen kann. Denn die Kompetenz, innerhalb einer Lerngruppe noch einmal individuell zu differenzieren, erlernen selbst Lehrerinnen und Lehrer frühestens im Referendariat, um sie dann im Lehralltag zu verfeinern. Wie also können Promovierende, die vor diesem Hintergrund als Laien erscheinen müssen (selbst wenn sie ein Erstes Staatsexamen haben), der Forderung nach niedrigsten Abbrecherquoten nachkommen?

Die Antwort darauf muss ich schuldig bleiben. Dieses Problem ist gleichsam die Crux der Umstellung auf Bachelor und Master und gehört nicht hier, sondern in den entsprechenden Hochschulgremien diskutiert. Allerdings ist

es mitverantwortlich für einige der Fehler, die man als Nachwuchslehrkraft machen kann. Wahrscheinlich spendet die Erkenntnis wenig Trost, aber gleich, wie sehr man sich in der Betreuung der Studierenden anstrengt, einige werden leider immer auf der Strecke bleiben müssen. In einem Abwehrreflex würde ich das aber nicht als persönliches Versagen, sondern eher als Fehler im System werten.

Nun aber genug des Kommentars zu den Unzulänglichkeiten der Universität im Umbruch und hin zu den Fehlern, die vermeidbar sind – oder die man machen muss, um mit der Lehraufgabe zu wachsen. Als Erstes sei erwähnt, dass aus der durchaus positiven Konstellation „Nachwuchs unterrichtet Nachwuchs“ schnell auch eine eher negative Dynamik „Anfänger unterrichtet Anfänger“ entstehen kann. Das heißt, Studierende nehmen der Nachwuchslehrkraft ihre Anfängerfehler übel und fühlen sich mit ihren Bedürfnissen nach Orientierung, Wissensvermittlung und Transparenz bei ihr schlecht aufgehoben. Hier sollte man sich nicht aus der Ruhe bringen lassen, Gesprächsbereitschaft signalisieren und zu der eigenen Konzeption der Lehrveranstaltung stehen, im Zweifelsfall mit der Unterstützung von Kollegen und betreuenden Professoren.

Eine zweite Problemlage besteht in der theoretischen Schulung der Studierenden. Geschichtstheorie, ihre philosophischen Grundlagen und die verschiedenen Methoden der Historiografie laufen gerade in den modularisierten Studiengängen Gefahr, vernachlässigt zu werden. An die Stelle von Originaltexten – und nur diese können die theoretischen Ansätze grundlegend vermitteln – treten Überblicksdarstellungen zur Theorie und Praxis von Geschichtswissenschaft, welche die intensive und notwendige Auseinandersetzung mit anspruchsvoller Theorie überflüssig erscheinen lassen. Als Nachwuchsforscher mit eigenem Forschungsprofil gerät man hier schnell in den Konflikt zwischen machbarer und unerlässlicher theoretischer Schulung. Eine Dysbalance, die zu viel Gewicht auf Theorie legt, überfordert und frustriert die Studierenden. Es kommt, wie so oft, auf die richtige Mischung von Originaltexten, Überblicksliteratur und thematischer Anbindung an, für die es kein Patentrezept gibt. Positive Erfahrungen habe ich damit gemacht, kurze und prägnante Originaltexte ausführlich diskutieren zu lassen, Überblickstexte über einen längeren Zeitraum intensiv lesen und zur Präsentation vorbereiten zu lassen, um sich schließlich in einer speziell dazu designierten Sitzung zur Relevanz und Praxistauglichkeit auszutauschen und klar zu werden.

Das Thema Lesen bringt mich zur Problematik des Lesepensums. Studienanfänger bringen im Allgemeinen eine ähnliche Lese- und Schreibfertigkeit mit ins Studium wie Fahranfänger in den Straßenverkehr: Wo der Führerschein zur motorisierten Teilnahme am Straßenverkehr berechtigt und doch nichts über die Qualität der Fahrtauglichkeit aussagt, da berechtigt das Abitur zwar zum Hochschulstudium, doch Lesen und Schreiben im wissenschaftlichen Sinne können trotzdem die wenigsten. Effektives Lesen und ausdrucksstarkes, anschauliches Schreiben aber sind zwei konstitutive geisteswissenschaftliche Fertigkeiten, deren Ausbildung im Studium nicht zu kurz kommen darf. Gerade deshalb sollte man Studierende nicht mit zu viel Text überfordern, weder in der Rezeption noch in der Produktion. Hier haben sich explizite Aufgabenstellungen zum Lesen und Schreiben bewährt, um die Studierenden an die jeweiligen Techniken heranzuführen und ein Pensum zuzumuten, das zur sinnvollen Vorbereitung auf die Sitzungen zu bewältigen ist.

Allerdings bleibt immer noch das Problem, wie zu überprüfen ist, ob die Texte auch gelesen worden sind – wenn man nämlich selbst neben dem Referenten die einzige Person ist, die sich im Thema auskennt, wirkt sich das auf den potenziellen Erkenntnisgewinn der Teilnehmer eher negativ aus. Schimpfen nützt hier wenig, wichtiger sind sachliche und deutliche Worte dazu, wie der Lernprozess in der Veranstaltung organisiert ist. Außerdem sollte man auch alle zu lesenden Texte in der Sitzung behandeln, denn nichts wirkt sich kontraproduktiver aus, als die vormalig als wichtig deklarierten Texte durch scheinbare Ignoranz unwichtig zu machen und damit die vorbereiteten Studierenden zu enttäuschen. Letztendlich führt der Verweis auf das Vertrauen in die Studierenden, ihre Ernsthaftigkeit im Studium und den eigenen professionellen Anspruch weiter als Drohungen mit Kontrolle – der Weg über die sachliche Autorität ist zwar länger, dafür erreicht er im Gegensatz zum Weg über die hierarchische Autorität öfter sein Ziel.

Wenn die Zeit fehlt, über wichtige Texte und Themen zu sprechen, dann ist das ein klares Signal für ein unzureichendes Sitzungsmanagement. Selbst in penibelst durchgeplanten Sitzungen kann einem die Zeit durch die Hände rin- nen, und oftmals sind solche Erfahrungen heilsam für die weitere Vorbereitung. Doch die Ausnahme sollte nicht zur Regel werden, denn sonst gerät man nicht nur in Verzug, man verscherzt es sich auch mit den Studierenden und – wenn es ganz schlimm kommt – auch mit den Kollegen im Modul. Als kleine Grund-

regel gilt, dass eine Sitzung eigentlich immer länger dauert als geplant und man deshalb eher mit weniger als mit mehr Stoff besser beraten ist. Es ist wichtig, das Ziel und den Ablaufplan der Sitzung zu formulieren und dabei nicht die kleinen formalen Nebensächlichkeiten zu vergessen, die wertvolle Minuten in Anspruch nehmen (Anwesenheit, Nachfragen, Verteilung von Referaten etc.). Falls man doch nicht durchkommt, ist es durchaus legitim, ein wenig zu überziehen oder Diskussionen zu vertagen, aber es sollte, wie gesagt, nicht zur Regel werden.

Die letzte, aber nicht unwichtige Fehlerquelle sind die Referate. Mal sind sie zu lang, mal zu kurz, oft kommen sie ohne Quellen aus, und die Thesen eignen sich häufig nicht wirklich zur Diskussion. Im Grunde machen es die Studierenden ihren Lehrenden in Referaten nie recht, weshalb diese Form der Sitzungsgestaltung wohl aus vielen Bachelor-Veranstaltungen herausgefallen ist. Doch woher soll der Nachwuchs sonst lernen, sich zu präsentieren, sich mit seinen rhetorischen Fähigkeiten auszuprobieren und sich der Diskussion von Forschungs- und Rechercheergebnissen zu stellen? Referate sind also wichtig für den Reifeprozess von Studienanfänger und dürfen ruhig Eingang in die Konzeption von Lehrveranstaltungen finden. Als Lehrkraft tut man in diesem Fall gut daran, die eigenen Anforderungen an Referate möglichst deutlich am Beginn des Semesters zu präsentieren, die jeweiligen Referatsideen der Referenten mit ihnen in der Sprechstunde zu beraten und ihnen im Anschluss an ihr Referat ein konstruktives Feedback zu geben.

13.3. Tipps und Ausblick

Die akademische Lehre steckt voller Herausforderungen, so viel sollte deutlich geworden sein, aber sie hält mindestens ebenso viele Belohnungen bereit. Auch wenn man die eigene Forschung mit den Lehrverpflichtungen nicht unbedingt nach dem Humboldtschen Ideal verknüpfen kann, so verschafft sie einem doch das Gefühl von gesellschaftlicher Relevanz und persönlichem geistigen Wachstum. Die Verpflichtung zur Lehre jedenfalls sollte niemanden, der zukünftig promoviert davon abhalten, sein Promotionsprojekt zur deutsch-deutschen Zeitgeschichte an einer Universität anzusiedeln. Aus Anfängern werden schließlich früher oder später routinierte Lehrkräfte, und das ist doch ein lohnenswerter Ausblick.

Damit die Lehrveranstaltungen vom Anfängerglück profitieren können, seien an dieser Stelle mit Bezug auf meine obigen Ausführungen sieben Tipps aufgelistet, um die typischen Anfängerfehler zu vermeiden:

1. Lehren heißt Verantwortung übernehmen. Sei verantwortungsbewusst, konsequent, ernsthaft und professionell.
2. Lerne dich selbst einschätzen, um Überforderungen zu verhindern.
3. Nimm deine Studierenden ernst. Nur dann kannst du von ihnen Respekt, Kooperation und Leistungsbereitschaft erwarten – und ganz nebenbei auch deinen Horizont erweitern.
4. Eine engagierte Betreuung verschafft dir Respekt bei deinen Studierenden. Stelle klar, dass dieses intensive Arbeiten auf Gegenseitigkeit beruhen sollte.
5. Konzipiere deine Lehrveranstaltung nach einem klaren Anspruch, der weder dich noch deine Studierenden überfordert. Sei dir des schwierigen Balance-Akts bewusst, den du in der Zusammenstellung von Theorie, Überblickstexten und Quellen meisterst.
6. Bereite dich gründlich auf jede einzelne Sitzung vor. Dazu gehört die Konsultation mit deinen Studierenden in der Sprechstunde genauso wie deine Hilfesuche bei erfahrenen Kollegen.
7. Reagiere flexibel auf Probleme bei der Durchführung, aber verliere dabei deinen Anspruch nicht aus den Augen.

Diese sieben Tipps sind nicht als Erfolgsrezept zu verstehen, sondern als erste generelle Orientierungspunkte in der Lehre. Sie sollen einen möglichen Weg zu eigenen Lehrveranstaltungen markieren. In Analogie zu eigenen Forschungsprofilen mögen auf diese Weise auch eigene Lehrprofile entstehen.

Promotion und [prə'məʊʃ(ə)n]

14. Publikationsorientiertes Schreiben

Welche Bedeutung hat das Schreiben innerhalb des geschichtswissenschaftlichen Forschungsprozesses? Welche Teilelemente der wissenschaftlichen Textproduktion lassen sich identifizieren? Wie können diese reflektiert und optimiert werden? Worauf ist im Schreibprozess besonders zu achten, um die spätere Publikation zu erleichtern? Wie könnten spezifisch zeitgeschichtliche, die Medienvielfalt des 20. Jahrhunderts einbeziehende Darstellungsmodi aussehen?

„Werdegang des Schreibenden: Im Anfang ist man's ungewohnt und es geht darum wie geschmiert. Aber dann wird's schwerer und immer schwerer, und wenn man erst in die Übung kommt, dann wird man mit manch einem Satz nicht fertig.“ (Kraus 1985: 54)

14.1. Geschichtsschreibung lehren und lernen: Plädoyer für ein professionelleres Schreiben

Als ich mich vor einigen Jahren in der Endphase meiner Dissertation befand, hörte ich in einem Kolloquium an der Universität Bielefeld den Vortrag einer auswärtigen Doktorandin. In der Diskussion verblüffte sie mich und andere mit der keineswegs ironisch gemeinten Bemerkung, ihre Arbeit sei im Grunde fertig, sie müsse „nur noch geschrieben werden“. Im Herbst 2007 ist das Buch dieser Doktorandin nun erschienen – mindestens sechs Jahre nach dem erwähnten Kolloquium. Es mag wichtige fachliche oder persönliche Gründe gegeben haben, die einer früheren Fertigstellung im Wege standen. Irreführend ist auf jeden Fall die Annahme, das Schreiben sei ein sachlich und zeitlich abzutrennendes Element, eine der Forschung gleichsam äußerliche und nachgelagerte

Phase. Das Ziel des vorliegenden Beitrags ist es, den engen Zusammenhang von Forschungs- und Schreibprozess zu betonen und die Publikation – als gewünschtes Ergebnis dieses Prozesses – dabei von Anfang an mitzudenken.

Zu Recht hat der Wissenschaftshistoriker Hans-Jörg Rheinberger darauf hingewiesen, dass das Schreiben in den Geisteswissenschaften „die wichtigste Quelle des Neuen“ bildet. Es ist, so Rheinberger, „selbst ein Experimentalsystem. Es ist eine Versuchsanordnung. Es ist nicht nur ein Aufzeichnen von Daten, Tatbeständen und Ideen. Es ist auch nicht einfach der billige Ersatz für die lebendige Rede. Es ist nicht einfach das transparente Medium der Gedanken. Es gibt den Gedanken eine materielle Verfassung – und zwar eine, die das Entstehen von Neuem ermöglicht.“ (Rheinberger 2007)

Oft fällt es schwer, vermeintlich längst Durchdrungenes in eine adäquate Gliederung zu überführen, prägnante Kapitelüberschriften zu formulieren und der Darstellung insgesamt die nötige Kohärenz und Überzeugungskraft zu verleihen. Doch erst wenn dies gelingt, lässt sich von guter (geisteswissenschaftlicher) Forschung sprechen, denn es ist die Solidität und Prägnanz der Darstellung, die eine Arbeit – gerade eine Dissertation – für andere interessant und kommunikativ anschlussfähig macht.

Geht man von der zentralen Bedeutung des Schreibens aus, so ist es einigermaßen schwer verständlich, dass zumindest die deutsche Geschichtswissenschaft dem Lehren und Lernen der damit verbundenen Anforderungen lange Zeit kaum Beachtung geschenkt hat. Noch in den jüngsten zeitgeschichtlichen Einführungen – von Horst Möller und Udo Wengst (2003) bzw. von Gabriele Metzler (2004) – finden sich dazu keine eigenen Kapitel. Erstaunlich ist diese Lücke auch insofern, als die Narrativität der Geschichtsschreibung in den theoretischen und methodologischen Debatten der letzten zwei bis drei Jahrzehnte (wieder) verstärkt Aufmerksamkeit gefunden hat. Offenbar sind die Werke prominenter ausländischer Historikerinnen und Historiker wie Natalie Zemon Davis, Hayden White und Carlo Ginzburg jedoch primär als theoretische Herausforderungen verstanden worden, während mögliche Konsequenzen für die Pragmatik der (deutschen) Geschichtsschreibung nicht genauer ins Blickfeld rückten. Etwas polemisch formuliert: Die genaue Dekonstruktion von „Meistererzählungen“ wurde zum Modethema, während zu den Grundelementen des historisch-analytischen Erzählens und des wissenschaftlichen Schreibens keine ähnlich umfangreiche Literatur entstand. Auch zwischen den

verdienstvollen, aber recht abstrakten geschichtstheoretischen Entwürfen etwa von Arthur C. Danto, Reinhart Koselleck, Jörn Rüsen, Frank Ankersmit und Paul Ricoeur einerseits sowie den „Praktikern“ andererseits klappte zumindest in der Bundesrepublik ein tiefer Graben. Auffälligerweise war der von Wolfgang Schmale herausgegebene, nach wie vor nützliche „Schreib-Guide Geschichte“ von 1999 die Adaption eines zuerst 1987 in den USA erschienenen Werks (Steffens et al. 1987). Mit Recht fragte Schmale im Vorwort: „Die Bestimmung der Papsturkunde wird mit einigem Aufwand im Proseminar gelehrt, aber wer bringt Ihnen das Geschichte-Schreiben bei?“ (Schmale 1999: 11)

Neuerdings scheint das hier betonte Defizit nun doch stärker aufzufallen. Dies hat verschiedene Gründe und Aspekte – studiengangsbezogene, innerwissenschaftliche und verlagswirtschaftliche (und eventuell noch weitere). Im Geschichtsstudium, der erste Aspekt, werden seit der Umstellung auf Bachelor- und Master-Studiengänge anwendungsbezogene ‚Kompetenzen‘ und ‚Fertigkeiten‘ betont. Es ist von vornherein klar, dass nur ein kleiner Teil der Absolventinnen und Absolventen im engeren Sinne fachwissenschaftlich arbeiten wird; deshalb sollen sie im Studium das Schreiben als vielseitig einsetzbare ‚Schlüsselqualifikation‘ erlernen. Dies ist unbedingt zu begrüßen, birgt aber eine gewisse Gefahr, dass das Schreiben vorrangig im Hinblick auf Arbeitsmarktchancen gelehrt und gelernt wird, während die Verbindung zu fachspezifischen Fragen der Geschichtstheorie auf der Strecke zu bleiben droht.¹

Innerwissenschaftlich, der zweite Aspekt, erweist es sich zunehmend als Hemmnis guter Forschung, dass die Komplexität wissenschaftlichen Schreibens bisher nicht adäquat vermittelt wird. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht, dass das Institut für Zeitgeschichte für September 2007 erstmals zu einem Schreibseminar für junge Historikerinnen und Historiker eingeladen hat. Die Initiatoren Thomas Schlemmer und Hans Woller haben die Ziele so eindringlich beschrieben, dass es unbedingt zitiert zu werden verdient:

„Die Universitäten vermitteln zwar die Grundlagen wissenschaftlichen Arbeitens, während auf die sprachliche Präsentation der Forschungsergebnisse nicht zuletzt deshalb weniger Wert gelegt wird, weil diesbezügliche Schulungen

1 Diesen Eindruck hinterlässt etwa der auf Bedürfnisse von Bachelorstudenten/-innen zugeschnittene Artikel von Krüger (2008). Nicht allein auf die Geschichtswissenschaft bezogen, aber sehr gewinnbringend ist hingegen der Aufsatz von Sommer (2007).

sehr zeitaufwendig sind und deshalb von den Lehrstühlen nicht mehr geleistet werden können. Die Initiative des Instituts für Zeitgeschichte setzt bei diesen Defiziten an. Das Seminar soll die Sprach- und Darstellungskompetenz jüngerer Historikerinnen und Historiker stärken, ihr diesbezügliches Problembewusstsein wecken und ein Forum bieten für die praktische Einübung der entsprechenden darstellerischen Techniken. Ziel ist mit anderen Worten: gutes wissenschaftliches Schreiben zu lehren. Die Redakteure der Reihen des Instituts und insbesondere die Redaktion der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte haben laufend mit Manuskripten zu tun, die zwar wissenschaftlich hochwertig sind, aber im Hinblick auf die sprachliche Gestaltung oft sehr zu wünschen übrig lassen.“ (Schlemmer/Woller 2007: 187f.)

Dieser Aufruf ist voll zu unterstützen, allerdings mit zwei ergänzenden Hinweisen: Ein sprachlich mangelhafter Text kann nicht wissenschaftlich hochwertig sein (hier mussten die Kollegen wohl diplomatisch formulieren), und die Probleme sind nicht allein auf den wissenschaftlichen Nachwuchs beschränkt (der für solche Seminare natürlich leichter zu erreichen ist).

Schließlich, als dritter Aspekt, gibt es noch eine verlagswirtschaftliche Ebene der genannten Defizite. Deutsche Verlage lassen sich nicht selten auf ökonomisch riskante Lizenzgeschäfte mit englischen und amerikanischen Verlagen und Autoren ein. Da die Wissenschaftsprosa deutscher Historikerinnen und Historiker oft zu schwerfällig und damit schwer verkäuflich sei, werden vielfach lieber angloamerikanische Werke übersetzt. Entscheidungsträger von Verlagen weisen darauf hin, dass die Schreibausbildung im deutschen Geschichtsstudium zu wenig vorkomme, während sie im Ausland stärker gepflegt werde – was sich letztlich auch bei den Manuskriptangeboten niederschläge. Politisch ganz unkorrekt und bewusst polemisch fragte Jörg Später (2007), selbst promovierter Historiker, in der „Süddeutschen Zeitung“: „Können britische Historiker besser schreiben – etwa so wie Schwarze schneller laufen können?“ Die Frage ist insofern ernst zu nehmen, als sie den Blick auf Vermarktungsmechanismen historischen Wissens lenkt, besonders aber auf die Möglichkeitsbedingungen lesbarer, nicht nur an enge Fachkreise gerichteter Geschichtsschreibung.

Nach diesen ersten Beobachtungen soll es im zweiten Teil darum gehen, *Geschichtsschreibung* als integralen Bestandteil von *Geschichtsforschung* zu bestimmen, also die These des eingangs zitierten Hans-Jörg Rheinberger etwas zu spezifizieren. Im dritten Teil möchte ich überlegen, was der enge

Zusammenhang von guter Forschung und guter Historiografie speziell für die Zeitgeschichte heißen könnte. Es versteht sich, dass dies alles hier nur in kursorischer Form möglich ist – mit dem Ziel, für derartige Fragen überhaupt erst Aufmerksamkeit zu erzeugen. Ausgeblendet sind im Folgenden insbesondere viele Aspekte, die mit der Geschichte der Geschichtsschreibung zusammenhängen:

- die Veränderungen der äußeren Formen (Umfang, Aufbau, Verweissysteme etc.),
- der Wandel der als wissenschaftlich triftig erachteten Rationalitätskriterien und analytischen Kategorien,
- die veränderten sozialen und institutionellen Rahmenbedingungen, unter denen Geschichtsschreibung entsteht,
- die wechselnden Konjunkturen gerade der Zeitgeschichte in Medien, Wissenschaftssystem und Öffentlichkeit.²

Eine hinreichend komplexe Geschichte der deutschen Zeitgeschichtsforschung, die zugleich eine Geschichte der Zeitgeschichtsschreibung sein müsste, liegt bisher nicht vor – auch dies ein Thema für (mindestens) eine Dissertation.

14.2. Geschichtsschreibung ist Geschichtsforschung: Plädoyer für ein erweitertes Verständnis wissenschaftlicher Textproduktion

Das Schreiben geschichtswissenschaftlicher Arbeiten beginnt und endet nicht beim Schreiben. Dies klingt zunächst paradox; gemeint ist damit, dass die manuelle Handlung des *Schreibens im engeren Sinne* nur einen Teilschritt des *Schreibens im weiteren Sinne* bildet. Um Letzteres, also um den Gesamtzusammenhang der wissenschaftlichen Textproduktion, soll es hier gehen. Manche der folgenden Bemerkungen mögen banal erscheinen, aber gerade in der redaktionellen Kommunikation mit Autorinnen und Autoren aller Qualifikationsstufen zeigt sich immer wieder, dass auch elementare Dinge zu Missverständnissen führen können.

2 Zu diesem letzten Punkt siehe jüngst, mit unterschiedlichen Akzentsetzungen, Sabrow (2008) und Nolte (2008).

Bei Laien und auch bei Studienanfängern herrscht nicht selten eine Vorstellung des wissenschaftlichen Schreibens, die stark vom Geniekult des 19. Jahrhunderts beeinflusst ist: Der Text sei eine Emanation des Geistes, der aus der Feder auf das Papier fließe und dort so stehen bleibe, wie einmal geschrieben. Wer die Autografen berühmter Dichter, Philosophen oder Komponisten näher betrachtet, stellt jedoch rasch fest, dass dies eine Illusion ist, die mit der Realität schon früher wenig gemeinsam hatte. Anders gesagt: Je entschiedener wir uns vom Trugbild des auf Anhieb perfekten Schreibens verabschieden, desto besser schützen wir uns vor Schreibblockaden. Im „Schreib-Guide Geschichte“ heißt es dazu treffend:

„Der Schreibprozeß – von der ersten zündenden Idee bis zum abgeschlossenen Aufsatz oder Buch – erinnert eher an eine beschwipste Kurve als an eine gerade Linie – mit jeder Menge Bremsaktionen und Neustarts, Rückwärts-, Seitwärts- und Vorwärtsbewegungen. Alles in allem ein ziemliches Durcheinander!“ (Steffens/Dickerson 1999: 22)

Das Schreiben ist in aller Regel ein ebenso kreativer wie chaotischer Prozess,³ und es kommt weniger darauf an, das Chaos aus der wissenschaftlichen Arbeit zu verbannen, als die darin enthaltenen kreativen Elemente produktiv und professionell zu nutzen. Die elektronische Textverarbeitung ermöglicht es immerhin, die Spuren des Chaos später zu tilgen, aber vor dem Irrtum, einmal sauber Getipptes für vollendet zu halten, können wir uns nur selbst schützen.

Auch wenn der Schreibprozess kein linearer Vorgang aufeinanderfolgender Einzelschritte ist, so empfiehlt es sich doch, bestimmte Teilelemente auseinanderzuhalten, um über die unterschiedlichen gedanklichen und methodischen Operationen größere Klarheit zu gewinnen.

Fragen stellen, Assoziationen entwickeln, Ziele definieren: Eine „klare Fragestellung“ sei „das erste Gebot jeder echten Geschichtsforschung“, bemerkte Marc Bloch (1985: 53) in seinem programmatischen Essay „Apologie der Geschichte oder Der Beruf des Historikers“.⁴ Dies ist nicht ganz so selbstverständlich, wie es vielleicht klingt – gerade bei manchen Dissertationsprojekten

3 Siehe im Hinblick auf Dissertationen etwa Meuser (1994/2000).

4 Die französische Erstausgabe erschien posthum 1949. Inzwischen liegt auch eine verbesserte deutsche Ausgabe mit leicht geändertem Titel vor: *Apologie der Geschichtswissenschaft oder Der Beruf des Historikers*. Nach der von Etienne Bloch edierten frz. Ausg. hrsg. von Peter Schöttler, Stuttgart 2002, 2., rev. Aufl. 2008.

hat man den Eindruck, dass der Ausgangspunkt keine Frage war, sondern ein Gegenstand oder ein bisher unbearbeitetes Quellenkorpus. Um sich selbst und anderen erklären zu können, wozu die ausführliche Beschäftigung mit einem Thema dienen soll, was daran reizvoll und forschungsrelevant sein mag, ist es aber unerlässlich, die Fragen offenzulegen, auf die die Arbeit antworten soll. Entscheidend ist dies nicht nur, um später Leser zu gewinnen und zu überzeugen, sondern auch, um eine größere Leitlinie im Schreibprozess zu haben und mit ihrer Hilfe mögliche Durststrecken zu überwinden. Die Fragen können zunächst eher unpräzisen, ungeordneten oder assoziativen Charakter haben; das Ziel der weiteren Arbeit wird es dann sein, sie genauer einzugrenzen und zu operationalisieren – um ganz am Ende eines Projekts schließlich wiederum neue und andere Fragen stellen zu können.

Bibliografieren, Recherchieren: Gute wissenschaftliche Fragen resultieren meist nicht aus freier Inspiration, sondern aus eingehender Beschäftigung mit Literatur und Quellen – insofern besteht eine Interdependenz zwischen Fragen und Gegenständen. Wer sich mit der Forschungs- und Quellenlage auf einem bestimmten Gebiet zumindest in Umrissen auskennt, der wird häufig auf ein breites Spektrum weiterführender Fragen stoßen. Dies bedeutet zugleich, dass man auf der Suche nach lohnenden Forschungsthemen erst einmal Vorleistungen erbringen muss: An welche Literatur lässt sich anknüpfen? In welchen Archiven sind geeignete Quellen zu vermuten? Können die Quellen mit vertretbarem Aufwand beschafft und ausgewertet werden? Welche Ansprechpartner gibt es, die bei der Einarbeitung in ein neues Thema behilflich sein können? Sind Auslandsreisen, zusätzliche Sprachkenntnisse oder Übersetzungen erforderlich? Solche und weitere Fragen fließen in der Regel in einen Projektantrag ein, müssen also schon vor Beginn der Hauptarbeit geklärt werden. Andererseits gehören sie zur wissenschaftlichen Textproduktion unbedingt hinzu, da hier wichtige Vorentscheidungen für die Anlage der späteren Arbeit fallen und auch erste Textbausteine entstehen, auf die man später zurückgreifen kann.

Exzerpieren, Analysieren (Literatur- und Quellenarbeit): In der Auswertung von Quellen und Literatur, also in der Überprüfung von Hypothesen am Material, wird oft der Kern geisteswissenschaftlicher und speziell historischer Forschung gesehen („Vetorecht der Quellen“). Und tatsächlich handelt es sich hier um einen für die Wissenschaftlichkeit der Geschichtsschreibung

unverzichtbaren Schritt, der deshalb in allen Methodenlehren seit Droysen und Bernheim einen zentralen Stellenwert besitzt. Die kompetente Anwendung und ggf. Weiterentwicklung der jeweils adäquaten Methoden legitimiert die Geschichtswissenschaft als gesellschaftliches Subsystem, das gegenüber methodisch weniger rigiden Veröffentlichungen in den Massenmedien einen Mehrwert besitzt. Freilich bedeutet das Ethos und Pathos der Wissenschaftlichkeit für Historikerinnen und Historiker auch eine Last: Stellt sich heraus, dass sie unsauber gearbeitet haben (zum Beispiel durch falsches Abschreiben eines wichtigen Zitats), kann dies das rasche Ende ihrer inner- und außerwissenschaftlichen Reputation bedeuten. Schon deshalb empfiehlt sich gerade bei den „Vorprodukten“ späterer Buch- und Aufsatztexte größtmögliche Sorgfalt. Damit eine Chance besteht, die eigenen Exzerpte, Notizen und Zitate später überhaupt noch sinnvoll nutzen zu können, ist zudem der Aufbau eines Ordnungssystems unverzichtbar. Ob man dafür ein computergestütztes Literaturverwaltungsprogramm benutzt oder die ältere, von Niklas Luhmann (1981) wunderbar beschriebene „Kommunikation mit Zettelkästen“, ist sekundär – Hauptsache, es funktioniert.

Gliedern, Konzipieren: Haben sich die eigenen Fragen und Hypothesen in der Beschäftigung mit Quellen und Literatur hinreichend konsolidiert, sollte so früh wie möglich eine Gliederung entworfen werden. Ziel dieses Schritts ist es, zum einen die bisherige Arbeit zu bilanzieren und zu systematisieren, zum anderen das Schreiben im engeren Sinne möglichst gut vorzustrukturieren. Neben der Grobgliederung in Kapitel und Unterkapitel empfiehlt es sich, für jeden Abschnitt bereits eine detailliertere Argumentationsfolge zu konzipieren. So stellt sich schon vor dem ersten eigentlichen Schreibdurchgang heraus, wo Lücken bestehen oder Redundanzen auftreten können. Darüber hinaus eignen sich Gliederungsentwürfe sehr gut zur Diskussion mit Freunden und Kollegen – eine gute Gliederung erfordert keinen großen Lektüreaufwand, sollte auch für Fachfremde nachvollziehbar sein, zwingt zur Pointierung und zu einer ansprechenden Architektur.

Schreiben (im engeren Sinne): Das Schreiben erster Manuskriptteile erscheint oft als sehr hohe Hürde, die man lange zu umgehen sucht, bis man feststellt, dass man sie letztlich doch überspringen muss. Da hilft es, sich selbst die Latte nicht zu hoch zu legen, sondern das Schreiben als eine Etappe von mehreren zu verstehen. Ist die Konzeption durchdacht, erfordert das Ausfüllen der Teil-

kapitel hauptsächlich Geduld und Durchhaltevermögen. Hier wie auch bei den anderen Elementen der Textproduktion ist es wichtig, plötzlich auftauchende Einfälle und Fragen für frühere oder spätere Arbeitsschritte möglichst in einem separaten Journal zu notieren, damit sie weder verlorengehen noch den gerade aktuellen Schreibfluss unterbrechen. Gesondert zu bedenken ist beim Schreiben schließlich die eigene Sprechhaltung, die das gesamte Werk durchziehen und den individuellen Zugang zum Thema signalisieren sollte.

Im Rückblick auf seine Dissertation „The Destruction of the European Jews“ hat Raul Hilberg anschaulich beschrieben, was damit gemeint ist:

„Wie die Deutschen kein Modell für ihre Tat hatten, so hatte ich keines für meine Darstellung. Später wurde mir jedoch bewußt, daß ich mir ordnend und schreibend etwas aneignete: Es war keine Literatur, sondern eine musikalische Komposition. [...] So mußte auch ich streng vorgehen, um meine Arbeit zu ordnen, wie Beethoven seine Musik durchdacht hatte. Zwar ist Schreiben ebenso wie Komponieren ein linearer Ablauf, aber die Literatur hat weder Akkorde noch Harmonien. Deshalb besann ich mich zunehmend auf die sparsamere Kammermusik, in der ich jedes Instrument und jede Note heraushören konnte. Schuberts *Quintett in C-Dur* [...] ließ mich erkennen, daß Kraft nicht einfach auf Fülle oder Lautstärke beruht, sondern auf ausgeprägten Kontrasten. Beethovens *Appassionata* beweist als absoluter Höhepunkt der Klaviermusik, daß eine Tastatur ein ganzes Orchester ersetzen kann. Zudem zeigte sie mir, daß ich nicht tausend Seiten lang schreien konnte, Tonstärke und Nachhall dämpfen mußte und die Spannung nur gezielt, und zwar sehr gezielt, lockern durfte.“ (Hilberg 1994: 74ff.)

Selbst wenn man hier ein gewisses Maß autobiografischer Selbststilisierung abzieht und zudem berücksichtigt, dass der Holocaust ein Extrembeispiel für alle Darstellungsfragen ist, so dürfte der Vergleich mit der musikalischen Kompositionstechnik doch sehr nützlich sein – auch im Schreibprozess geht es nicht nur um Information und Rekonstruktion, sondern zugleich um das Hervorbringen neuer Konstellationen, Einsichten und Atmosphären.

Revidieren, Diskutieren: Steht erst einmal das Rohmanuskript, kann – und muss – es an den ‚Feinschliff‘ gehen. Auch dieser Schritt sollte nicht unterschätzt werden und ist bei einem Buchmanuskript je nach Qualität der Vorarbeiten und Gesamtumfang auf jeden Fall mit mehreren Monaten zu veranschlagen. Nun müssen insbesondere die Übergänge zwischen den einzelnen Abschnitten

geglättet und alle Passagen neu formuliert werden, die den Autor oder die Autorin beim Wiederlesen selbst nicht recht überzeugen. Kritisch zu prüfen ist auch, an welchen Stellen das Manuskript eventuell durch Kürzungen noch gewinnen kann. Dazu hat sich Theodor W. Adorno in den „Minima Moralia“ eindringlich geäußert:

„Nie darf man kleinlich sein beim Streichen. Länge ist gleichgültig und die Furcht, es stehe nicht genug da, kindisch. Man soll nichts darum schon für daseinswert halten, weil es ein mal da ist, niedergeschrieben ward. Variieren mehrere Sätze scheinbar den gleichen Gedanken, so bezeichnen sie oft nur verschiedene Ansätze etwas zu fassen, dessen der Autor noch nicht mächtig ist. Dann soll man die beste Formulierung auswählen und an ihr weiter arbeiten. Es gehört zur schriftstellerischen Technik, selbst auf fruchtbare Gedanken verzichten zu können, wenn die Konstruktion es verlangt. Deren Fülle und Kraft kommen gerade unterdrückte Gedanken zugute. Wie bei Tisch soll man nicht den letzten Bissen essen, die Neige nicht trinken. Sonst macht man der Armut sich verdächtig.“ (Zit. nach Bernard/Raulff 2003: 33)

Hilfreich ist es für die Textrevision, das Manuskript halblaut zu lesen, um auch auf die Satzmelodie und den Klang der Wörter zu achten. Schließlich bietet es sich in dieser Phase an, einzelne Kapitel in Kolloquien vorzustellen, um rechtzeitig noch einmal die Plausibilität und Wirkung zentraler Thesen zu testen.

Kontrollieren: Ist die inhaltliche Seite im Wesentlichen abgeschlossen, so ist als weiterer Arbeitsgang das Korrekturlesen erforderlich. Sind alle Namen und Daten korrekt angegeben? Sind die Anmerkungen vollständig und einheitlich? Entsprechen die Überschriften im Inhaltsverzeichnis denen im Text? Sind alle benutzten Quellen und Archive angegeben? Diese und ähnliche Fragen müssen konsequent geklärt werden. Um noch einmal Adorno zu zitieren:

„Keine Verbesserung ist zu klein oder geringfügig, als daß man sie nicht durchführen sollte. Von hundert Änderungen mag jede einzelne läppisch oder pedantisch erscheinen; zusammen können sie ein neues Niveau des Textes ausmachen.“ (Ebd.)

Natürlich dachte Adorno hier nicht primär an Dissertationen, aber der Rat gilt im Grunde für jede Textsorte. Wie bereits erwähnt, spielen die Kleinigkeiten in geschichtswissenschaftlichen Arbeiten sogar eine besondere Rolle, da sie wichtige Indizien für die Glaubwürdigkeit und Gründlichkeit einer

Historikerin oder eines Historikers sind. Wenn spätere Leser zum Beispiel feststellen, dass bestimmte Namen falsch oder uneinheitlich geschrieben sind, mögen sie sich fragen, wie es mit der Zuverlässigkeit des Werks insgesamt bestellt ist.

Publizieren, Vermarkten: Im Falle von Dissertationen ist dieser Schritt dem universitären Promotionsverfahren nachgelagert. Dennoch sollte man ihn beim Schreibprozess von vornherein mitbedenken, um spätere, zeitaufwändige und oft privat zu finanzierende Überarbeitungsphasen zu vermeiden.⁵ Soll das Werk ein eng definiertes Fachpublikum erreichen, oder richtet es sich auch an die historisch interessierte Öffentlichkeit? Muss die Arbeit tatsächlich 800 Seiten umfassen (was den Druckkostenzuschuss in die Höhe treibt und Leser abschreckt), oder lässt sich das Entscheidende auch auf 300 Seiten darstellen? In welches Verlagsprofil würde sich das Werk am besten einfügen, und sind für diesen Wunschverlag bestimmte Vorgaben zu beachten? Wer nach der Dissertation weiter wissenschaftlich arbeiten möchte, sollte auf die Wahl eines renommierten Verlags großen Wert legen, während für andere Autoren eine Internetveröffentlichung die schnellere und preiswertere Alternative sein mag. Unabhängig davon, welche Publikationsstrategie man wählt, ist der Weg der Textproduktion auch damit noch nicht an sein Ende gelangt: In der Regel erwarten die Universitäten und Verlage, dass der Autor als bester Kenner seines Werks selbst ein Abstract, einen Werbe- und einen Klappentext verfasst sowie mögliche Rezensionsorgane benennt. Und noch im Vorfeld der Veröffentlichung muss der nun längst erschöpfte Doktorand oft eine prägnante Zusammenfassung seiner Arbeit schreiben, um damit einen Druckkostenzuschuss einzuwerben. Zu rechnen ist vor der Publikation schließlich – besonders bei Zeitschriftenaufsätzen – mit Bedingungen oder Empfehlungen von Gutachtern zur Überarbeitung eines Manuskripts. Nicht selten stößt dies bei Autorinnen und Autoren auf Unwillen, und natürlich können sich auch Gutachter irren – aber die Möglichkeit einer Qualitätskontrolle vor der Veröffentlichung (Peer Review) sollte nicht geringgeschätzt werden.

Wir haben nun im Schnelldurchlauf verschiedene Phasen oder besser Elemente der wissenschaftlichen Textproduktion betrachtet – ein Prozess, der

5 Wie Knorr (2001) betont, gehören zu den wichtigen Vorentscheidungen auch technische Fragen wie die Wahl der optimalen Software.

bei einer Monografie bekanntlich mehrere Jahre dauert und viele anfangs unerwartete Um- und Abwege eröffnen kann. Trotz aller inhaltlichen, sozialen und finanziellen Schwierigkeiten birgt das wissenschaftliche Schreiben letztlich auch viel Kreatives, Bereicherndes, ja manchmal Berausches, was für die Mühen entschädigt. Während die bisherigen Ausführungen auf die Geschichtswissenschaft insgesamt bezogen waren, möchte ich im abschließenden Teil kurz skizzieren, worin heute eine genuin zeitgeschichtliche Argumentation und Textproduktion bestehen könnte.

14.3 Zeitgeschichte schreiben und publizieren:

Plädoyer für ein spezifisch zeitgeschichtliches Argumentieren

Jahrzehntlang ist die Zeitgeschichtsforschung, wie andere Teildisziplinen der Geschichtswissenschaft auch, logozentrisch orientiert gewesen: Sie gewann ihre Erkenntnisse ganz überwiegend aus Akten, Presseartikeln, Redetexten, Büchern etc. Neuerdings hat sich dies insofern geändert, als die Zeitgeschichtsforschung ihr Augenmerk verstärkt auch auf Fotografien, Filme, Plakate, Karikaturen, Postkarten und andere Bildmedien richtet (vgl. Paul 2006). Dabei handelt es sich jedoch zum größten Teil um eine thematische Verschiebung in Richtung Kultur- und Mediengeschichte, weniger hingegen um eine epistemologische Neubestimmung der Zeitgeschichte. Was es für die Forschung und auch für ihre Publikationsgewohnheiten bedeuten könnte, das 20. Jahrhundert in einem umfassenden Sinne als Zeitalter der Audiovision zu begreifen, ist noch kaum diskutiert worden (vgl. Lindenberger 2004). Leistungsfähige Internetforen wie Spiegel-online und die Portale der großen Fernsehsender haben längst die Lücke erkannt und gefüllt, die zwischen dem lebensweltlichen Geschichtsinteresse ihres Publikums und den Angeboten der akademischen Zeithistorie klafft – mit großer inhaltlicher und technischer Professionalität, aber ohne die selbstreflexiven und theoretischen Elemente, die zu einer spezifisch wissenschaftlichen Beschäftigung mit Zeitgeschichte hinzugehören würden.

Nun kann man dies Anbietern, die letztlich kommerziellen Kriterien oder einem sehr breiten Bildungsauftrag verpflichtet sind, kaum vorwerfen. Umgekehrt ist es der Zeitgeschichtsforschung auch nicht zu empfehlen, ihre methodischen Standards zu reduzieren und mit den Medienkonzernen um

Nutzerzahlen zu konkurrieren. Eine Arbeitsteilung wird hier weiterhin legitim und notwendig sein. Dennoch muss sich die Zeitgeschichtsforschung fragen lassen, ob in ihrer Publikationspraxis nicht doch Innovationsbedarf besteht – und zwar nicht in erster Linie, um einen größeren Adressatenkreis zu erreichen, sondern um ihre eigenen wissenschaftlichen Standards auszubauen.

Betrachtet man große und unbestreitbar verdienstvolle zeitgeschichtliche Synthesewerke der letzten Jahre, so fällt auf, dass die Art der Textkomposition – natürlich nicht der Inhalt – weitgehend den etablierten Konventionen der historistischen Geschichtswissenschaft folgt. Band 4 von Hans-Ulrich Wehlers „Deutscher Gesellschaftsgeschichte“ (2003) besteht zum Beispiel aus 994 Textseiten ohne jede Abbildung, unterbrochen nur von 25 Tabellen; es folgt ein ausgesprochen schwer benutzbarer Anmerkungsapparat von weiteren 151 Seiten. Dass die von Wehler beschriebenen Jahre 1914 bis 1949 eine Zeit massiver Bildpropaganda waren, deutet sich lediglich auf dem Buchcover an, wo das Gemälde eines NS-Aufmarschs vor der Münchner Feldherrnhalle abgedruckt ist. Ein anderes bedeutendes Grundlagenwerk, Hartmut Kaelbles „Sozialgeschichte Europas 1945 bis zur Gegenwart“ (2007), enthält auf 437 Seiten neben dem Haupttext und den Literaturhinweisen 12 Diagramme und 10 Tabellen, aber wiederum kein einziges Bild – abgesehen von dem Foto einer jungen Ost-Berliner Familie vor einem Hochhauskomplex, das die Bundeszentrale für politische Bildung für das Cover ihrer Lizenzausgabe wählte.⁶

Als Kontrast sei noch verwiesen auf Tony Judts „Geschichte Europas“ (2006), ebenfalls ein neueres Opus magnum der Zeitgeschichte – auf 966 Textseiten folgen weitere 40 Seiten Anmerkungsteil. Im Unterschied zu Wehler und Kaelble hat Judt nicht nur einige Karten aufgenommen, sondern auch vier über den Band verteilte Bildsegmente mit insgesamt 77 Abbildungen auf 32 Seiten. So entsteht eine visuelle Parallelerzählung, die zwar mit dem Text nicht unmittelbar verbunden ist, ihn aber sinnvoll ergänzt. Noch ausgedehnt hat diese Präsentationsform Gerhard Paul, in Deutschland bekanntlich einer der Wegbereiter einer „Visual History“ (vgl. Paul 2006). In seinem Buch „Bilder des Krieges – Krieg der Bilder“ (2004) finden sich neun sogenannte „Visual Essays“, die die Inhalte jedes Kapitels ergänzen und vertiefen. Die insgesamt 205 ausgewählten Bilder sind ausführlich kommentiert und nicht

6 Auf dem Umschlag der Verlagsausgabe findet sich eine abstrakte Grafik.

bloß als Anschauungsmaterial zu verstehen, sondern als unverzichtbares Fundament der Argumentation.

Ein inhaltlich naheliegender und methodisch weiterführender Schritt wäre es nun, Bilder nicht separat zu drucken, sondern sie unmittelbar mit dem schriftlichen Text zu verknüpfen. Darin haben die Kunsthistoriker größere Erfahrung als die Zeithistoriker, und exemplarisch sei nur auf eine kunstgeschichtliche Dissertation verweisen, die mit ihrem unkonventionellen Zugang auch von großem zeitgeschichtlichem Interesse ist: Christian Fuhrmeisters Buch (2001) über die „Materialikonographie“ von Denkmälern aus der Weimarer Republik. Dort sind die Bilder so geschickt mit der Argumentation verwoben, dass sich aus der Gesamtheit von Haupttext, Bildern und Fußnoten eine besondere Dichte der Darstellung und zugleich eine leichtere Überprüfbarkeit der Aussagen ergibt. Ein solches Werk erfordert allerdings erhebliche Geldmittel für die Bildrechte und für einen professionellen Gestalter.

Schaut man demgegenüber in maßgebliche geschichtswissenschaftliche Zeitschriften, so ist der Umgang mit Bildmaterial – sofern überhaupt vorhanden – mitunter erschreckend unbeholfen. Zwar sind sogar die „Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte“ inzwischen dazu übergegangen, Bilder abzudrucken, aber Fotos dienen dort zumeist nicht als Quellen, sondern als bloße Auflockerung zwischen den Aufsatztexten. (Es geht mir hier wohlgerne um die methodische Kritik und nicht um eine institutionelle Konkurrenz zu den Angeboten des Zentrums für Zeithistorische Forschung.) Ein Beispiel: In Heft 2/07 der „Vierteljahrshefte“ erschien ein Aufsatz über „Die Amerikaner und die kommunistische Machtergreifung in der Tschechoslowakei 1948“. Dem Text vorangestellt (S. 200) ist ein Foto des Prager Hradschin. Vermutlich handelt es sich um ein aktuelles Foto aus den letzten Jahren – eine Datierung fehlt; ein Bild aus der Zeit um 1948 ist es jedoch sicher nicht. Was soll uns das Foto über „die Arbeit der amerikanischen Nachrichtendienste in Osteuropa nach 1945“ (S. 201) sagen, was trägt es also zum Thema des ansonsten sicher grundsoliden Aufsatzes bei?

Als positives Gegenbeispiel sei ein Aufsatz Adelheid von Salderns (2007) aus der „Historischen Zeitschrift“ erwähnt. Die Autorin stellt die „bürgerliche Repräsentationskultur“ der Zeit 1900 bis 1980 vor und tut dies nicht allein mit sprachlicher Beschreibung und Analyse, sondern auch mit insgesamt 17 Abbildungen. Zwar hätte man sich den Abdruck der einzelnen Bilder größer und

damit detailreicher gewünscht; wichtiger ist hier aber, dass der Aufsatz ohne die Bilder nicht nur weniger anschaulich wäre, sondern als wissenschaftlicher Text überhaupt nicht ‚funktionieren‘ würde. Vielleicht wird diese Ausgabe der „Historischen Zeitschrift“ in einer späteren Geschichte der deutschen Geschichtswissenschaft einmal als epistemologischer Durchbruch gewertet werden. Gerade in der Zeitgeschichte ist die Fülle an visuellem und audiovisuellem Quellenmaterial so enorm, dass es ein großes wissenschaftliches Versäumnis wäre, auf dieses Material nicht mit ähnlicher Selbstverständlichkeit zuzugreifen wie auf die schriftliche Überlieferung – und damit zugleich die Art des Argumentierens fortzuentwickeln.⁷

14.4. Fazit

Zusammenfassend seien drei zentrale Punkte noch einmal hervorgehoben:

- Zur Professionalität von Historikerinnen und Historikern gehört es, das Forschen, Schreiben und Publizieren als mehrstufigen, eng miteinander verbundenen Prozess zu verstehen und entsprechend zu organisieren. Die Dissertation ist in der Regel dasjenige Werk, bei dem dieser Prozess vom wissenschaftlichen Nachwuchs erstmals umfassend eingeübt und praktiziert wird. Gewisse Durststrecken sind dabei unvermeidlich, aber sie lassen sich leichter ertragen, wenn man erkennt, dass die unterschiedlichen Stufen (oder auch Schleifen) kein individuelles Problem darstellen, sondern die notwendigen Metamorphosen auf dem Weg zu einer Publikation sind. Dieser Weg lässt sich im Prinzip erlernen und sukzessive optimieren.
- Eine zeitgemäße Geschichtswissenschaft muss in ihrer Forschungs- und Publikationspraxis nicht den Massenmedien hinterhereilen und sollte nicht versuchen, diese zu imitieren. Gerade die Zeitgeschichtsforschung kann

7 Dies war auch einer der Gründungsimpulse für die von mir am Zentrum für Zeithistorische Forschung betreute Zeitschrift „Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History“ (ZF/SCH), die seit 2004 gedruckt und online erscheint (<http://www.zeithistorische-forschungen.de>) (vgl. Kirsch 2007). Ein fächerübergreifendes Plädoyer, das Denken in und mit Bildern als „Werkstätte der Erkenntnis“ zu begreifen und die Konkurrenz „zwischen Text- und Bildwissenschaften“ zu überwinden, hat Sigrid Weigel (2004) sehr überzeugend formuliert.

und muss aber das 20. Jahrhundert als Zeitalter der Audiovision ernst nehmen; sie muss Standards für die Interpretation visueller und audiovisueller Quellen entwickeln und ihre Publikationsgewohnheiten so verändern, dass dafür Raum und Mittel bereitstehen. Ähnlich wie sich in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts das Fußnotenschreiben als zweiter Argumentationsstrang der Geschichtsschreibung allgemein durchsetzte (Grafton 1995; Cahn 1997), müsste sich heute das visuelle und audiovisuelle Argumentieren nach und nach etablieren, um die wissenschaftliche Geltungskraft zeitgeschichtlicher Publikationen weiter zu erhöhen.

- Ein derartiger Paradigmenwechsel kann von Redaktionen, Historikerverbänden und Forschungsförderern nur unterstützt, aber nicht selbst verwirklicht werden. Zu wünschen ist eine stärkere Experimentierfreude gerade der jüngeren Zeithistorikerinnen und Zeithistoriker im Umgang mit technischen und inhaltlichen Möglichkeiten. Zwar ist die Auswahl und Beschaffung von Bildmaterial, das Kombinieren von Bildern, Texten und Tönen etc. oft mit erheblichem Aufwand verbunden, aber es ist eigentlich nicht recht einzusehen, warum die Forschung für diese ungemein kreative Arbeit weniger Zeit und Energie einsetzen sollte als für das entsagungsvolle Schreiben Hunderter von Fußnoten. Für ein solches erweitertes Verständnis zeitgeschichtlichen Schreibens und Publizierens zu werben war das Hauptziel dieses Beitrags.

15. Die Kunst der kurzen Sätze

Über die Vermeidung einer verbreiteten Unsitte (auch) in Dissertationen

Was ist störend an langen und verschachtelten Sätzen? Warum tut der Autor solcher Sätze nicht nur seinen Lesern, sondern auch sich selbst keinen Gefallen? Sind kurze Sätze nicht nur besser lesbar, sondern auch erkenntnisfördernd? In welchem Fall sind sowohl lange als auch kurze Sätze zu vermeiden? Wie lässt sich das Schreiben in eher kurzen Sätzen trainieren? Welche schriftsprachlichen Tricks helfen dabei?

„Obwohl das Buch eine Dissertation ist, lässt es sich gut lesen.“ So stand es einmal in einer Literaturempfehlung in einem der kostenlosen Magazine für Studierende (bezogen auf von Orde 1994). Das gibt es also auch: gut lesbare Doktorarbeiten. Gleichwohl wird man sich gewiss keinen Illusionen hingeben dürfen. Nicht jeder wissenschaftliche Gegenstand lässt es zu, mit romanhaften Spannungsbögen, novellistischen Zuspitzungen oder lyrischer Ausdruckskraft gestaltet zu werden. Und selbst wenn: Die Entwicklung der untersuchungstragenden Begriffe, Darstellungen des Forschungsstandes oder Auseinandersetzungen mit konkurrierenden Positionen treiben den Willen und die Fähigkeit, gut lesbar zu schreiben, häufig genug an ihre Grenzen.

Immerhin aber: Die Zeithistoriker sind durchaus im Vorteil gegenüber den Wissenschaftlern manch anderer Forschungsfelder. Die Zeitgeschichte bietet grundsätzlich mehr Möglichkeiten der ansprechenden Gestaltung dessen, was man herausgefunden hat. Denn sie hat es mit Personenkonstellationen, mit

häufig überraschenden Wendungen oder mit konkurrierenden Interessen und Konflikten zu tun. Das offeriert Möglichkeiten lebendiger Gestaltung auch dann, wenn wissenschaftliche Seriositätsstandards berücksichtigt werden müssen.

Allerdings: Selbst in Fällen, in denen für ein interessantes, aktionsreiches zeithistorisches Geschehen eine angemessene Textkomposition gefunden wurde, fallen sich die Autoren mitunter selbst in den Rücken: mit einer manirierten Schreibweise voll eitler Zurschaustellung von Bildungsgut, etwa in Gestalt übermäßigen Fremdwortgebrauchs, mit Ausdrucksfehlern der Sorte „sowohl ... wie auch ...“ und „ebenso ... als auch ...“; grammatikalischen Fehlern oder mit abenteuerlichen Satzkonstruktionen, bei denen der Leser am Satzende nicht mehr wissen kann, wie, zu welchem Thema und zu welchem Zweck der Satz eigentlich einst angefangen hatte.

Letztere, die Satzkonstruktionen, sind ein besonderes Problem: Überlange und verschachtelte Sätze erschweren nicht allein die Lesbarkeit wissenschaftlicher (wie auch anderer) Texte. Vielmehr führen sie auch häufig genug dazu, dass dem Autor selbst manche aussagenlogische Havarie, die in solchen Sätzen enthalten ist, verborgen bleibt: Die Form schlägt dem Inhalt ein Schnippchen. Ein nur schwacher Trost ist es dann, wenn auch die Geduld des (z. B. gutachtenden) Lesers alsbald erschöpft ist, sodass dieser über die nur schwer lesbaren Sätze hinweggleitet und folglich übersieht, was womöglich fehlerhaft ist. Fragen wir uns nun, wie sich dies vermeiden lässt, liegt eine Antwort auf der Hand. Das Mittel gegen lange Sätze sind: kurze Sätze. Diese kann man trainieren. Die Trainingsregeln folgen unten (Punkt 15.2.), nachdem wir uns über einige elementare Zusammenhänge zwischen Schreiben und Denken verständigt haben (15.1.).

15.1. Zum kognitiven Hintergrund

Lange Sätze sind oft Ausdruck davon, dass der Autor den formulierten Sachverhalt selbst noch nicht *richtig* durchdacht hat. Bei Nachfragen stellt sich vielmehr nicht selten heraus: Es kann nur „so ungefähr“ gesagt werden, was ausgedrückt werden sollte.

Dazu lässt sich eine Probe aufs Exempel veranstalten: Man versuche, eine in einem recht langen Satz dargestellte Gedankenkette 30 Minuten nach der

letzten Lektüre mündlich zu reproduzieren. Hierbei bemühe man sich darum, dass ein anwesender Außenstehender, mit dem Thema Unvertrauter, begreift, worum es geht. Der Außenstehende soll dann aufschreiben, was er von der mündlichen Darstellung verstanden und behalten hat. Das wird abschließend mit dem schriftlichen Ursprungssatz verglichen. Man wird überrascht sein.

Vor solchen Überraschungen schützen kurze Sätze. Diese gliedern nicht nur sprachlich, sondern vor allem kognitiv: Sie fassen den jeweiligen Gedanken bzw. die jeweilige Argumentation in einzelne Erkenntnisschritte. Was oftmals zunächst über assoziative Gedankenfolgen erfasst worden ist, kann so in unmittelbar nachvollziehbarer Logik gegliedert werden. Das bringt ebenso Klarheit für andere, wie man selbst sich über den eigenen Gedankengang klarer wird. Nicht zuletzt fallen in Sequenzen kurzer Sätze ggf. vorhandene Fehler, gedankliche Kurzschlüsse, Widersprüchlichkeiten oder Ungereimtheiten sehr viel deutlicher auf als in langen Schachtelsätzen. Im Ergebnis sind Gründe und Schlussfolgerungen nicht nur widerspruchsfrei formuliert, sondern sichern durch ihre klare sprachliche Gestalt auch, was eine Forderung an jede wissenschaftliche Bemühung ist: intersubjektive Nachvollziehbarkeit.

Doch nicht nur das: Man hat den Gedankengang dann auch nachhaltiger gespeichert und kann ihn in den weiteren Erkenntnisabläufen besser berücksichtigen. Diese Berücksichtigung passiert in der Regel unbewusst, womit zugleich ein entscheidender Vorteil benannt ist: Was unbewusst berücksichtigt wird, braucht man sich nicht ständig neu (bewusst) vor Augen zu führen. Es erleichtert also die folgende Arbeit am (z. B. Dissertations-)Text. Überdies ist man durch eine solch nachhaltigere Speicherung besser in der Lage, den Gedanken oder Gedankengang bei Notwendigkeit mündlich zu rekapitulieren. Das stärkt die Argumentationsfähigkeit im Gespräch oder in einer mündlichen Auseinandersetzung.

Zusammengefasst: Oft meint man, eine eigene Idee bereits verstanden zu haben, erliegt hier jedoch einem irrlichernden Gefühl. Man hat etwas zu Papier gebracht, das einem Außenstehenden nur schwer verständlich ist, oder macht die Erfahrung, dass man bei einem schriftlich niedergelegten eigenen Gedanken ein halbes Jahr später selbst nicht mehr richtig versteht, was man damit hatte eigentlich sagen wollen. Dann ist meist das zunächst nur assoziativ Gedachte noch nicht in eine logische Struktur gebracht worden. Kurze Sätze hingegen disziplinieren das eigene Denken.

15.2. Zur sprachlichen Gestaltung

Da lange Sätze oftmals sowohl Voraussetzungen, Nebenbedingungen, Umstände, Beschreibung wie Folgen einer bestimmten Sache oder eines Prozesses enthalten, aus jeder dieser einzelnen Bestimmungen jedoch meist auch ein einzelner Satz gemacht werden kann, ist das Einfachste dabei oft, zunächst in dem betreffenden Satz die Voraussetzungen, die Beschreibung sowie die Folgen des behandelten Vorgangs zu bestimmen, denn dann hat man in der Regel einen verkappten Konditionalsatz (Wenn-dann-Aussage) erkannt, und Wenn-dann-Aussagen sind meist relativ einfach zu trennen, sodass schlicht die Voraussetzung in einem ganz normalen Aussagesatz formuliert werden kann, wobei der nächste Satz, der den aus der Voraussetzung folgenden Tatbestand formuliert, nun natürlich deutlich machen muss, dass hier eine unmittelbare Folgebeziehung zum vorangehend Geschriebenen besteht und er deshalb eingeleitet wird mit „Aufgrund/Infolgedessen“, „Daraus folgt“, „Daraus ergibt sich (folgerichtig, zwangsläufig)“, „Nun folgt zwingend“, „So kann geschlossen werden“, „Daraus können wir ableiten“ oder ähnlichem.

Das war jetzt das abstoßende Beispiel. Dieser zwar lesend bewältigte, aber wohl kaum vollständig gedanklich erfasste Satz lässt sich auseinandernehmen:

Lange Sätze enthalten oftmals sowohl Voraussetzungen, Nebenbedingungen, Umstände, Beschreibung wie Folgen einer bestimmten Sache oder eines Prozesses. Aus jeder dieser einzelnen Bestimmungen kann meist auch jeweils ein einzelner Satz formuliert werden. Das Einfachste dabei ist oft, zunächst in dem betreffenden Satz die Voraussetzungen, die Beschreibung sowie die Folgen des behandelten Vorgangs zu bestimmen: Denn dann hat man in der Regel einen verkappten Konditionalsatz (Wenn-dann-Aussage) erkannt. Wenn-dann-Aussagen sind meist relativ einfach zu trennen. Es wird schlicht die Voraussetzung in einem ganz normalen Aussagesatz formuliert. Der nächste Satz, der den aus der Voraussetzung folgenden Tatbestand formuliert, muss nun natürlich eines deutlich machen: Es besteht eine unmittelbare Folgebeziehung zum vorangehend Geschriebenen. Deshalb wird der nächste Satz eingeleitet mit „Aufgrund/Infolgedessen“, „Daraus folgt“, „Daraus ergibt sich (folgerichtig, zwangsläufig)“, „Nun folgt zwingend“, „So kann geschlossen werden“, „Daraus können wir ableiten“ oder ähnlichem.

Grundsätzlich sollte gelten: Ein Satz soll möglichst *nicht mehr als einen Haupt- und einen Nebensatz* umfassen. Das ist kein Dogma und bei vielen Sätzen auch ganz unsinnig. Doch jeder längere Satz sollte daraufhin überprüft werden, ob er nicht in zwei oder mehrere Sätze umformuliert werden kann. Oft ist es aber tatsächlich nicht möglich oder sinnvoll. Dann sollte Dreiteiligkeit (ein Hauptsatz, zwei Nebensätze) angestrebt werden.

Im Übrigen sollten auch nicht zu lang erscheinende Sätze, die gleichwohl trennbar sind, darauf geprüft werden, ob die Trennung dem Textverständnis dienlich wäre: Fast *jeder* kurze Satz verbessert die Lesbarkeit eines Textes, weil die Leser und Leserinnen nicht so schnell ermüden. Deshalb sollte bei jedem Nebensatz, der Subjekt und Prädikat enthält, durch gedankliches Umformulieren zumindest erwogen werden, ob er nicht besser als eigenständiger Satz stehen würde. Das gilt insbesondere für solche Nebensätze, die mit „und“ nach einem Komma einleiten, was oft auf einen sogenannten Hauptnebensatz, also einen zweiten Hauptsatz hinweist.

Allerdings gibt es eine Abweichung von dieser Regel: Ganze Absätze, gar Kapitel oder Bücher, die (fast) allein aus Hauptsätzen-Hauptsätzen-Hauptsätzen bestehen, sollten ebenso vermieden werden. Sie wirken stakkatohaft, und ihr Leser erlebt sich, als stünde er unter einem sprachlichen Maschinengewehrfeuer.¹

Zudem sollte bis auf wenige Ausnahmen auf *Semikolon-Setzungen* verzichtet und stattdessen möglichst immer ein Punkt geschrieben werden. Die Autorenangst, der Punkt würde einen Gedankengang zu stark trennen, ist meist unbegründet. In jedem Falle gewinnt die Lesbarkeit durch einen neuen Satzbeginn mit Großbuchstaben.

Schließlich lassen sich ein paar *schriftsprachliche Tricks* mobilisieren, um die Anzahl der (über)langen Sätze zu reduzieren:

- *Doppelpunkt-Verwendung*: Gelegentlich ist es ratsam, die Folgebeziehung zwischen zwei Gedanken durch einen Doppelpunkt zu verdeutlichen, statt einen Punkt oder ein Komma zu setzen. Beispiel: „Das Einfachste dabei ist oft, zunächst in dem betreffenden Satz die Voraussetzungen, die Beschrei-

1 Ganz anders bei Vorträgen: Da gilt nach wie vor Kurt Tucholskys „Hauptsätze, Hauptsätze, Hauptsätze“ aus seinen „Ratschlägen an einen guten Redner“ (Tucholsky 1975: 293). Aber das ist ein anderes Thema.

bung sowie die Folgen des behandelten Vorgangs zu bestimmen: Denn dann hat man in der Regel einen verkappten Konditionalsatz (Wenn-dann-Aussage) erkannt.“ Doppelpunkte sollten jedoch nicht inflationär verwendet werden. Meist ist eine Folgebeziehung zwischen zwei Sätzen auch so erkennbar.

- *Benutzung von „folgende/s/m“*: Der folgende Satz – beliebig auffüllbar und in unzähligen Dissertationen als Formulierungsmuster anzutreffen – ist zweifelsohne zu lang: „Wenn wir uns nun die Frage stellen, ob ..., müssen wir berücksichtigen, dass ..., und kommen schließlich zu der Aussage, dass ...“ Was gesagt werden soll, kann aber sinnvoll eingeleitet werden mit: „So müssen wir uns nun folgende Frage stellen: ...?“ Automatisch ergeben sich dann auch für die folgenden Satzteile Möglichkeiten zur Formulierung selbstständiger Sätze. Beispiel: „Zur Beantwortung müssen wir berücksichtigen, dass ... So kommen wir schließlich zu der Aussage ...“ Oder: Die Formulierung „Ausgehend davon, dass ... [längere Aufzählung], ergibt sich ...“ kann in zwei Sätze getrennt werden: „Wir müssen von folgenden Umständen ausgehen: ... [längere Aufzählung]. All dies in Rechnung stellend, ergibt sich ...“
- *Künstliche Satz-Zweiteiligkeit (meist mit erweitertem Infinitiv + zu)*: Mitunter nützt es auch der Verständlichkeit, aus einem längeren einteiligen Satz einen zweiteiligen zu machen. Beispiel: Den Satz „Automatisch ergeben sich auch für die folgenden Satzteile Optionen zur Formulierung selbstständiger Sätze“ kann man umstellen in „Automatisch ergeben sich auch für die folgenden Satzteile Optionen, selbstständige Sätze zu formulieren.“ Dies hat zudem den Vorteil, dass die möglichst intensive Verwendung von Verben jeden Text geschmeidiger macht.
- *Duale Gedankengliederung*: Wenn zwei gleichwertige Aspekte einer Sache behandelt werden, ist eine sinnvolle Gliederung oft möglich durch „Einerseits ... Andererseits ...“ bzw. „Zum einen ... Zum anderen ...“. So kann insbesondere in einem Fall deutlich gemacht werden, dass es immer noch um dieselbe Sache geht: wenn die Darstellung des ersten Aspekts („Einerseits ...“) mit längeren Erläuterungen, u. U. in mehreren Sätzen, verbunden war.
- *Mehrteilige Gedankengliederung*: Diese ist dann sinnvoll, wenn eine ganze Reihe von Aspekten einer Sache dargestellt und in der längeren Schilderung

zugleich deutlich gemacht werden soll, dass man immer noch bei genau dieser Sache ist – und nicht schon bei einer nächsten. Technische Möglichkeiten sind dafür: Ordinale, verbale oder alphabetische Nummerierungen „1. ..., 2. ..., 3. ...“, „Zum Ersten ... Zum Zweiten ... Zum Dritten...“, „(a) ..., (b) ..., (c) ...“ oder aber Aufzählungszeichen. Diese Gliederungsmöglichkeiten sollten indes sparsam eingesetzt werden, weil anderenfalls der Text *zergliedert* wirken kann.

- Duale und mehrteilige Gedankengliederungen sind jedenfalls sehr oft geeignet, aus einem langen Satz kurze Sätze zu formulieren und dennoch die Übersichtlichkeit des Textes zu gewährleisten.
- *Absatzumbrüche*: Durch stärkere Satzgliederungen wird ein Text grundsätzlich auch länger. Deshalb sollten, um dem Leser gedankliche Erholungspausen zu ermöglichen, mehr Absatzumbrüche als gemeinhin üblich eingefügt werden. Das hilft nebenbei auch, prägnanter den Unterschied zwischen *Gedankenschritten* (durch Punkt getrennt) und *Gedanken* (durch Absatz getrennt) zu veranschaulichen.

15.3. Zusammenfassung

Kurze Sätze gliedern nicht nur sprachlich, sondern vor allem kognitiv: Sie fassen den jeweiligen Gedanken bzw. die jeweilige Argumentation in einzelne Erkenntnisschritte. Das bringt Klarheit sowohl für andere, also in unserem Falle die Leser und Leserinnen, als auch für den Autor selbst: Aussagenlogische Havarien werden so bereits beim Schreiben erkennbar. Zudem hat man einen Gedankengang, der gut zerlegt ist, auch nachhaltiger gespeichert, kann ihn in folgenden Erkenntnisabläufen besser berücksichtigen und souveräner, z. B. in mündlichen Debatten, reproduzieren.

Daher: Jeder längere Satz sollte daraufhin überprüft werden, ob er nicht in zwei oder mehrere Sätze umformuliert werden kann. Wo dies nicht möglich oder nicht sinnvoll ist, sollte Dreiteiligkeit (ein Hauptsatz, zwei Nebensätze) als Maximum gelten. In der Regel jedoch gilt: Fast jeder kurze Satz verbessert die Lesbarkeit eines Textes. Nur stakkatohafte Hauptsatzfolgen sollten vermieden werden. Semikolon-Setzungen sind bis auf wenige Ausnahmen verzichtbar. Ein Punkt wirkt an dieser Stelle meist besser. Als schriftsprachliche Tricks, mit

denen die Anzahl der überlangen Sätze relevant vermindert werden kann, lassen sich empfehlen: Doppelpunkte oder „folgende/s/m“ verwenden, um Sätze aufeinander zu beziehen; Sätze künstlich zweiteilen, meist mit erweitertem Infinitiv + zu; die Gedanken dual oder mehrteilig gliedern; erfolgreich die Hemmung überwinden, Absatzumbrüche in den Text einzufügen.

Die Steigerung des Glückes der Leserschaft wird dem Autor solcherart optimierter Texte gewiss sein.

16. Publizieren – ein Blick hinter den Vorhang

Welche Regeln lassen sich aus den Erfahrungen eines Autors zahlreicher Texte ableiten? Wie vollzieht sich das Verfassen oder die Herausgabe gemeinsamer Werke? Wie lässt sich Druck positiv nutzen und den eigenen Ausflüchten entgehen? Welche Rolle spielt die Resonanz anderer auf die eigenen Texte? Welche Organisationsform des Arbeits- und Schreibprozesses bietet sich bei welchen Untersuchungsmethoden an? Was kennzeichnet die heutige Evaluationskultur und welche Haltung sollte ein Nachwuchswissenschaftler dazu einnehmen?

16.1. Was tun am Beginn?

Wenn junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler nach Lösungen suchen, wie sie überhaupt oder mehr oder besser publizieren könnten, dann wäre der schlechteste Rat an sie: Guckt Euch doch die Publikationen an!

Die Mehrzahl der wissenschaftlichen Publikationen sind heutzutage saubere Kurzberichte, die eine antiseptische Erledigung des Themas vorgeben. Die einführende Literatur versucht zu belegen, dass niemand zuvor das Thema dieses Aufsatzes bisher richtig, gut und vollständig getroffen hat – kurz, dass die wissenschaftliche Welt eben auf diesen Aufsatz gewartet hat. Die Information ist korrekt, sophistiziert gestelzt und entspricht dem konzeptionellen Rahmen. Die Auswertungsstrategie wird als die einzige sinnvolle dargestellt. Die Ergebnisse sind in einigen Aspekten originell. Zum Schluss ein bisschen Bescheidenheit: Ein weiterer Aufsatz in Zukunft, der noch ein oder zwei weitere Variablen in Betracht zöge, wäre sicherlich wünschenswert.

Durch das Lesen solcher Texte erkennen wir nicht, wie viel *blood, sweat and tears* es bedeutet hat, eben dieses Elaborat zu erstellen. Und wir sehen nicht, wie weit die Autorin oder der Autor von der Sicherheit getragen wurde, dass der Aufsatz so sein muss, wie er ist, oder von der Erkenntnis geplagt war, dass andere Literatur, andere Vorgehensweisen und andere Interpretationen der Ergebnisse auch hätten angebracht sein können.

Noch weniger empfehlenswert wäre es sicherlich, niemals zu Ende geschriebene Texte oder bei selektiven Zeitschriften oder Buchreihen abgelehnte Manuskripte zu analysieren, um dadurch ein besseres wissenschaftliches Schreiben zu lernen. Das wäre zu demotivierend. Es gibt allerdings Fälle, bei denen die Gutachter ihre Ablehnung oder Aufforderung zum weitgehenden Umschreiben des eingereichten Manuskripts ausführlich erläutern. Das ist oft sehr hilfreich. Ich bin bzw. war Mitherausgeber verschiedener Zeitschriften; dabei habe ich immer wieder bewundert, dass ein Teil der Gutachter sehr ausführliche und „pädagogische“ Kommentare zu relativ schwachen Texten schreibt; wenn ich dagegen ein Manuskript zur Begutachtung bekomme und es nach einigem „Anlesen“ für sehr schwach halte, fehlt es mir an Geduld, für ein elaboriertes und pädagogisch wertvolles Feedback zu sorgen.

Vielversprechender ist sicher der Weg, sich an Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in einem fortgeschrittenen Stadium der wissenschaftlichen Arbeit zu wenden mit der Bitte, etwas „aus dem Nähkästchen zu plaudern“. Wenn wir Glück haben, werden dann auch alle Probleme des Schreibens ausgepackt.

Etwas waghalsig kann in diesem Falle aber die Entscheidung sein, einen „Multi-Skribenten“ oder „Poly-Graphen“ zu bitten, aus der eigenen Schreib-Erfahrung zu berichten. Ich bin zu diesem Bericht als jemand eingeladen worden, der zu den Vielschreibenden in seiner Zunft gehört. Ich habe eine Liste von über 1000 Publikationen. Darunter gibt es Kurzartikel, Buchbesprechungen, Übersetzungen bereits erschienener Artikel in eine andere Sprache, Wiederabdrucke bereits publizierter Texte, leicht veränderte Aufsätze oder auch Herausgaben von Publikationen, in denen der eigene aufgeschriebene Gedankenbeitrag nicht im Mittelpunkt steht. Aber es bleiben sicherlich – als jeweils neues Ergebnis des Schreibens – 500 bis 600 Artikel und mehr als 60 längere Texte von 100 bis 500 Seiten übrig, die als Bücher oder Broschüren publiziert worden sind. Das ist zweifellos viel. Ich kann sicherlich trotzdem

über Probleme und Chancen auch etwas für Personen sagen, die ganz am Anfang stehen. Immerhin habe ich selbst oft genug Schwierigkeiten beim Schreiben, aber daneben auch reichlich Erfahrung, weil ich mit mehr als 100 Personen gemeinsam veröffentlicht und in diesem Zusammenhang viel erlebt habe: bei der Herausgabe von Büchern und Zeitschriften, beim Publizieren im Kontext kooperativer Forschungsprojekte sowie in der Betreuung von Qualifizierungsarbeiten.

16.2. Leidensdruck und Ausflüchte

Schreiben ist ein individueller Prozess. Selbst die Erstellung gemeinsamer Publikationen funktioniert zumeist im gelungenen Fall so, dass für die jeweiligen Textteile ein individueller Rückzug erfolgt, der sich mit gegenseitiger Kritik von Textentwürfen abwechselt. Gerade weil das Schreiben in „Einsamkeit“ erfolgt, stellt sich leicht bei wiederholtem Stocken des Gedankenflusses die Angst ein, dass es sich hier um mein persönliches Problem handelt: vor meinen Augen die Berge der geglückten (fremden) Schreib-Elaborate und unmittelbar vor mir das leere Papier bzw. die weggeworfenen oder „gelöschten“ Gedankenskizzen. Ich bin ein individueller Versager!

Vielleicht ist es tröstlich zu hören, dass es fast allen ähnlich geht. Die Wissenschaft scheint immer mehr von „Projekten“ und „Kalendern“ bestimmt: Manche beklagen, dass das den freien Flug der Gedanken in neue, höhere Gefilde bremsen würde. Mir scheinen jedoch die meisten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler den Termindruck zu benötigen, um etwas zum Schluss nicht nur „mit hängender Zunge“, sondern auch noch mit der „Ausrede“ abgeben zu können, dass unter dem gegebenen Zeitdruck das Ergebnis eben nicht perfekt sei.

Ein Kollege von mir, der in meinem Spezialgebiet mehr Bücher herausgegeben hat als jeder andere in der Welt, sagte mir, dass er mit jeder Buchherausgabe einen oder zwei Freunde im Kollegenkreis verliert: Eine Person, die beleidigt ist, dass der Schlusstermin nicht zum wiederholten Maße eben für diese Person verlängert wird, und eine Person, die die Nachricht bekommt, dass dieser Aufsatz nun doch nicht in letzter Minute das Mindestqualitätsziel erlangt hat, das bei dieser Publikation hätte erreicht werden sollen.

Mir geht es so wie den meisten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern: Ich leide unter der Arbeit des Nachdenkens und des Schreibens. Ich möchte immer mehr gelesen haben, verstehen, stofflich beherrschen und gedanklich gut sortieren. Ich möchte, dass mir das Schreiben *hic et nunc* gelingt. Ich merke dann beim ersten Schreiben, dass mir alles noch viel weniger klar ist, als ich mir das zuvor eingebildet habe. Es ist ein dauernder Kampf mit mir selbst, bei dem sichtbaren Abstand zwischen Anspruch und Wirklichkeit nicht aufzugeben, sondern mich beim nächsten Schritt durchzubeißen, um für einen Augenblick das Gefühl zu haben, dass ich einen Schritt weitergekommen bin.

Irgendwie habe ich es überlebt. Ich habe einmal zu rechnen versucht: Vielleicht habe ich 10 000 Seiten publiziert. Vielleicht beträgt der Aufwand je Seite im Durchschnitt zwei Stunden (eine schon wegen der vielen Korrekturgänge optimistische Schätzung). Vielleicht habe ich in 40 Jahren im Durchschnitt jeweils 2500 bis 3000 Stunden pro Jahr für berufliche Arbeit aufgebracht – möglicherweise sollte der geringere Wert eingerechnet werden, dann wer weiß schon, welche Stunden in Berührung mit wissenschaftlicher Arbeit tatsächlich Arbeit oder rekonvaleszente Flucht vor der Arbeit sind? Dann wäre ein Fünftel davon mit dem Schreiben verbracht worden: Viel Kampf, um immer wieder weiterzumachen – und nicht nur weiter, sondern hoffentlich auch besser.

Ein kleiner Nebenpfad des Gedankens. Bei solchen Berechnungen fehlt der Aufwand für die Diskussionen, die sich manchmal bei Publikationen mit Mehrfachautoren ergeben. Mein Name steht als einer von zweien oder mehreren Namen bei mehr als 200 Publikationen obendrauf, bei denen ich im einen Extrem nur ein Prozent und im anderen Extrem 99 % geschrieben habe. Bei Publikationen mit mehreren Autoren verdanke ich in der Regel den anderen sehr viel – oft in besonderem Maße die Aufarbeitung von Befunden. Aber ich habe im Durchschnitt mehr als die Hälfte geschrieben, und ich habe für Publikationen mit mehr als einem Autor im Durchschnitt mehr Zeit je Seite gebraucht als bei Publikationen, bei denen ich der alleinige Autor bin.

Ich sehe, dass viele andere unter diesem Leidensdruck beim Schreiben häufig „aus dem Feld gehen“. Alles weniger Anspruchsvolle bekommt „Vorfahrt“ auf dem Terminkalender oder irgendwie in der Alltagspraxis. Und dann gehört es zu den Standardklagen, dass für wissenschaftliche Arbeit im Allgemeinen und für das Schreiben im Besonderen als ein besonders belas-

tender Teil der wissenschaftlichen Arbeit „keine Zeit“ sei. Wir wissen jedenfalls aus empirischen Erhebungen, dass bei Universitätsprofessorinnen und -professoren weniger als die Hälfte der normalen Arbeitszeit festgelegt ist und dass sie obendrein im Durchschnitt anderthalb Mal so lang arbeiten, wie es einer regulären Arbeitszeit entspräche. Zeit gibt es also viel, aber natürlich ist es eine „gefühlte Realität“, dass es „keine Zeit“ gibt.

Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler haben es insoweit durchaus schwer. Sie sind im geglückten Falle – lassen wir die Anspruchsarmen hier einmal beiseite – ständig von der Diskrepanz zwischen ihrem Anspruch und dem Erreichten geplagt, und sie bestreiten einen unübersichtlichen Kampf, diesen Abstand zu verringern. Viele kommen abends nach Hause und müssen sich eingestehen, dass sie heute mal wieder nicht die Wahrheit gefunden haben. Das kann zu Verzweiflung, Suff, Zynismus oder zu der Entscheidung führen, sich in Zukunft die „Latte niedrig zu legen“. Ich bin gelegentlich als „Nestbeschmutzer“ kritisiert worden, wenn ich in Diskussionen im Anschluss an Vorträge zu „Wissenschaft als Beruf“ gesagt habe, dass meines Erachtens etwa ein Viertel der Professorinnen und Professoren eines Tages zur Stabilisierung ihres weiteren Lebens die „Latte“ so tief legen, dass ein schwerwiegendes Leiden unter der Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit nicht mehr aufkommen kann. Aber vielleicht ist die Schätzung trotzdem nicht völlig falsch, und als Hochschulforscher kann ich es ohnehin nicht vermeiden, über die Hochschulen oft etwas zu sagen, was als „Nestbeschmutzung“ gebrandmarkt werden kann.

Viele Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler beginnen erst dann, ernsthaft zu schreiben, wenn – wie bereits erwähnt – der Termindruck enorm wird und sichtbare negative Sanktionen drohen. Sie schreiben erst, wenn die Angst vor dem sichtbaren Scheitern nach außen größer wird als die Angst vor dem sich selbst Eingestehen der eigenen Insuffizienzen im Schreibprozess. Hier gibt es indessen auch institutionalisierte Hilfen. Deren wichtigste, um mit der Angst zwischen der Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit umzugehen, sind wissenschaftliche Konferenzen. Jedenfalls in den Geistes- und Sozialwissenschaften haben diese primär die Funktion, die Chance für die Präsentation eines Gedankenzustandes zu legitimieren, der noch halb fertig ist: Ich darf etwas Provisorisches vorstellen, und ich darf die kollegiale Kritik als etwas Hervorragendes interpretieren, weil sie mir die Chance bietet,

nach der Konferenz einen weiteren Schritt zur Annäherung an die Wahrheit zu tun. Diese hohe Aufwertung von Halbfertigprodukten macht das wissenschaftliche Leben erträglicher.

16.3. Das Überlisten von Ausflüchten

Ich halte es für sehr wichtig, dass wir lernen, das Schreiben nicht einfach als die Inkarnation des beruflichen Leidens zu betrachten. Zwar wird das Leiden beim Schreiben nicht verschwinden, aber doch erträglicher, wenn das Schreiben auch dazu dient, das übliche Leiden zu überlisten. Jede Person muss sich überlegen, welches ihre Lieblings-Ausflüchte sind und wie sie diese am besten überlisten kann. Ich kenne Menschen, die sagen, dass sie sich zwingen, bevor sie mit anderen Menschen reden und irgendetwas in die Hand nehmen (eventuell auch das Frühstück vertagen), erst zwei Stunden mit dem leeren Papier bzw. dem leeren Bildschirm kämpfen (ich selbst mache das erst nach dem Frühstück).

Das Hineinschliddern in den alles überragenden Schlusstermindruck versuche ich dadurch zu vermindern, dass ich mich dauernd selbst beobachte, unter welchen Bedingungen ich am besten die Tendenz zum Ausweichen vor dem Schreiben überwinden kann. Eher morgens als nachmittags; lieber an Tagen, an denen ich nicht zu nervös bin; sich morgens zu fragen, an welchem der unvollendeten Texte man heute eher durchhalten würde und an welchen man es lieber sein lassen sollte, als dass sich man den Text mit dem größten Termindruck vornimmt; lieber einen Monat von morgens fünf bis abends 23 Uhr als drei Monate lang täglich ein paar Stunden; lieber das Aufarbeiten von Informationslücken im Schreibprozess und das Bearbeiten von Fußnoten und Bibliografien zu Tageszeiten, zu denen mir gewöhnlich ohnehin überhaupt nichts Originelles mehr einfällt.

Irgendwie hatte ich Glück. Ich war schon während meines Studiums in ein Forschungsinstitut auf Honorarbasis hineingeglitten und wurde dort auch sofort nach dem Studienabschluss angestellt. In diesem Institut wurde Teamarbeit stark gefördert und gefordert. So konnte ich mich leicht in Gesprächen an den Insuffizienzen meines Verstehens abarbeiten und weiterkommen. Das Ganze hatte aber einen Haken: Die wissenschaftlichen Ansprüche waren so hoch gehängt, dass relativ viele Instituts-Angehörige Schreibhemmungen bekamen

und irgendwann einmal resignierten. Mir hat ein fast zweijähriger Forschungsaufenthalt in Japan aus dem Sumpf geholfen:

- Weil ich dort zwar auskunftsfreundliche Kollegen, aber nicht die gewohnte Art des kommunikativen Diskurses hatte, begann ich, Notizen in großen Mengen zu schreiben, um mir das erreichte Maß von Klarheit und Unklarheit vor Augen zu halten. Das war vielleicht das Wichtigste für mein weiteres wissenschaftliches Leben.
- Wenn ich an einer japanischen Universität Felderkundungen machen wollte, dann wurde einfach von mir erwartet, dort auch einen Vortrag über ein interessantes Thema zu Deutschland zu halten. Ich musste also zur Vorbereitung schreiben, ohne dabei aber in großen Leidensdruck getrieben zu werden; die Vorträge mussten keine Doktorarbeiten *in nuce* sein.
- Ebenso bekam ich während des Japan-Aufenthalts aus Deutschland Anfragen, hier und da einen Aufsatz über das unbekannte Wesen, das ich beforschte – das japanische Hochschulwesen –, zu schreiben. Das waren wiederum entlastete, aber zugleich interessante Übungsfälle.
- Gerade weil ich über ein unbekanntes Wesen zu schreiben hatte, das immer mehr mit Interesse betrachtet wurde, konnte ich auch größere Passagen berichten, die mehr unmittelbaren Spaß beim Schreiben machten und nicht ganz so anstrengend waren wie die konzeptionell anspruchsvollen Teile meiner Studien.

Als Reaktion auf die Erfahrungen in dem hochambitionierten Forschungsinstitut und mit meinem eigenen biografischen Weg habe ich später mit Mitarbeitern, denen die Auseinandersetzung mit schwieriger wissenschaftlicher Materie und nicht zuletzt dem Schreiben selbst nicht leicht fiel, Stufenpläne für die weitere Arbeit entwickelt, die zugleich wissenschaftsbiografische Entwicklungspläne sein sollten: Erst einmal interessante Vorgänger-Literatur in einem Trendreport mit Abstracts publizieren; dann eine Fachtagung organisieren, sie betreuen, die Herausgabe der Ergebnisse vornehmen und selbst dabei einen Beitrag beisteuern; dann erste Untersuchungsergebnisse im Ausschnitt vor Praktikern vorstellen, um Feedback zu erhalten, und diese ersten Ausschnitte auch durchaus in einem praktikernahen Publikationsorgan publizieren; dann vielleicht einen Aufsatz für eine wissenschaftliche Zeitschrift schreiben, die nicht die allerhöchsten Ansprüche und nicht die höchste Selektivität hat; und dann schließlich irgendetwas ganz Anspruchsvolles.

16.4. Kritik organisieren

Ich habe immer organisierte Kritik zur Unterstützung des Schreibens gebraucht. Und ich habe sie oft gefunden. Für mich muss aber auch die Selbstkritik etwas Organisiertes haben. Ich muss mich hinsetzen mit der Absicht, meinen zuvor geschriebenen Textentwurf aus kritischer Distanz zu lesen und mir selbst Vorhaltungen und Verbesserungsvorschläge machen zu können. Vielleicht ist durch diesen Trick meiner eigenen Spaltung in den Schreiber einerseits und den kritischen Kritiker andererseits die Freude am Finden der bisherigen Schwächen größer als die Tendenz zur Selbstverteidigung des Status quo. Das ist dann auf Dauer nicht mehr nur eine Frage von Schreibgewohnheiten, sondern auch eine der eigenen Identität: Es ist schöner, auch in der wissenschaftlichen Öffentlichkeit einen Irrtum korrigieren zu können, als an einer alten Position festzuhalten.

Ich habe oft die Gelegenheit gesucht, einer kompetenten Person der gleichen Stusebene ein Manuskript mit der Bitte um „schmutzige Randbemerkungen“ zu geben. Das hat mir sehr häufig geholfen. Das war mir wichtiger, als den Rat von wissenschaftlich vorangeschrittenen Betreuern zu suchen. Ich weiß, dass es anderen anders geht: Sie empfinden die Kommunikation mit einer wissenschaftlich deutlich weiter vorangeschrittenen Person eher systematisch durchdacht und von Konkurrenz-Spannungen entlastet.

In den letzten 20 Jahren hatte ich ein besonderes Privileg: jeweils eine Sekretärin, die zu klug war, um ausschließlich die Aufgaben zu tun, für die sie bezahlt wurde. Ich habe immer die Rohentwürfe meiner Publikationen mit der Bitte um Durchsicht weitergegeben: Beseitigung der kleinen Fehlerchen, Entwürfe oder endgültiges Schreiben von besseren Formulierungen und schließlich mindestens große Fragezeichen da, wo der Text nebulös wurde. Das hat mir Zeit erspart, hat glattere Formulierungen in vielen Fällen erbracht, und ich schätze, dass mich mehr als 90 % der zurückgespielten Fragezeichen zum neuen Nachdenken und Formulieren veranlasst haben.

Ich kenne viele, die auf Vorträge im Rahmen von Doktorandenseminaren, Projekt-Workshops und wissenschaftlichen Fachtagungen als Gelegenheit schwören, ein Feedback zur Verbesserung ihrer Texte zu bekommen. Ich bin sicher, dass das oft der Fall ist; ich habe aber auch erlebt, dass die Angst vor einer Präsentation in einer Gruppe – oft sogar vor Personen der gleichen wissen-

schaftlichen Karrierestufe – zu hoch ist, um sich der Kritik zu öffnen. Ich selbst hatte bei mir den Eindruck, dass mich geäußerte Kritik in solchen Situationen eher dazu anregt, mich auf ein neues Thema zu stürzen, als ein vorhandenes Manuskript zu einem guten Ende zu bringen.

16.5. Opus magnum

Natürlich wird von allen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern verlangt, dass sie sich relativ früh an einem *Opus magnum* bewähren. In Deutschland wollten wir das ja in der Regel auf zwei Stufen: die Dissertation und die Habilitation.

Ich habe das selbst alles andere als ideal angefangen. Ich machte mir keinen Zeitplan und trug nur einen diffusen Qualitätsanspruch vor mir her, der irgendwann einmal erreicht werden sollte. Wenn konzeptionell der Sprung auf eine neue Ebene nicht zu klappen schien, stürzte ich mich auf ein neues Material-Kapitel. So war es konsequent, dass ich meinem Betreuer nach etwas über drei Jahren einen Text von 900 Seiten gab. Von den Kritiken, die ich daraufhin zu hören bekam, blieb bei mir am meisten hängen, dass der Text für eine Dissertation zu lang sei, obwohl der lange Text nicht uninteressant zu sein scheine. So entstanden schließlich drei Bücher, die zu schreiben teils immer noch ein Kampf war, die aber manchmal auch glatt und ohne hohe Anspannung aus der Feder flossen (nein, es war natürlich eine Schreibmaschine). Eines der drei Bücher firmierte als Dissertation.

Inzwischen gibt es ja eindrucksvolle Bemühungen, die Arbeit am *Opus magnum* der „Einsamkeit“ der Doktorandinnen und Doktoranden, dem offenen *trial and error* und den Idiosynkrasien der einzelnen Betreuerinnen und Betreuer zu entziehen. So kommen zu mir Doktorandinnen und Doktoranden, die Broschüren und Einführungskurse hinter sich haben, die Versuchs- und Irrtumsphasen abmildern sollen. Manche legen mir eindrucksvolle Arbeitspläne vor: Nach drei Monaten will ich Kapitel 1 beendet haben, nach sechs Monaten Kapitel 2 usw.

Das wirklich Schwierige bei dem *Opus magnum* ist allerdings, wie und dass – über vielleicht 300 Seiten – alles gedanklich zusammenpasst. Wie die Bemühungen um eine kohärente Gedankenführung die Sequenz des Arbeits-

prozesses und der Arbeitsprodukte beeinflussen, hängt meines Erachtens nicht so sehr von allgemeinen Ideen des gedanklich konsistenten Erstellens von Texten ab, sondern von den Untersuchungsmethoden im Kernbereich der Dissertation. Wenn in einem Extrem Befunde im Mittelpunkt stehen, die mithilfe von hoch standardisierten Instrumenten und Verfahren gewonnen werden (zum Beispiel mit strukturierten Fragebögen), so muss eine theoretische und methodische Festlegung im Arbeitsprozess sehr früh erfolgen. In diesem Falle können die ersten Kapitel überwiegend früh abgeschlossen werden; der Preis für die beruhigende Glattheit des Verfahrens ist jedoch, dass verbliebene Schwächen später nicht mehr korrigiert werden können. Wenn dagegen in der Dissertation primär die Aufarbeitung wissenschaftlicher Konzepte betrieben wird oder wenn die aufzuarbeitenden Materialien für wiederholte Analyse-Ansätze offen sind (etwa Dokumente oder Antworten, die in sehr offenen Interview-Verfahren gewonnen wurden), dann besteht die Chance, Texte zu Konzept, Methode, Materialanalyse und Interpretation in einem iterativen Prozess auf eine höhere Stufe zu bringen. Dann sind aber solche glatten Arbeitspläne, wie sie vorher genannt wurden, nicht durchhaltbar. Das Einleitungskapitel und das Kapitel zur Erläuterung der eigenen Vorgehensweise werden unter Umständen zehnmal umgeschrieben, zum letzten Male vielleicht nach dem Abschluss des Schlusskapitels.

Wissenschaftliche Arbeit ist einerseits ein Weg zum ständig wachsenden Verständnis von immer größeren Komplexitäten. Andererseits sind Komplexitätsreduktionen immer unentbehrlich: Letzteres ist ebenso bei der Festlegung eines Untersuchungsdesigns zentral wie bei der abschließenden Abrundung einer wissenschaftlichen Publikation. Natürlich wünschen wir uns Leserinnen und Leser, die unsere Bemühungen um Komplexitätsanreicherung durch zeilengetreues Mitverfolgen zur Kenntnis nehmen. Aber oft bleiben das Lesen und noch mehr das spätere Erinnern selektiv. Schon deshalb sind große zusammenfassende Vereinfachungen hilfreich, denn sie haben die Chance, im Gedächtnis des Lesers und der Leserin haften zu bleiben – aber nicht nur deshalb: Die „großen Vereinfachungen“ zwingen uns, eine Einsicht auf den Punkt zu bringen.¹

1 Bei dieser Gelegenheit: Der vorliegende Text – als ausführliche Ausarbeitung eines ein Jahr zuvor gehaltenen Vortrags – ist erst nach wiederholten Mahnungen von Herausgeberseite zustande gekommen. Woran mag das wohl liegen?

16.6. Indikatoren-Wahn und eigene Publikationsplanung

Heutige Berufsanfängerinnen und -anfänger in der Wissenschaft haben einen Vorteil gegenüber der Generation ihrer Betreuerinnen und Betreuer. Inzwischen ist Evaluation ein regulärer Bestandteil der Wissenschaftskultur geworden. Die dabei entstandene Evaluationskultur bedeutet, dass man in der wissenschaftlichen Arbeit „auf zwei Kanälen denkt“. Beim ersten Kanal steht die Substanz der wissenschaftlichen Arbeit im Mittelpunkt. Wir fragen z. B.: Passt mein konzeptioneller Rahmen zu meiner Interpretation der Ergebnisse? Beim zweiten Kanal geht es um die begleitende Reflexion des Arbeitsprozesses und seiner Ergebnisse. Wir fragen z. B.: Warum gehe ich so vor, wie ich vorgehe? Entsprechen die Prozesse meiner Arbeit eigentlich den intendierten Zielen? Welche Adressaten will ich ansprechen? Kann ich erwarten, dass hier zusätzlicher Aufwand viel erbringt? Für den heutigen Berufsstart ergibt sich die große Chance, dass sich Konzentration auf die Sache und das Sich-selbst-über-die-Schulter-Gucken im Arbeitsprozess gegenseitig anregen.

Allerdings stellen wir fest, dass auch vieles auf dem Wege zu einer Evaluationskultur schiefgehen kann. Beunruhigend ist erstens, dass so viele Systeme zur Bewertung wissenschaftlicher Arbeit nebeneinander aufgebaut worden sind, dass der wachsende Aufwand für Evaluation den Aufwand für die Konzentration auf die Sache in Forschung und Lehre bedenklich zu reduzieren droht; wir müssen Wege finden, um uns von einem „over-kill“ an bewertenden Aktivitäten zu befreien. Noch beunruhigender ist, dass oft die Balance zwischen den beiden „Kanälen“ der Reflexion verloren geht und Wissenschaftler in einer instrumentellen Manipulation ihres wissenschaftlichen Lebenswegs ihr Heil suchen: Wie viele Aufsätze muss ich in welchem Typus von Zeitschriften in welchem Zeitraum publizieren, damit mir der Karriere-Durchbruch gelingt?

Das Schreiben ist unter dem heutigen Indikatoren-Wahn besonders belastend. Ich habe in meiner lange zurückliegenden Anfängerzeit den Druck, in der Wissenschaft etwas sehr Gutes machen zu müssen, als sehr belastend empfunden. Aber jetzt werden – in dem um sich greifenden instrumentellen Denken – zwei andere Gesichtspunkte in den Vordergrund gerückt:

- Es geht weniger um das sehr Gute, sondern um das Bessere als die anderen, die per definitionem Rivalen sind.

- Von größter Wichtigkeit ist, dass die Publikation an der richtigen Stelle platziert ist; sonst „zählt sie nicht“.

Hinzu kommt eine Paradoxie: Auf dem Wege zur Wissensgesellschaft werden die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler gedrängt, effizienter, produktiver und nützlicher zu werden. In dem Druck zwischen größerer Verwertungserwartung an Wissenschaft einerseits und dem Fortbestand des Glaubens, dass Freiheit vom Verwertungsdruck wissenschaftlich kreativ sein kann, wird ein merkwürdiger Kompromiss institutionalisiert. Wissenschaftler werden einem starken Erfolgsmessungsdruck ausgesetzt, aber ihnen wird ein hohes Recht auf die Bestimmung der Erfolgskriterien eingeräumt. So wird die Publikation in einer hochselektiven „Elfenbein“-Zeitschrift zum *non plus ultra* von guter Leistung erklärt. Ich würde es für ertragreicher halten, wenn die Systeme der Evaluation und der „Belohnungen“ offen wären

- für verschiedene Anspruchsniveaus von Publikationen,
- für verschiedene Akzente von innerwissenschaftlichem Diskurs und praxisorientiertem Diskurs,
- für disziplinäre und interdisziplinäre Akzente.

Ich bin davon überzeugt, dass selbst dann, wenn die bestehenden Evaluations- und Belohnungssysteme einseitig Spitzenleistungen im innerwissenschaftlichen Diskurs betonen sollten, die jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler dies nicht als Diktat sehen sollten: Weil sie selbst Raum für Erprobungen brauchen, weil sie sich auch Karriereoptionen zu beruflicher Praxis außerhalb der Wissenschaft eröffnen sollten, und weil sie letztlich wissen, dass Wissenschaft nicht so dumm sein darf, wie der Indikatoren-Wahn es vorgaukeln mag.

17. Zeitgeschichte in den Medien

In welchem Verhältnis stehen Geschichtswissenschaft, Öffentlichkeit und Massenmedien? Nach welchen Kriterien wählen Medien die zeithistorischen Stoffe aus, die sie publizieren? Wie können Doktoranden bereits während ihrer Konzeptions- und Forschungszeit die Chancen erhöhen, dass ihre Erkenntnisse den Weg in die medial vermittelte Öffentlichkeit finden?

„Ich verfolge die Konjunktur der Jahrestage seit einiger Zeit mit zwiespältigen Gefühlen. Denn auf der einen Seite führt die Tatsache, dass alle Medien, die Printmedien wie die elektronischen, sich nach diesen Events ausrichten, zu einer Überproduktion an Artikeln, Büchern, Sendungen, die die Aufnahmefähigkeit selbst des Gutwilligsten überfordert. Auf der anderen Seite aber schwimmt in dieser Medienflut manches mit, was sonst vielleicht untergegangen wäre.“ (Ullrich 2006: 110)

17.1. Das Publikum verlangt nach Historie

Vergangenheit ist irreversibel, Geschichte dagegen flexibel. Was auf den ersten Blick paradox klingen mag, ist in Wirklichkeit schlicht zutreffend. Denn natürlich kann nichts und niemand vergangene Realität nachträglich verändern. Aber weil Geschichte – dem geläufigen Sprachgebrauch zum Trotz – eben nicht identisch mit Vergangenheit ist, sondern vielmehr das Bild, das eine Gesellschaft sich von ihrer eigenen Vergangenheit macht, unterliegt sie ständig einem Wandel: Gesellschaftliche Werte und politische Prioritäten ändern sich, Fragen der Gegenwart und Probleme der Zukunft beeinflussen auch den Blick auf frühere Zeiten.

Ist schon Geschichte selbst nicht statisch, so gilt das umso mehr für das Interesse an Geschichte. Es ist mal größer, mal kleiner, gerade in Deutschland. Die Extreme haben die Literaturwissenschaftlerin Aleida Assmann und die Historikerin Ute Frevert mit dem schon binnen weniger Jahre zum geflügelten Wort avancierten Begriffspaar „Geschichtsvergessenheit – Geschichtsversessenheit“ gekennzeichnet (Assmann/Frevert 1999). Zwar vertritt längst kein Kenner der Geschichtspolitik mehr ernsthaft die Behauptung, in der Bundesrepublik der fünfziger und frühen sechziger Jahre habe es nichts anderes als Verdrängung vor allem der NS-Zeit gegeben, doch richtig bleibt, dass die jüngere Vergangenheit jedenfalls in der Breite der Gesellschaft weit weniger engagiert betrachtet wurde, als das sicher wünschenswert und angesichts der NS-Verbrechen angemessen gewesen wäre. Treffender als das plakative, aber doch zu einfache Diktum von Assmann und Frevert beschreibt das Phänomen deshalb eine Formulierung des Politologen Peter Reichel: „Die Erinnerungslast vergangener Tage verwandelte sich vielerorts geradezu in eine Erinnerungslust.“ (Reichel 1995: 324) In der Tat hat sich das Interesse an (Zeit-)Geschichte seit den späten siebziger Jahren und verstärkt nach der staatlichen Einheit Deutschlands 1990 rapide entwickelt – und zwar im Wesentlichen immer in dieselbe Richtung: nach oben. Eine stabil hohe Anzahl der Deutschen, die reflektiert leben, interessiert sich für die Vergangenheit.

Darauf deuten verschiedene Indikatoren: Erstens die Einschaltquoten bei zeithistorischen Sendungen im Fernsehen, nicht nur jenen des vielfach und fast immer zu Unrecht geschmähten ZDF-„Chefhistorikers“ Guido Knopp, sondern ebenso bei den „Spiegel-TV“-Reportagen, die der Privatsender Vox häufig am Samstagabend ausstrahlt und die laut den für die Werbewirtschaft relevanten GfK-Erhebungen gerade bei gebildeten Zuschauern gut ankommen. Die öffentlich-rechtlichen Sender ARD wie ZDF haben ebenso wie die großen Privatsender RTL und Sat 1 seit 2001 mit Erfolg auf große emotionale Spielfilme gesetzt, in deren Schlepptau auch Dokumentationen zu ungeahnten Quotenerfolgen wurden. So erreichten die ZDF-Dokumentationen nach dem Zweiteiler „Die Gustloff“ (durchschnittlich 8,17 Millionen Zuschauer, Marktanteil 23,2 %) im März 2008 sensationelle 6,16 Millionen Zuschauer (21,5 %). Die „Spiegel-TV“-Dokumentation nach dem Sat 1-Zweiteiler „Das Wunder von Lengede“ im November 2003 (11,2 Millionen Zuschauer, 36,2 % Marktanteil) lag in der werberelevanten Zielgruppe der 14- bis 49-Jährigen bei hervorragenden mehr als 21 %.

Seit der Jahrtausendwende haben zeithistorische Stoffe im deutschen Fernsehen – bei einigen wenigen Enttäuschungen – so große Erfolge gefeiert, dass ein Ende der Konjunktur derzeit nicht abzusehen ist. Für die Fernsehseason 2008/09 sind unter anderem zeithistorische Spielfilme über die Entführung der Lufthansa-Boeing „Landshut“ nach Mogadischu 1977, über Rudi Dutschke und über das Schicksal elternloser Kinder in der unmittelbaren Nachkriegszeit angekündigt; zu allen diesen Filmen wird es Dokumentationen verschiedener Anbieter geben. Zahlreiche weitere Projekte sind in der Entwicklung, die Jahre dauern kann. Obwohl Spielfilme dieser Art oft zwischen sieben und zwölf Millionen Euro kosten und deshalb ein Flop für die privaten Produktionsfirmen durchaus riskant wäre, sind alle beteiligten Seiten sicher: Die deutschen Zuschauer werden weiter historische Stoffe überdurchschnittlich gut annehmen.

Zweitens belegen die großen Erfolge von zeitgeschichtlichen Themen in Print- und Onlinemedien das hohe Interesse des Publikums. Von den fünf meistverkauften Ausgaben des Magazins „Der Spiegel“ hatten 2007 vier zeitgeschichtliche Titelthemen, u. a. zur bundesdeutschen Geschichte im Spiegel der „Spiegel“-Berichterstattung, zur Geschichte Berlins und zu Preußen. Im ersten Halbjahr 2008 setzte sich dieser Trend fort: Auf Platz 1 der Verkaufstatistik stand das Heft mit der Titelgeschichte über Hitlers „Machtergreifung“ und auf Platz vier die Ausgabe über deutsche Täter im Zweiten Weltkrieg und den Roman „Die Wohlgesinnten“ des Autors Jonathan Littell. Bei mit dem modernen Verfahren des Readerscans gestützten Untersuchungen des Leseverhaltens wurde 2007 und erneut 2008 festgestellt, dass zeithistorische Themen bei den Abonnenten der Tageszeitung „Die Welt“ hoch im Kurs stehen. Diese nicht im sozialwissenschaftlichen Sinne repräsentativen, aber erfahrungsgemäß sehr praxisnahen Ergebnisse werden im Trend durch die exakt messbare Zahl von Seitenzugriffen zum Beispiel bei „welt.de“ bestätigt: Artikel über die jüngere Vergangenheit erzielen hier besonders hohe Klickraten. Die Zeitgeschichte kann zwar nicht mit sogenannten People-Nachrichten mithalten, doch hängt sie mit großer Regelmäßigkeit innenpolitische und feuilletonistische Themenfelder deutlich ab.

Während im Fernsehen und in den Printmedien (einschließlich den als modifizierte elektronische Zeitung betriebenen Internetseiten) das Publikum die Themensetzung nur indirekt durch Zuspruch oder Desinteresse mitbestimmen kann, sprechen – ein drittes Indiz – die Besucherzahlen zum Beispiel in

den Museen der Bundeshauptstadt Berlin eine deutliche Sprache. Sie entwickeln sich steil nach oben, von 5,7 Millionen 1994 auf über zwölf Millionen 2006. Bemerkenswert: Mit dem Deutschen Historischen Museum, dem privat betriebenen und von der Fläche her winzigen Mauermuseum Haus am Checkpoint Charlie und dem Jüdischen Museum liegen drei praktisch ausschließlich historische Einrichtungen auf den Plätzen zwei bis vier – übertrumpft nur vom Publikumsmagneten schlechthin, dem Weltkulturerbe Museumsinsel. Auch die Gedenkstätten an NS-Verbrechen steigern kontinuierlich ihre Besucherzahlen: Die der Bedeutung des Ortes schon seit Langem unangemessene Open-Air-Ausstellung „Topographie des Terrors“ auf dem Gelände der einstigen Gestapo-Zentrale zum Beispiel verzeichnete nach etwa 395 000 Besuchern 2005 mehr als eine halbe Million 2006, den eher kleinen Ort der Information unter dem 2005 eingeweihten Holocaust-Mahnmal besuchten in gerade einmal zwei Jahren eine Million Menschen.

Festzuhalten bleibt also: Das deutsche Publikum verlangt nach Zeit- und Kulturgeschichte – und zwar auf unterschiedlichen Niveaus und in zahlreichen Kanälen. Ob dabei Unterhaltung im Vordergrund steht, die sich des Vehikels Zeitgeschichte bedient, oder ob umgekehrt über das Instrument Unterhaltung Zeitgeschichte vermittelt wird, ist übrigens gleichgültig. Substanzielle Falschdarstellungen jedenfalls hat bisher niemand den deutschen zeitgeschichtlichen TV-Dokumentationen der vergangenen etwa acht Jahre nachweisen können – an die Stelle konkreter Vorwürfe traten deshalb vage Diffamierungen bestimmter Medien: „Die ‚Wehrmachtausstellung‘ [...] hat auch im Fernsehen deutliche Spuren hinterlassen. Sie hat die Verbrechen der Wehrmacht mit einem solchen Nachdruck thematisiert, dass ARD und ZDF nicht umhin kamen, darauf einzugehen“ (Kinkel 2000: 127). Eine solche Behauptung ist infam, unterstellt sie doch, bei ARD und ZDF hätte es Journalisten gegeben, die am liebsten weiterhin die Tatsache des Vernichtungskrieges unterschlagen hätten.

Die in der akademischen Geschichtswissenschaft mitunter, zum Beispiel auf dem Historikertag in Konstanz 2006, erregt geführte Debatte um eine angeblich drohende „Popularisierung“ (gemeint ist wohl: „Verflachung“) der Beschäftigung mit der Vergangenheit, die in schwer erträglichen Verbalinjurien wie „Geschichtspornographie“ gipfelte (Kansteiner 2003: 648), geht völlig an der Sache vorbei. Denn jede um Aufklärung bemühte Beschäftigung mit der Vergangenheit ist besser als keine Beschäftigung, ganz unabhängig vom Niveau.

Ohne die flache, mitunter geradezu peinlich eindimensionale TV-Serie „Holo-caust“ hätte das Interesse für Zeitgeschichte in der Bundesrepublik 1979 wohl keinen derartigen Sprung nach oben gemacht. Und ohne den herausragenden, aber eben auch sehr suggestiven, die vergangene Realität stark zurichtenden Film „Schindlers Liste“ von Steven Spielberg 1993 wäre die Konjunktur der jüngsten Vergangenheit in der Gesellschaft kaum vorstellbar.

Stark oder auch übertrieben emotionalisierte fiktionale Fernsehfilme wie „Dresden“ oder „Die Flucht“ führen ein völlig anderes und zudem vielfach größeres Publikum an unbestreitbar wichtige Themen heran, als das eine noch so erfolgreiche populärwissenschaftliche Darstellung oder gar eine wissenschaftliche Qualifikationsschrift können. Zeithistorische Forschung, die in der Öffentlichkeit nicht ankommt, ist zwar nicht zwangsläufig nutzlos, aber doch von äußerst eingeschränktem Wert. Der Elfenbeinturm mag für Orchideenfächer ein bequemer Unterschlupf sein – doch für Zeithistoriker ist er ein völlig unangemessenes Quartier. Ihre Ergebnisse gehören, jedenfalls potenziell, ins allgemeine Bewusstsein.

17.2. Die Medien verlangen nach Inhalten

Unter den mehr als 30 000 fest angestellten Redakteuren bei Zeitungen und Zeitschriften, dem Rundfunk und anderen elektronischen Medien in Deutschland sind Absolventen eines Geschichts- oder Politikstudiums überdurchschnittlich häufig vertreten; genaue Zahlen liegen jedoch nicht vor (Raue/Schneider 2003: 301 f.). Allerdings beschäftigen sich trotz des großen Interesses des Publikums nur wenige dieser Journalisten überwiegend oder gar ausschließlich mit dem Thema Zeitgeschichte; die meisten fachlich ausgebildeten Journalisten sind in Politikredaktionen tätig und hier mit tagesaktueller Arbeit voll ausgelastet. Zwar haben die meisten überregionalen Blätter mindestens einen Zeitgeschichtsredakteur, oft auch noch zusätzlich einen Verantwortlichen für Sachbücher, doch wirkliche Spezialressorts für dieses Gebiet sind selten. Entsprechend sind die Redakteure auf Zulieferungen angewiesen. Das ist auch gar nicht anders denkbar, denn mit ganz wenigen Ausnahmen kann es sich kein fest angestellter Redakteur leisten, in einen einzigen Artikel eine oder gar mehrere Wochen Arbeitszeit für eigene Archivrecherchen zu investieren. Hier ergeben sich Chancen

für akademische Historiker und für Nachwuchswissenschaftler. Allerdings nicht primär als Autoren von Artikeln. Viel wichtiger sind Redakteuren die Hinweise auf spannende aktuelle Forschungsergebnisse, auf Entdeckungen in Archiven, auf bedeutende Umwertungen bisher herrschender Meinungen. Die Medien brauchen Inhalte, ausrecherchiertes, verlässliches Material; die Umsetzung in Texte ist dann ein sekundäres Problem.

Zeitgeschichtliche Themen haben in den Medien nur dann eine Chance, wenn sie drei gleichermaßen wichtige Kriterien erfüllen: Erstens müssen die ausrecherchierten Stoffe sachgerecht sein, zweitens mediengerecht und drittens publikumsgerecht. Das erste Kriterium ist eigentlich selbstverständlich: Forschungsergebnisse sind nur dann solche und damit publikationswürdig, wenn sie seriös, also nach den Regeln der wissenschaftlichen Zunft erarbeitet und dokumentiert worden sind; Zuspitzungen sind dabei legitim, dürfen aber nicht übertrieben werden.

Bei Qualifikationsarbeiten sollte dieses Kriterium im Prinzip stets eingehalten werden, doch die Erfahrung zeigt, dass dies keineswegs immer so ist: Gerade sogenannte thesenorientierte Arbeiten verfehlen diesen Anspruch recht häufig. Ein Beispiel dafür ist die in der Fachöffentlichkeit heftig umstrittene und auch in den Feuilletons der großen Zeitungen breit diskutierte Doktorarbeit von Nicolas Berg über die westdeutschen Historiker und den Holocaust, ein anderes Daniel J. Goldhagens Dissertation „Hitlers willige Vollstrecker“, die geradezu einen Aufstand des interessierten Publikums gegen die – in diesem Fall völlig zu Recht skeptische bis strikt ablehnende – Fachwissenschaft zur Folge hatte. Beiden Büchern war jenes Übermaß an aufgesetzter Plakativität eigen, das akademische Historiker gewöhnlich gern den Medien unterstellen, allerdings eingekleidet in jeweils über 700 Seiten mehr oder weniger hinfälliger Erörterungen. Wenn man derlei Extremfälle außen vor lässt, zeigt sich: Sachgerechte, also wirklich wissenschaftliche Studien zeichnen sich oft durch eine intellektuelle Komplexität aus, die sie für eine direkte Umsetzung in die Medien ungeeignet macht.

Denn zweitens muss Zeitgeschichte stets mediengerecht sein, um es ins Fernsehen oder in die Qualitätszeitungen zu schaffen – den Qualitätshörfunk wie den „Deutschlandfunk“ kann man heute mangels nennenswerter Publikumsresonanz leider beinahe ignorieren. Dieses Kriterium zerfällt in zwei Aspekte: Einerseits brauchen Redakteure seriöser Medien im alltäglichen Ringen um den

stets knappen Platz in der Redaktion gute Argumente, um zeithistorische Stoffe durchzusetzen. Immer ist deshalb ein aktueller Anlass gefragt, der die Relevanz des Themas für die Öffentlichkeit begründet. Das kann ein runder Jahrestag sein, eine neue wichtige Veröffentlichung (ob Buch oder Aufsatz), ein demnächst startender Kinofilm oder eine bemerkenswerte TV-Dokumentation, aber ebenso eine Ausstellung oder eine aktuelle wissenschaftliche Kontroverse.

Es ist bei akademischen Historikern längst chic geworden, auf diese Orientierung auf Jahrestage zu schimpfen, und es trifft ja auch zu: Forschung ist nicht abhängig von runden Jubiläen. Andererseits hat der bekennend skeptische Geschichtsredakteur der Wochenzeitung „Die Zeit“, Volker Ullrich, völlig Recht: Manche wichtige Erkenntnis wäre ohne das Medieninteresse wohl auf einen winzigen Kreis von Fachleuten beschränkt geblieben, hätte also keine Relevanz erlangt. Beispiele dafür sind die inzwischen weithin bekannte Tatsache, dass das „Augusterlebnis“ 1914 eben keineswegs so geschlossen war, wie es lange geglaubt wurde, und die – vermittelt über Medienberichterstattung zur umstrittenen Wehrmachtsausstellung – in der Gesellschaft schließlich etablierte Erkenntnis, dass die Wehrmacht einen Vernichtungskrieg geführt hat, ging zurück auf ein zum 50. Jahrestag des Kriegsende terminiertes Projekt. Übrigens war das Faktum der verbrecherischen Kriegsführung in allerdings abschreckend komplexen Arbeiten beispielsweise des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes bereits in den achtziger Jahren formuliert.

Der andere Aspekt, den ein Stoff erfüllen muss, um mediengerecht zu sein, ist einfacher: Das Thema muss im jeweiligen Medium darstellbar sein. Eine TV-Dokumentation braucht möglichst noch nie gesehene bewegte Bilder, idealerweise in Farbe, und „frische“ Zeitzeugen, die lebendig und glaubwürdig über ihre eigenen Erfahrungen berichten können. Ein Zeitungsartikel hat seine Beschränkung eher im begrenzten Umfang von wenigen Standardmanuskriptseiten – auf so knappem Platz kann man nicht alle Differenzierungen unterbringen, die zahlreiche Themen verdienen und derer sie bedürfen. Ein Magazintext schließlich muss aufwendig zu bebildern sein, oft mit einer ganzen Fotostrecke. Allein durch diese Teilvoraussetzung des Mediengerechten scheiden viele zeithistorische Stoffe für eine Vermittlung per Massenmedien aus – und zwar ganz unabhängig davon, wie wichtig die Ergebnisse sein mögen.

Für akademische Wissenschaftler ist das dritte Kriterium erfahrungsgemäß am schwersten zu akzeptieren: Zeitgeschichte muss immer publikumsgerecht

sein, um in den Medien eine Chance zu haben. Sender und Zeitungen leben davon, dass ihre Angebote von interessierten Lesern, Zuhörern oder Zuschauern für relevant gehalten, also wahrgenommen und rezipiert werden. Kein Mensch wird gezwungen, Artikel zu lesen oder Sendungen zu verfolgen. Was sich nicht erschließt oder ihn langweilt, straft er in der Regel mit Ignoranz: Er bricht das Lesen ab oder schaltet den Fernseher aus. Relevanz spielt bei dieser – meist unbewussten – Entscheidung keine Rolle.

Publikumsgerecht sind zeitgeschichtliche Stoffe in der Regel, wenn sie entweder personalisiert werden oder das Publikum emotional ansprechen. Wie weit das getrieben wird, hängt vom jeweiligen Format ab: Ein fiktionaler Fernsehfilm wird diesen Weg immer weiter gehen müssen als eine TV-Dokumentation, wobei die Anforderungen an eine Prime-Time-Sendung im ZDF stark abweichen von denen, die für einen nächtlichen Sendeplatz auf Vox oder ein Nischenprogramm wie Arte oder 3sat gelten. Ähnliches gilt für Printmedien: Ein „Spiegel“-Artikel hat andere Regeln als eine Geschichte in der „Zeit“, eine Story für die „Frankfurter Allgemeine“ muss anders aufgeschrieben sein als ein Text für die „Welt“.

Vom Tagesgeschäft ausgelastete Redakteure brauchen sauber recherchierte Inhalte, die sie in ihrem Medium platzieren können, um ihrem Publikum spannende Einblicke zu geben und dem Bedürfnis nach zeithistorischen Themen gerecht zu werden. Hier bietet sich eine Chance, die jeder (Nachwuchs-)Wissenschaftler erkennen und ergreifen sollte. Man sollte sich allerdings keine Illusionen machen: Nur sehr selten wird ein Doktorand mit einem Zeitungsartikel „groß heraus kommen“ oder gar in nennenswertem Umfang Geld verdienen. Dennoch ist es in jedem Fall besser, nach Verbreitungsmöglichkeiten für die eigenen Erkenntnisse zu suchen, als lediglich in akademischen Nischen zwischen Projektanträgen und Zeitverträgen zu verharren.

17.3. Schnittmengen ausloten

Für Qualifikationsarbeiten und für Berichte in den Medien gelten sehr unterschiedliche Maßstäbe. Nur ein Bruchteil der Themen, mit denen man an einer deutschen Universität promoviert werden kann, eignet sich direkt für eine Verbreitung in den Medien. Auch haben Dissertationen und Habilschriften

nur in Ausnahmefällen eine Chance, rezensiert und auf diese Weise bekannt zu werden. Diese Erkenntnis hat sich inzwischen weitgehend etabliert, sodass die noch in den neunziger Jahren regelmäßigen Anfragen hoffnungsvoller frisch promovierter Wissenschaftler, ob diese oder jene Redaktion angesichts der unübersehbaren Konjunktur zeithistorischer Themen in den Medien nicht gerade auf ihr Buch oder gar auf ihre Mitarbeit (natürlich vorzugsweise in Festanstellung) gewartet habe, heute kaum noch vorkommen. Allerdings ist an die Stelle dieser – falschen – Hoffnungen vielfach offenbar nicht eine realistische Einschätzung und das Ausloten potenzieller Schnittmengen getreten, sondern offensiv gezeigtes Desinteresse, hinter dem möglicherweise Frustration steckt. Manches spricht dafür, hier den Grund für die vehemente Ablehnung vor allem des zum Feindbild stilisierten Guido Knopp bei zahlreichen Nachwuchshistorikern zu vermuten.

Dabei führen einige einfache Überlegungen durchaus weiter. In vielen zeithistorischen Dissertationen lassen sich interessante Aspekte für Medien entdecken – entscheidend ist immer, für welche Medien: Während für eine thüringische Regionalzeitung selbst auf den ersten Blick abgelegene Themen wie die Kollektivierung der Landwirtschaft im Westen Thüringens 1952 bis 1960 interessant sein kann, wenn es denn einen Bezug zur Gegenwart gibt, haben neue Erkenntnisse über Autoren wie Erwin Strittmatter, der zur der SS zugeordneten Ordnungspolizei einberufen worden war, oder Alfred Andersch, der während des NS instrumentellen Gebrauch von der jüdischen Abstammung seiner Frau machte, eine Chance, in der „Frankfurter Allgemeinen“ zu Feuilleton-Aufmachern zu werden. Forschungsergebnisse zu umstrittenen Persönlichkeiten sind ohnehin immer interessant; hier kommen die beiden Kriterien mediengerecht und publikumsgerecht zusammen. Beispiel dafür sind Forschungen über den wichtigen Weltkriegshistoriker Fritz Fischer und sein Verhalten in den dreißiger Jahren, die Ende 2003 an wahrlich entlegener Stelle in der „Zeitschrift für neuere Theologiegeschichte“ veröffentlicht wurden und danach in mehreren Qualitätszeitungen aufgegriffen wurden.

Nachwuchswissenschaftler, die ja tatsächlich häufig am Puls der Forschung arbeiten, die neu entdeckte oder erstmals ausgewertete Quellenbestände genau kennen, sollten schon frühzeitig in ihren Recherchen die – legitimen – Interessen der Medien einbeziehen: Was in den erschlossenen Materialien bietet die Aussicht auf öffentliche Aufmerksamkeit? Wer könnte interessiert sein?

Wie kann man ein Thema so aufbereiten, dass es Aussicht auf Interesse in einer immer mehr von allerlei Reizen überfluteten (Teil-)Öffentlichkeit hat? Diese Fragen sollte sich in der heute längst selbstverständlichen Mediengesellschaft jeder Doktorand stellen, zumindest jeder, der in der Zeitgeschichte arbeitet. Übrigens nicht aus Großherzigkeit der jeweiligen Forscher: In der Regel finanzieren sich Jungwissenschaftler in der Qualifikationsphase aus Stipendien verschiedener Art, also aus Steuer- oder Stiftungsgeldern, was der Öffentlichkeit mindestens ein Recht gibt, dass sie über relevante Ergebnisse informiert wird.

Allerdings wäre es ein Kurzschluss zu glauben, Jungwissenschaftler sollten möglichst selbst bei den zuständigen Redakteuren überregionaler Medien anrufen, um ihre Erkenntnisse anzubieten. Damit würden sie nur in äußerst seltenen Fällen Erfolg haben, denn die Fachleute in den Redaktionen stöhnen auch schon ohne hoffnungsvolle und in wenigstens manchen Fällen sicher auch interessante Angebote aus Qualifikationsarbeiten unter dem Übermaß an unverlangt eingehenden Vorschlägen. Der Zeitgeschichtsredakteur einer überregionalen Tageszeitung kann ohne Weiteres jede Woche zwischen 20 und 50 neue Bücher auf den Schreibtisch bekommen, dazu ähnlich viele Aufsätze per E-Mail oder in Form von Sonderdrucken, außerdem ein halbes Dutzend DVDs mit mehr oder minder spannenden Dokumentationen. Solch eine Informationsflut ist selbst für erfahrene Journalisten kaum mehr zu beherrschen; wenn für die Beurteilung eines inhaltlichen Angebots bei der morgendlichen Postdurchsicht zwischen zehn und 30 Sekunden bleiben, dann ist die Wahrscheinlichkeit, dass auch wirklich interessante Stoffe „durchrutschen“, zwangsläufig sehr hoch. Noch höher liegt übrigens die Schwelle für alle Arten von Exposés für Artikel oder gar fertig verfasste Texte, die einem Redakteur angeboten werden.

Nachwuchswissenschaftler sollten sich stets darüber klar sein, dass ihr Fachgebiet die Forschung ist, nicht das medien- und publikumsgerechte Schreiben. Wer dieses Handwerk nicht gelernt hat, sei es durch praktische Erfahrung in intensiven Praktika oder in längerer freier Mitarbeit, sei es in irgendeiner Form von qualifizierter Fachausbildung, kann sich das Engagement, einen Text zu verfassen, fast immer sparen. Einen veröffentlichungsfähigen Artikel zu schreiben verlangt wesentlich mehr als grammatikalisch einigermaßen korrekte Sätze aufs Papier zu bringen, und nicht jeder, der schon einmal einen Aufsatz

oder gar ein Buch verfasst hat, eignet sich als Autor journalistischer Texte. Wenn also das schlichte Zuschicken von Angeboten, Büchern oder Aufsätzen der falsche Weg ist: Was ist der richtige?

Für jeden Doktoranden ist der Austausch mit Doktorvätern (oder, leider immer noch viel zu selten, Doktormüttern) ein gewohntes Geschäft. Viele dieser etablierten Wissenschaftler haben Kontakte zu Medien – sei es als Rezensent, sei es als Interview-Partner oder weil die dort aktiven Fachjournalisten einst ihre Schüler waren. Denn auch Lehrstuhlinhaber brauchen Kontakte zu Redakteuren, um ihre Ergebnisse und Bewertungen in die Öffentlichkeit zu bringen; kluge Wissenschaftler pflegen diese Verbindungen, zum Beispiel auf Tagungen. Promovenden sollten ihre Betreuer durchaus ansprechen auf diese Art von Unterstützung, denn öffentliche Aufmerksamkeit liegt zwar auf einer anderen Ebene als die Vermittlung eines Stipendiums, kann aber noch wichtiger sein.

Allerdings darf man sich keine Illusionen machen: Ganz gleich, wie bekannt ein Betreuer ist – letztlich entscheidet allein der Fachredakteur, ob ihn ein Thema interessiert. Festangestellte Journalisten mit Entscheidungskompetenz legen großen Wert auf die Unabhängigkeit, die ihr Arbeitgeber ihnen gibt, und nutzen diesen Freiraum zum Vorteil ihres Mediums. Ihr wichtigstes Ziel ist es, ihrem Publikum interessante Informationsangebote zu machen; ein anderes Kriterium sollten sie nicht verfolgen. Insbesondere reicht persönliche Verbundenheit nicht, um ein Thema in den Medien zu platzieren. Kluge Professoren wissen das und bieten lediglich ausgewählte Themen an; nur in ganz seltenen Ausnahmefällen bitten sie einen erfahrenen Redakteur ausdrücklich darum, ein ihnen besonders wichtiges Thema zu behandeln. Der Doktorand darf also nicht zu viel erwarten, sondern sollte versuchen, sein Angebot so überzeugend zu gestalten, dass der jeweilige Betreuer das Herstellen von Medienkontakten von sich aus für aussichtsreich hält. Diese Funktion können übrigens auch Mitarbeiter von Stiftungen oder deren Pressestellen-Mitarbeiter übernehmen; wichtig ist nur, dass Nachwuchswissenschaftler überzeugende, das heißt: aussichtsreiche Angebote machen.

Ebenso normal ist für jeden Doktoranden mindestens im fortgeschrittenen Teil ihrer Qualifikation der Kontakt zu Verlagen und zu Redaktionen von wissenschaftlichen Zeitschriften. Auch die verantwortlichen Mitarbeiter solcher Einrichtungen haben in aller Regel Kontakte zu entscheidungsberechtigten

Journalisten in Massenmedien. Wenn überhaupt, so schaffen es interessante Aufsätze auf diese Weise in Zeitungen. Zudem hat jede wissenschaftliche Zeitschrift Herausgeber, die in der Regel sehr gut vernetzt sind. Wer also seinen Aufsatz in einer solchen Publikation untergebracht hat, sollte es dabei nicht belassen, sondern umgehend überlegen, wie zum Zeitpunkt des Erscheinens des jeweiligen Heftes die Kernerkennntnis des Aufsatzes über die Zeitschrift hinaus verbreitet werden kann. Dabei ist gerade nicht die Rezension der Königsweg, sondern der Text eines Redakteurs über den jeweiligen Erkenntnisfortschritt; je nach Medium mitunter auch eine stark gekürzte und konzentrierte Fassung des Aufsatzes selbst. Dem Publikum ist der formalisierte Rezensionszirkus einigermaßen gleichgültig; es unterscheidet nicht zwischen verschiedenen Formen journalistischer Texte, sondern goutiert weiterführende Aspekte.

Wichtig ist außerdem natürlich, dass sich ein Doktorand Gedanken darüber macht, für welches Medium sein Thema oder ein Ausschnitt davon interessant sein könnte. Im hauptsächlich außenpluralen Mediensystem der Bundesrepublik gibt es eine Fülle von politisch unterschiedlich eingestellten Medien; die Redakteure der jeweiligen Redaktionen arbeiten in der Regel aus Überzeugung und keineswegs aus Zwang für ihr Medium. Wer nachweisen möchte, dass der Antifaschismus der SED mehr war als die Machterhaltungsstrategie eines von vornherein gescheiterten diktatorischen Regimes, hat damit möglicherweise beim „Neuen Deutschland“ und sicher bei der „Jungen Welt“ Aussicht auf Erfolg, aber doch gewiss nicht bei der „FAZ“ oder der „Welt“. Umgekehrt braucht man eher nicht versuchen, den kritischen Umgang mit Mythen der sogenannten 68er oder Friedensbewegung bei der „Tageszeitung“ und der „Frankfurter Rundschau“ unterzubringen. Das gilt übrigens nicht nur in politischen Fragen; Medien vertreten auch, meist in Person der jeweils verantwortlichen Redakteure, in Sachfragen ihre eigenen Auffassungen: Wer etwa den „Spiegel“ dafür zu gewinnen versucht, die Schuld der Nazis am Reichstagsbrand 1933 nachzuweisen, dürfte damit wenig Erfolg haben; das Gleiche gilt bei der „Zeit“. Bessere Aussichten hätte man da wohl beim Berliner „Tagesspiegel“, auch der „Südwestrundfunk“ hat in dieser Frage durchaus eine andere Haltung bewiesen. Und im Rahmen des Meinungspluralismus sind solche Schwerpunkte völlig in Ordnung.

18. Von der Promotion zur Buchveröffentlichung

Wege und Irrwege

Welche Publikationsformen gibt es für Dissertationen? Mit welchen Kosten sind sie verbunden? Wie sollte nach der Wahl des Verlages die Kontaktaufnahme gestaltet werden? Mit welchen inhaltlichen und formellen Überarbeitungswünschen ist zu rechnen? Welche juristischen Prüfungen gehen der Publikation zeitgeschichtlicher Forschungsarbeiten voraus? Wie gestaltet sich die technische Abwicklung der Manuskripterstellung? Wie erstellt man ein Register? Welche Möglichkeiten zur Popularisierung gibt es? Wie ist der Vertrieb innerhalb der deutschen Buchhandelslandschaft organisiert?

Max Frisch ist einmal nach dem Besuch der Frankfurter Buchmesse gefragt worden, wie er sich denn als Autor dort fühle. „Na, wie auf einem Pferdemarkt“, soll er geantwortet haben, „nur dass die Pferde das Glück haben, die Sprache ihrer Händler nicht zu verstehen.“

Ähnliches mögen Autoren zeitgeschichtlicher Wissenschaftswerke empfinden, wenn sie auf einem abendlichen Messeempfang in die Runde entsprechender Fachverleger geraten sollten. Dort wird dann womöglich über die weltfremden Experten gespottet, die bei der Buchpremiere keinen geraden Satz ohne Zettel herausbringen und am mühsam herbeigeschafften Publikum vorbereiten, die nur schwer zur besseren Verständlichkeit ihrer Texte zu überreden sind und am liebsten den fertig gesetzten Umbruch noch einmal umarbeiten, ohne zu bedenken, welche Konsequenzen das fürs Register hat.

Wenn man sich derartige Begegnungen ersparen und stattdessen lieber mit seinem Verleger entspannt feiern möchte, der dann beim Sekt hoffentlich auch

fragt, auf welches neue Werk vom Autor bzw. der Autorin er sich demnächst freuen dürfe, dann sollte man einfach ein paar Grundregeln beachten, die nicht nur bei der praktischen Zusammenarbeit helfen, sondern auch der wirksamen Verbreitung des so mühsam erarbeiteten Werkes dienen und allgemein die Stimmung heben.

18.1. Wahl der Publikationsform

Die meisten Universitäten haben ihre Promotionsordnungen inzwischen den veränderten technischen Möglichkeiten angepasst und bieten drei Verbreitungsmöglichkeiten an:

- a) *Manuskriptkopie*. Das meint die Produktion im klassischen A4-Format im Kopierladen (einschließlich Bindung) von etwa 30 bis 40 Exemplaren, die dann von den jeweiligen Universitätsbibliotheken im Austauschverfahren in der akademischen Fachbibliothekswelt verbreitet werden. Dies bietet sich für Arbeiten an, die nur als Zwischenstufe in einem weiterführenden wissenschaftlichen Projekt gedacht sind oder die ein sehr spezielles Detailthema behandeln, für das es nur Interesse in der engeren Fachwelt gibt. Abhängig vom Umfang der Arbeit können die Kosten dafür leicht 1000 Euro erreichen.
- b) *Digitale Publikation*. In einem solchen Fall verlangt die Universität zumeist nur vier oder fünf fest gebundene Manuskriptexemplare auf alterungsbeständigem Papier für ihre Bibliothek und zusätzlich eine elektronische Version nach bestimmten technischen Vorgaben. Die Verbreitung erfolgt dann übers Internet. Das ist kostengünstig (ca. 100 Euro) und erfordert zumeist keine zusätzlichen inhaltlichen Überarbeitungsschritte, weshalb diese Form immer beliebter wird. Der Nachteil ist allerdings, dass man die Verbreitungsrechte an seinem eigenen Werk damit unwiderruflich aus der Hand gibt, denn sie gehen an die Universitätsbibliothek, die Deutsche Nationalbibliothek und die Sondersammelgebietsbibliothek der Deutschen Forschungsgemeinschaft über.
- c) *Buchpublikation*. Da es in Deutschland – anders als in den USA – kaum universitätseigene Verlage gibt, erfolgen Buchpublikationen hierzulande eher bei gewerblichen Verlagen. Für die etwa 6000 neuen Titel, die jedes Jahr im Bereich der Geistes- und Sozialwissenschaften erscheinen, gibt es etwa

100 spezialisierte Editions Häuser mit unterschiedlichen Programmschwerpunkten und unterschiedlichem Leistungsspektrum, wie der Börsenverein des Deutschen Buchhandels auf Nachfrage erklärt. Entsprechend verschieden sind die Anforderungen an Druckkostenzuschüsse (von 3000,- bis 10 000,- Euro), da die Publikationen in kleinen Auflagen in der Regel nicht kostendeckend herauszubringen sind. Geboten werden im Idealfall ein prominentes Umfeld, eine qualifizierte Durchsicht des Manuskriptes, guter Satz und Druck sowie eine wirksame Öffentlichkeitsarbeit.

Daneben haben sich in den letzten Jahren mit der neuen Digitaldrucktechnik auch Print-on-Demand-Verlage herausgebildet, bei denen die Druckdatei vom Autor hinterlegt und nur dann ein Buch produziert wird, wenn es eine Bestellung dafür gibt. Dies ist kostengünstiger (ca. 300,- bis 500,- Euro) als eine traditionelle gewerbliche Buchproduktion, wird aber von den meisten Universitäten nicht anerkannt, da die geforderte Mindestauflage von 150 Exemplaren nicht gewährleistet werden kann.

18.2. Wahl des Verlages und Kontaktaufnahme mit dem Verlag

In der Regel kennt der Doktorand die einschlägigen Fachverlage seines Forschungsgebietes, denn mit der entsprechenden Literatur hat er in den letzten Jahren intensiv gearbeitet. Daher weiß er auch, wo die renommierten Autoren erscheinen und wie gut die Editionsqualität ist: Stehen beispielsweise die Fußnoten auf der richtigen Seite, finden sich die verkürzt zitierten Quellen leicht auffindbar in einem übersichtlichen Literaturverzeichnis, gibt es ein ordentliches Register, ist die Druckqualität so, dass man auch die klein gedruckten Anmerkungen gut lesen kann, hält die Bindung selbst bei intensiver Benutzung? Und man weiß auch, welche Bücher besprochen werden und welche Autoren in der Öffentlichkeit zu sehen sind, wo also gute Pressearbeit geleistet wird.

Wenn man seine Favoriten ausfindig gemacht hat, sollte man erkunden, wie die Publikationsanfrage am besten an die entsprechenden Verlage zu richten ist. Zumeist findet man Hinweise auf den Webseiten, ansonsten helfen eine kurze E-Mail-Anfrage oder ein Anruf. Die meisten Verlage wollen zunächst nur eine Kurzbeschreibung (Abstract), das Inhaltsverzeichnis und bei Promotionen die Gutachten, ggf. noch die Einleitung, aus der die Abgrenzung zur bisher vorlie-

genden Literatur deutlich wird, sowie das Resümee. Auf keinen Fall sollte man gleich die ganze dicke Arbeit schicken. (Zurückgesandt wird sie ohnehin nur, wenn Rückporto beiliegt.) Erst wenn der Verlag sein grundsätzliches inhaltliches Interesse bekundet hat, kann man mit den konkreten Absprachen zu gestalterischen Fragen, möglichen Publikationsterminen und erforderlichen Kosten beginnen. Zuallererst eine Kalkulation zu fordern, hieße den Verlag in die Rolle des reinen Druckvermittlers zu drängen, was ernsthafte Häuser nicht so gern sehen, da es einer inhaltlichen Entmündigung gleichkommt. Schließlich achtet man dort auf Programmprofile und auf die Verträglichkeit der Autorengemeinschaft.

Wird man sich inhaltlich schließlich einig, bleibt am Ende die Frage des Geldes. Damit der Verlag eine genaue Kalkulation erstellen kann, benötigt er die Gesamtzeichenzahl des Werkes (mit Leerzeichen und Anmerkungen!), Angaben über geplante Abbildungen, deren Rechtekosten und Beschaffenheit (Scanvorlage oder hoch aufgelöste Datei), sowie eine Klärung der noch zu bringenden Arbeiten (wer erstellt beispielsweise das Register?).

Da die meisten Druckkostenzuschussgeber (Stiftungen und Forschungseinrichtungen) mindestens drei Vergleichsangebote verlangen, sollte man mit den Verlagskontakten frühzeitig beginnen. Selbst wenn der Zuschussgeber dann seine Mittel am kostengünstigsten Angebot ausrichtet, bleibt der Autor frei in seiner Verlagswahl. Bevorzugt er aus inhaltlichen Erwägungen einen anderen Verlag, so bleibt ihm das unbenommen, nur müsste er dann womöglich die Differenzsumme privat aufbringen. Das Gleiche trifft auf Umfangserweiterungen zu. Viele Stiftungen fördern wissenschaftliche Publikationen nur bis zu einem Höchstsatz von 5000,- Euro, was in der Regel für Umfänge bis 500 Seiten reicht. Besteht ein Autor auf der Publikation von 800 oder mehr Seiten, da er beispielsweise jeden Hinweis auf die von ihm gelesene Literatur und auch noch den Dokumentenanhang für unverzichtbar hält, so muss er für die Zusatzkosten zumeist selbst aufkommen.

18.3. Inhaltliche Absprachen mit dem Verlag

In einem gründlich arbeitenden Haus, das nicht einfach die Autorendatei in die Setzerei weiterreicht, sondern wo ein inhaltlich ausgerichteter Korrekturgang stattfindet, erhält der Autor praktische Vorschläge, wie sein Text so dargeboten

werden kann, dass er auch außerhalb der eigenen Zunft verstanden wird und möglichst viele Leser erreicht. Das kann bei der Vereinfachung der Gliederung anfangen (Dezimalklassifikationen mit fünf bis sechs Untererebenen verwirren meist nur und lassen sich typografisch kaum sinnvoll darstellen), setzt sich über die notwendige Einführung von Personen und die Erläuterung von Abkürzungen fort und endet bei der Einheitlichkeit von Zeitschriftenangaben (Jahrgangsangabe, Heftbezeichnung etc.).

Auch wenn die Gutachter die Arbeit ohne Überarbeitungsauflagen in der verteidigten Form zur Publikation empfohlen haben, bedeutet dies nicht, dass danach keine Änderungen mehr stattfinden können (ausgenommen sind natürlich die inhaltlichen Grundaussagen). In den USA und vielen anderen Ländern ist es sogar üblich, die abgeschlossene Arbeit für die Publikation nochmals sprachlich zu „polieren“ und zu ergänzen. Dies gestatten auch die meisten deutschen Promotionsordnungen, weshalb es an dieser Stelle keinen Grund zur Zurückhaltung gibt.

Besonders aufwendig ist die Arbeit gewöhnlich bei wissenschaftlichen Sammelwerken wie etwa Konferenzbänden. Da im föderalen Deutschland beinahe jede Universität ihre eigenen Editionsprinzipien hat und auch noch jede Zunft nach einer anderen Methode zitiert, ist es die unverzichtbare Aufgabe der Herausgeber, hier rechtzeitig klare Vorgaben zu erstellen. Bevor dann die einzelnen Beiträge nach einheitlichen Kriterien durchgesehen und redigiert werden, empfiehlt sich eine Absprache der Herausgeber mit dem vorgesehenen Verlag. Alle gewissenhaften Editions Häuser legen Wert darauf, dass die publizierten Werke in sich einheitlich gestaltet sind, editorisch wie typografisch. Dafür gibt es in der Regel Mustervorlagen oder „Hinweise zur Manuskriptgestaltung“, die rechtzeitig abgefragt werden sollten.

18.4. Juristische Prüfung

Bei zeitgeschichtlichen Werken, die also von noch lebenden Zeitgenossen oder erst jüngst verstorbenen Persönlichkeiten handeln, ergeben sich besondere juristische Anforderungen, die vor der Veröffentlichung genau geprüft werden müssen, will man kostspielige und mitunter auch rufschädigende Nachspiele vermeiden. Nach deutschem Verlagsrecht haften

Behauptender (Autor) und Verbreitender (Verleger) gleichermaßen, sie können sowohl gemeinsam als auch einzeln verklagt werden (vgl. Schertz/Schuler 2007).

Das ist selbst dann möglich, wenn man die Bestimmungen des Archivrechts konsequent eingehalten und die jeweiligen Sperrfristen beachtet hat. Die Frage nämlich, ob eine Person mit vollem Namen genannt werden darf, hängt von anderen Kriterien ab. Hier muss das Recht auf Privatheit (und im Falle einer früheren Straftat auf Resozialisierung) abgewogen werden gegen das Recht auf Information der Öffentlichkeit. Ist es zur Darstellung eines bestimmten historischen Vorganges wirklich erforderlich, die vollen Namen der handelnden Personen zu nennen, oder genügen Funktionsbezeichnungen bzw. abgekürzte oder anonymisierte Namen? Handelt es sich um eine absolute oder nur um eine relative Person der Zeitgeschichte? In letzterem Fall darf über sie nur im Zusammenhang mit aktuell interessierendem Tagesgeschehen mit vollem Namen berichtet werden, später aber (in einer zeitgeschichtlichen Publikation) nicht mehr.

Besonders viele Konflikte gibt es um die Nennung von Mitgliedschaften in NS-Organisationen und um die Mitarbeit beim Staatssicherheitsdienst der DDR. Hier gestatten die Richter neuerdings nur noch die Klarnamennennung bei herausgehobenen Funktionen oder besonders schwerwiegenden Taten. Dies gilt gleichermaßen für Verstorbene, die nach deutschem Gesetz über ein „postmortales Persönlichkeitsrecht“ verfügen, sodass auch die Nachkommen Klagerecht haben.

In diesem Zusammenhang ist noch eine Besonderheit des Zitatrechts zu berücksichtigen. Eine vom Autor nicht in Zweifel gezogene oder widerlegte Tatsachenbehauptung in einer zitierten Quelle gilt wie eine eigene Behauptung des Autors und ist entsprechend justiziabel. Der Behauptende unterliegt der Pflicht, stets auch die Gegenargumente gelten zu lassen und die andere Seite zu hören, ggf. gezielt zu befragen. Es genügt dann die Feststellung im Buch, dass die betreffende Person dies bestreitet oder anders sieht. Das abschließende Urteil kann sich dann der Leser bilden. Dies ist bei historischen Vorgängen nicht in jedem Fall im Nachhinein noch zu leisten, aber der Autor ist verpflichtet, den Verlag auf entsprechend problematische Passagen ausdrücklich hinzuweisen, sodass eine rechtliche Prüfung eingeleitet werden kann.

18.5. Technische Abwicklung

Wenn die inhaltlichen und juristischen Fragen alle geklärt sind, geht es an die praktische Abwicklung. Alle Verlage bestehen heute auf einer Manuskriptanlieferung in doppelter Form – als Datei und als Ausdruck. Üblicherweise wird in den Lektoraten mit Microsoft oder Word-kompatiblen Programmen gearbeitet, weshalb ein DOC-Format (zur Sicherheit ggf. auch noch als RTF-Kopie) willkommen ist. Dabei sollte zuvor abgesprochen werden, wie die Formatierungen aussehen können, was abhängig ist von der jeweiligen Art der Weiterverarbeitung. Bestimmte Formatvorlagen im Dokument sind entweder hilfreich oder auch extrem störend. Auf jeden Fall wird erwartet, dass der Text bereits Korrektur gelesen worden ist und eine formale Vereinheitlichung bei den Zitierweisen und Quellenangaben stattgefunden hat.

Nach dem Satz – entsprechend den typografischen Vorgaben der Herstellungsabteilung des Verlages – erhält der Autor dann einen fertig gestalteten Umbruchabzug, den er noch einmal komplett Korrektur lesen muss. Dabei sind vor allem die Zuordnungen der Fußnoten zu prüfen (hier gibt es in den Satzfirmen oft Konvertierungsprobleme); außerdem sollte auf mögliche Trennfehler geachtet werden. Nach spätestens zwei Wochen sind die durchgesehenen Umbruchfahnen an den Verlag zurückzureichen, auf dem Deckblatt ist mit Namen und Datum Imprimatur (Druckgenehmigung) zu erteilen. Wenn der Verlag parallel dazu einen externen Korrektor beauftragt hat, so werden beide Korrekturfahnen vereinheitlicht (kollationiert) und dann an die Satzfirma zurückgegeben, die die Korrekturen ausführt und einen zweiten Umbruch erstellt. Dieser wird dann im Verlag Revision gelesen, d. h. es wird geprüft, ob alle Korrekturen richtig ausgeführt worden und dabei keine neuen Fehler entstanden sind.

Sobald sämtliche Korrekturgänge abgeschlossen sind und das endgültige Satzbild unverrückbar steht, kann die Arbeit am Register beginnen.

18.6. Registererstellung

Jedes solide wissenschaftliche Werk sollte über nutzerfreundliche Register verfügen. Das ist in der Regel ein Personenregister, bei Bedarf auch ein Ortsregister und ggf. ein Sachregister. In angelsächsischen Ländern arbeitet man

eher mit einem Gesamtregister, was inzwischen auch verstärkt in Deutschland Einzug hält.

Das Registermachen ist eine kleine Welt für sich, die im Studiengang Editionswissenschaften an manchen Universitäten gelehrt wird und wovon es eigene Veröffentlichungen gibt (vgl. Kunze 1992). Hier nur ein paar Eckpunkte:

- *Personenregister*: Aufgenommen werden nur real existierende Personen (also keine literarischen oder biblischen Gestalten) und nur dann, wenn man etwas zu ihnen, ihrem Werk oder ihrer Wirkung erfährt, nicht aber, wenn sie nur als Synonym für etwas stehen (etwa „Stalin-Zeit“ oder „Hitler-Reich“). Sie werden auch dann aufgenommen, wenn sie nicht namentlich genannt, aber inhaltlich gemeint sind (beispielsweise Sowjetführer oder Reichskanzler). Berücksichtigt werden alle Textteile, die zum Gegenstand des Werkes inhaltliche Aussagen enthalten, also ggf. auch erläuternde Anmerkungen. Nicht aufgenommen werden hingegen reine Quellenangaben oder persönliche Vorworte und Danksagungen, in denen etwa die Freundin oder Mutter lobend erwähnt wird, weil sie während des Abfassens der Promotion den Rücken wohlthuend gestreichelt bzw. die Seele gestärkt habe.
- *Ortsregister*: Hier ist zunächst zu klären, ob es wirklich ein reines Ortsregister oder eher ein Register geografischer Namen werden soll, in das auch Länder, Regionen und Stadtteile, womöglich sogar Flüsse und Berge aufgenommen werden. Das ist abhängig vom Gegenstand der jeweiligen Arbeit. Schwierig wird es, wenn die Orte ihre staatliche Zuordnung gewechselt haben und damit auch ihre Schreibweise, was im Umfeld des Zweiten Weltkrieges häufig vorgekommen ist. Hier muss das Prinzip der zum jeweiligen Zeitpunkt gültigen Schreibweise gelten, auch wenn die Orte heute anders heißen. Ergänzend sind Querverweise auf andere Benennungen und entsprechende Registereinträge vorzunehmen.
- *Sachregister*: Dies ist die Königsklasse aller Register. Hier kann man entweder ganz klassisch nach dem Prinzip des Stichwortregisters bestimmte Institutionen, Firmen oder Parteien auflisten – genau so, wie sie im Text vorkommen –, oder man kann ein verallgemeinerndes Schlagwortregister erstellen, das inhaltliche Oberbegriffe bildet und damit historische und politische Zusammenhänge abbildet. Das ist dann sinnvoll, wenn der sei-

nerzeit verwendete Begriff irreführend oder heute völlig ungebräuchlich ist, sodass niemand danach suchen würde. Hier sollte man sich an der heutigen Nutzerlogik orientieren und den hilfreichen Schlagworten dann die entsprechenden Stichworte zuordnen.

Neben diesen inhaltlichen stellen sich bei der Registererstellung aber auch ganz praktische Fragen, denn gefragt ist eine möglichst effiziente Vorgehensweise, schließlich handelt es sich bei umfangreichen Arbeiten um mehrere Tage Aufwand. Üblich sind drei Wege:

- *Die klassische Methode:* Die Schlussfassung des Umbruchs wird noch einmal Zeile für Zeile gelesen, und mit unterschiedlichen Farbstiften markiert man jene Worte, die anschließend in die Register sollen, also etwa alle rot gekennzeichneten Namen ins Personenregister und alle grün unterstrichenen Städte ins Ortsregister. Dabei kann man indirekte Erwähnungen (wenn also von der Hauptstadt die Rede, aber Berlin gemeint ist) gleich am Rand mit dem richtigen Registerbegriff ergänzen. Hat man schließlich den Haupttext und die inhaltlichen Anmerkungen durchgearbeitet, schreibt man die markierten Begriffe in alphabetischer Reihenfolge in die entsprechenden Registerdateien und setzt gleich die Seitenzahlen (durch drei Leerzeichen getrennt) hinzu. (Hilfreich ist es dabei, wenn die rückenstärkende Bezugsperson Unterstützung gewährt und diktiert.) Bei diesem Vorgehen kann zumeist sichergestellt werden, dass gewissenhafte Abwägungen über die Sinnhaftigkeit des jeweiligen Eintrags stattgefunden haben und kaum etwas übersehen wird. Der Preis ist ein hoher Zeitaufwand.
- *Die schnelle Methode:* Einfacher geht es, wenn man sich am Ende der Manuskriptarbeit – während im Verlag der Umbruch erstellt wird und sich beim Autor gerade etwas Leerlauf einstellt – alle geplanten Begriffe schon mal aus dem Text herauszieht und in eine alphabetische Datei bringt. Hilfreich ist dafür unter Word, die Sortierfunktion im Tabellen-Menü zu nutzen. Nun kann man sich nach erfolgreich abgeschlossenem und komplett korrigiertem Umbruch vom Verlag eine PDF-Datei des Buchmanuskripts geben lassen, in der man Begriff für Begriff über die Suche-Funktion finden lässt. Dabei geht man ziemlich sicher, kein Wort, das namensidentisch im Werk vorkommt, zu übersehen, allerdings muss man private Vorworte, Danksagungen, Literaturverzeichnisse und mögliche andere Anhangteile bewusst weglassen. Die Suchoptionen sind allerdings so einzustellen, dass auch

Deklinationsformen und Schreibungen mit Apostroph gefunden werden. Das Ganze geht dann recht zügig, hat nur den Nachteil, dass indirekte Erwähnungen nicht erkannt werden, also kein Mao, wenn vom Großen Vorsitzenden die Rede ist.

- *Die perfekte Methode:* Die meisten Textverarbeitungsprogramme bieten die Möglichkeit von verdeckten Texteinträgen an. Damit kann man nach Abschluss der Dissertation, wenn man monatelang auf das Eintreffen der Gutachten wartet, seine Zeit sinnvoll ausfüllen, indem man hinter jeden Namen, jeden Ort, jeden Begriff, den man sich später im Register wünscht, einen entsprechenden Eintrag anbringt, der sich beliebig ein- und ausblenden lässt. (Die Hilfe-Funktion weiß dazu mehr.) So kann man problemlos auch hinter den „dicken Einheitskanzler“ verdeckt Helmut Kohl schreiben. Egal, was mit dem Text dann noch passiert, ob ein Abschnitt rausfällt oder durch einen neuen ersetzt wird – mit einem Knopfdruck hat man sofort über die Indexfunktion ein fertiges Register, bei dem dann nur noch die vielen Einzelnennungen sinnvoll zusammengefasst werden müssen (aus S. 21, 22 wird 21 f., aus S. 21, 22, 23 dann 21–23). Diese Methode funktioniert jedoch nur dann, wenn das Textverarbeitungsprogramm des Autors mit dem Satzverarbeitungsprogramm des Verlages harmoniert, es also keinen Datenverlust bei der Konvertierung gibt. Daher sollte man sich rechtzeitig erkundigen, mit welchem System weitergearbeitet wird, denn ein Umstieg von Windows auf Mac kann beispielsweise verheerende Wirkung haben und die ganze schöne Vorarbeit wieder zerstören.

18.7. Die Popularisierung des fertigen Buches

Ist die Hürde des Registers glücklich genommen und die fertige Enddatei auf dem Weg in die Druckerei, kann alle (verbliebene) Kraft in die Verbreitung des Werkes gesteckt werden. Hierzu ist eine Besprechung in der zuständigen Verlagsabteilung sinnvoll, egal ob sie auf den Namen Marketing, Promotion, PR, Presse- oder Öffentlichkeitsarbeit hört.

Bereits vor Drucklegung hat hoffentlich eine Abstimmung mit dem betreuenden Lektorat über den Klappen- bzw. Rückseitentext des Buches stattgefunden, denn der ist für den weiteren Weg in die Öffentlichkeit entscheidend, da

er zumeist auch als Informationstext für die Internetportale und Werbematerialien verwendet wird. Auf max. 1000 Zeichen, also einer halben Normseite, ist dem geneigten Publikum verständlich zu machen, worum es in dem Werk inhaltlich geht, was es im Unterschied zu konkurrierenden Produkten leistet und auf welche besonderen Quellen und Materialien es sich stützt. Ein Gang durch die einschlägige Fachabteilung einer großen Buchhandlung kann dabei im Vorfeld hilfreich sein und Anregungen geben.

Dieser sehr verknappte Info-Text lässt sich dann im sogenannten Waschzettel der Presseabteilung des Verlages noch etwas ausbauen. Hier stehen max. 2000 Zeichen, also eine übliche Textseite, zur Verfügung, um Rezensenten und Multiplikatoren Basisinformationen zu liefern, die ihnen beim Abfassen einer Annotation oder Kurzbesprechung helfen können. (Fachwissenschaftliche Kritiken sind damit natürlich nicht zu beeinflussen.)

Die zuständigen Kollegen der Verlage sind in der Regel dankbar und aufgeschlossen, wenn der Autor mit entsprechenden Vorschlägen kommt, vorausgesetzt er ist auch bereit zu akzeptieren, dass die letztliche Entscheidung beim Verlag liegt – denn derjenige, der (trotz partieller Zuschüsse) das wirtschaftliche Risiko trägt, ist auch für die Vermarktung verantwortlich.

Zu klären wäre sodann, wie viele Freixemplare für Rezensenten und Multiplikatoren eingesetzt werden. Die Verlage wissen zumeist, bei wem es sich um Schnorrer handelt und wer tatsächlich etwas für ein Buch tut. Das muss nicht immer die klassische Besprechung sein, viel wirksamer ist es mitunter, wenn ein Prominenter auf seine ach so interessante jüngste Lektüre verweist oder der Nestor einer Fachrichtung in seiner Vorlesung auf eine überraschende Neuerscheinung zu sprechen kommt. Hier gehen oft die Wünsche des Autors und die kalkulatorischen Möglichkeiten des Verlages auseinander, weshalb eine gemeinsame Abstimmung über die zu beschickenden Experten für beide Seiten produktiv sein dürfte.

Bleibt am Ende noch die Frage der öffentlichen Präsentation, sei es mit einer feierlichen Buchpremiere und anschließendem Umtrunk, mit einer öffentlichen Diskussionsveranstaltung auf einer Messe oder im Rahmen einer wissenschaftlichen Tagung. Entscheidend ist, wie man das eigentliche Zielpublikum erreicht, die Form ist dann nachgeordnet. Dabei sollte bedacht werden, dass weihevoll Lobeshymnen auf Autor und Werk eher abschreckend wirken und den Beigeschmack bezahlter PR haben, während kontroverse

Debatten mit Fachkollegen anderer Denkart oft sehr belebend sein können. In jedem Fall muss sich der Autor gründlich präparieren – etwa so wie zur Disputation –, und prägnante Kernaussagen sollten schon mal vorformuliert werden.

18.8. Vertrieb

Das deutsche Verlagswesen gilt als eines der erfolgreichsten und effizientesten in der Welt. Das betrifft nicht nur die inhaltliche Breite und die Anzahl der verlegten Titel (sie übertrifft mit etwa 90 000 pro Jahr die der USA mit 50 000 bei Weitem), sondern bezieht sich auch auf die gute Distribution. Dank des Gesetzes über die Buchpreisbindung verfügt das Land über ein „dichtes Netz geistiger Tankstellen“ (Günter Grass), denn das Werk kostet in der Landbuchhandlung das Gleiche wie im Kulturkaufhaus der Großstadt. Dadurch haben auch die Kleineren eine Chance, und so kommt in Deutschland auf 17 000 Einwohner eine Buchhandlung (USA: 70 000). Diese können ähnlich den Apotheken binnen 24 Stunden mit allen wichtigen Waren beliefert werden. Mehrere Großhändler (Barsortimente genannt) unterhalten eigene Bücherwagendienste, die gut ein Drittel der etwa eine Million lieferbaren Titel über Nacht heranschaffen können.

Wenn man also bei der vorhandenen Angebotspalette an Verlagen sein Werk irgendwo untergebracht hat, kann man ziemlich sicher sein, dass jeder Interessierte es auch bei einem der vielen Buchhändler problemlos bestellen kann. Sollte die hoch spezialisierte Fachstudie mal nicht zu den „Schnelldrehern“ zählen und somit übers Barsortiment abrufbereit sein, so kann die Zustellung über die jeweilige Verlagsauslieferung binnen drei bis fünf Tagen erfolgen. Man muss seinen Buchhändler nur bitten, jenseits der Großhändlerkataloge auch im Verzeichnis lieferbarer Bücher (VLB) nachzusehen (www.buchhandel.de) oder auf die jeweilige Homepage des Verlages zu schauen. Das Ganze kann man ebenso über Internethändler versuchen, die in der Regel jedoch meist nur die gängige Ware am Lager haben und Fachliteratur erst über die Verlage beschaffen müssen, sodass es hier schon mal sieben Tage und mehr dauern kann. Auf keinen Fall sollte man sich von der erstbesten Auskunft, der Titel sei vergriffen, nicht zu recherchieren oder nicht lieferbar, abschrecken lassen, denn

oft steht dahinter nur das Desinteresse, einen ausgefallenen Titel jenseits der gängigen Pfade zu beschaffen.

Wenn glücklich alles geschafft ist, der Autor ein ordentliches Buch in den Händen hält, die Interessenten allerorten darauf zugreifen können, die Medien lobend darüber berichten und der Verleger auf den gedruckten Exemplaren nicht sitzen bleibt, hat sich die jahrelange Arbeit an der Dissertation auch praktisch gelohnt. Dann ist es Zeit, eine gute Flasche zu öffnen, mit allen Beteiligten anzustoßen und vor lauter Übermut an das nächste Buchprojekt zu denken.

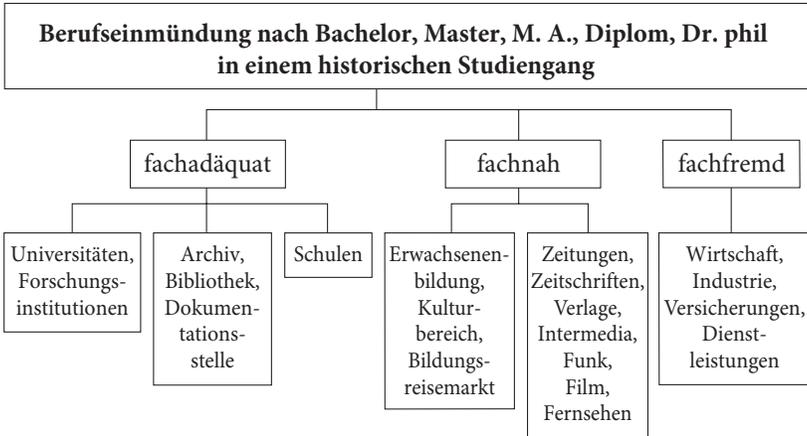
19. Zeitgeschichte als Beruf

Welche möglichen Einsatzbereiche für den promovierten Zeitgeschichtler lassen sich unterscheiden? Mit welchen Zugangsbarrieren und Karrierechancen ist zu rechnen? Welche Schritte sollten bereits in der Promotion eingeleitet werden, um die Chancen für einen späteren Einsatz im anvisierten Berufsfeld zu erhöhen?

Zuerst die schlechte Nachricht: Vermag intrinsische Motivation, sei es nun Wahrheitsliebe oder der Drang zu geschichtlicher Forschung, auch die Fertigstellung einer Promotion beflügeln und über manche Widrigkeit in den Stunden der Einsamkeit und Freiheit hinweghelfen – ohne Geld kann man heutzutage schlechterdings nicht leben. Entsprechend ist auch der promovierte Zeitgeschichtler – so er nicht ein Abonnement sozialstaatlicher Zahlungen anstrebt – darauf angewiesen, einen Teil seiner Lebenszeit erfolgreich unter die Warenform zu bringen.

Nun die gute Nachricht: Arbeitnehmer mit Dokortitel finden nicht nur häufiger als ihre promotionslosen Konkurrenten einen Job; ihre Arbeit wird auch – zumindest im statistischen Mittel – besser entlohnt und als befriedigender empfunden (Enders/Bornmann 2001; Enders 2006). Kurz: Ein Dokortitel sorgt in der Regel für mehr Einkommen bei weniger gefühlter Entfremdung.

Und eine weitere gute Nachricht: Wenn man den Massenmedien glauben schenken darf, dann erlebt insbesondere die Zeitgeschichte einen Boom, der die Historiker – ob nun als Freiberufler oder als Angestellte – zu gefragten Arbeitskraftunternehmern avancieren lässt, schließlich gelten sie als flexible und vielfältig einsetzbare Generalisten. So hätten sich die Historiker – wie ihre Kommilitonen in den anderen Geistes- und Sozialwissenschaften – bereits



Übersicht 1: *Tätigkeitsbereiche von Historikern (Stewart 2000: 10)*

als Studierende dank eines schwach reglementierten Studiums solch begehrte Fähigkeiten wie Selbstorganisation, Eigeninitiative, Textkompetenzen, eine besondere Urteils- und Kritikfähigkeit sowie schriftliches und mündliches Ausdrucksvermögen angeeignet (Rühl 2004: 14).

Vom Museum über den Film, vom geschichtsbewussten Großunternehmen bis zum seriositätsheischenden Kreditinstitut reiße man sich daher insbesondere um den promovierten Historiker, habe dieser doch mit dem erfolgreichen Abschluss der Promotion seine Kompetenzen nicht nur vertieft, sondern auch eindrucksvoll nach außen demonstriert. Da zwischen der Organisation einer Museumsausstellung und einer geschichtsbeladenen Marketingkampagne freilich Welten liegen, die individuell gewiss unterschiedlich attraktiv sind, sollen die hier im Weiteren vorgestellten potenziellen Berufsfelder für promovierte Historiker¹ in drei Gruppen untergliedert werden: fachadäquat,² fachnah und fachfremd (Übersicht 1). Diese Aufteilung ergibt sich nicht nur aus der inhalt-

1 Der vorliegende Text verdankt mehr Anregungen und Informationen der Homepage www.berufe-fuer-historiker.de, als durch Belege kenntlich gemacht werden kann.

2 Da für eine Anstellung als Gymnasiallehrer ein abgeschlossenes Lehramtsstudium die notwendige Qualifikation darstellt und sich eine Promotion selten als förderlich erweist, soll hier auf diese fachnahe Karrieremöglichkeit nicht eingegangen werden.

lichen Nähe des Berufes zur Geschichtswissenschaft, sondern auch aus dem Anteil der für Historiker charakteristischen Tätigkeiten wie Forschung, Lehre, Archiv- und Textarbeit, aber auch der Organisation und dem interdisziplinären Arbeiten (Stewart 2000: 10–18).

19.1. Fachadäquat

Universitäten und Forschungsinstitutionen

In Deutschland stellt das Promovieren auf einer Stelle als wissenschaftlicher Mitarbeiter – auf einer Planstelle oder in drittmittelfinanzierten Forschungsprojekten – den häufigsten Promotionsweg dar. Entsprechend streben viele Promovierende nach dem Erwerb des Dokortitels eine akademische Laufbahn an, die nach erfolgreicher Habilitation oder positiv evaluierter Juniorprofessur ihren natürlichen Endpunkt in der Berufung auf einen Lehrstuhl findet. So jedenfalls das landläufige Verständnis. Immerhin ein Sechstel der Promovierten erreicht dieses Ziel (Moes 2006: 418).

Aber nicht nur Hochschulen, auch außeruniversitäre Forschungseinrichtungen bieten Karrierechancen in Wissenschaft und Forschung. Doch ob man nun innerhalb oder außerhalb der Hochschulen sein berufliches Fortkommen sucht, stets bewegt man sich in einem Umfeld, das gerade im Bereich der Neueren und Zeitgeschichte von einer „intensiven Konkurrenz“ geprägt ist (Lingelbach/Rudolph 2005: 237). Schließlich kommen jährlich etwa 450 Promotionen von Historikern (www.berufe-fuer-historiker.de) und 20 Habilitationen in der Neueren und Zeitgeschichte zum Abschluss (Lincke/Paletschek 2002: 29). Entsprechend ungünstig fällt das Verhältnis zwischen Bewerbern und den etwa zehn jährlich ausgeschriebenen Professorenstellen in diesem Fachgebiet der Geschichtswissenschaften mit 13:1 aus (ebenda). Aber auch unterhalb der Professorebene ist die Situation nicht gerade ermutigend, werden doch lediglich 2192 Historiker an Universitäten und eine recht überschaubare Zahl an außeruniversitären Forschungseinrichtungen beschäftigt (www.berufe-fuer-historiker.de). Angesichts solcher Rahmenbedingungen sollte die „Entscheidung für eine Wissenschaftskarriere [...] bewusst und zielgerichtet getroffen werden“ (Lingelbach/Rudolph 2005: 237). Ist eine solche Entscheidung gefallen und die Promotion erfolgreich abgeschlossen, stehen

dem aufstrebenden Wissenschaftler verschiedene Tätigkeiten und weitere Qualifikationswege offen. Recht häufig ist jedoch der erste Schritt in Richtung professoraler Gefilde eher von Kontinuität statt von Wandel gekennzeichnet.

Beruflicher Status	Anzahl der Professoren und Privatdozenten
Professoren	117
Privatdozenten	136
Gesamt	313
Laufende Habilitationsprojekte	217

Übersicht 2: *Professoren, Privatdozenten und laufende Habilitationsprojekte der Neueren und Zeitgeschichte (Stand 2002) (Lincke/Paletschek 2002: 9)*

Der *wissenschaftliche Mitarbeiter* auf einer Planstelle, gelegentlich mit unbefristeter Anstellung, ist Teil des akademischen Mittelbaus und nimmt dementsprechend an der akademischen Selbstverwaltung teil. Hat er keine Funktionsstelle inne, so beinhaltet seine Tätigkeit je nach Stellenumfang Lehrverpflichtungen zwischen zwei und 18 Semesterwochenstunden. Dieser Verpflichtung sieht sich der wissenschaftliche Mitarbeiter auf einer Projektstelle enthoben, ist doch seine Anstellung an bestimmte Forschungsaufträge gebunden – was jedoch nicht ausschließt, dass seitens des jeweiligen Professors und der Hochschule die freiwillige Übernahme von Lehrveranstaltungen erwartet wird. (Pfaff 2006: 430 f.)

Die Anstellung als wissenschaftlicher Mitarbeiter erlaubt aber nicht nur den Verbleib im (oder das erneute Eintauchen ins) akademische Milieu, sondern sichert zugleich einen der größten Vorzüge, welche bereits das Promovieren auf dieser Stelle kennzeichnete: die Intensivierung und Stabilisierung informeller Kontakte.

Abschlüsse definieren Karrierechancen. Die Bedingung der Möglichkeit, Inhaber einer Professur zu werden, war lange Zeit die *Habilitation*. Diese verfasste man klassischerweise innerhalb von sechs Jahren in einem befristeten Beschäftigungsverhältnis, für das an der Universität diverse Stellenkategorien zur Verfügung standen. Da diese Stellen selten öffentlich ausgeschrieben wur-

den, war – neben einer hervorragenden Promotion – der persönliche Kontakt zum Inhaber der C4-Professur, bei dem diese Stelle angesiedelt war, von besonderer Bedeutung. Allerdings war und ist die Habilitation nicht zwingend an eine solche Lehrstuhlanbindung gekoppelt. Sie kann – analog zur Promotion – ebenso extern verfasst werden.

Dass sie in Zukunft gar nicht mehr verfasst wird, war das erklärte Ziel der Einführung der *Juniorprofessur* im Jahr 2002, welche die als langwierig, ineffizient und hierarchisch geltende Habilitation als Regelqualifikation ablösen sollte (Pfaff 2006: 431). Die Juniorprofessur setzt junge Wissenschaftler mit herausragender Promotion ohne Habilitation für vorerst drei Jahre in die Rechte von Hochschullehrern und dient zugleich der Qualifikation für eine Berufung auf eine Lebenszeitprofessur. Die Qualifikation wird bei einer positiven Evaluation ausgesprochen und führt zur Verlängerung der Juniorprofessur um weitere drei Jahre. Während dieser Zeit haben sie in der Regel ein Lehrdeputat von vier Semesterwochenstunden. Wegen Widerständen aus der Wissenschaft wird die Juniorprofessur allerdings die Habilitation in absehbarer Zeit nicht ersetzen, doch kann sie sich eventuell als alternativer Weg zur (Voll-)Professur etablieren. Derzeit streben in den Sprach- und Kulturwissenschaften noch immer ca. 45 % der Juniorprofessoren die Habilitation an (Federkeil/Buch 2007: 29–31).

Doch mit den eher informellen Wegen zum wissenschaftlichen Mitarbeiter bzw. Habilitanden oder der erfolgreichen Berufung auf eine Juniorprofessur sind die Möglichkeiten, eine Karriere im Wissenschaftsbetrieb voranzutreiben, keineswegs ausgeschöpft. Über die Hochschulen können Promovierte bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) oder diversen Stiftungen *Nachwuchsgruppen* beantragen oder sich bei der Max-Planck-Gesellschaft (MPG) auf eine Stelle in einer solchen Nachwuchsgruppe bewerben. Voraussetzung ist zumeist, dass die Promotion nicht länger als sechs Jahre zurückliegt und eine anschließende PostDoc-Phase – möglichst im Ausland – absolviert wurde (Pfaff 2006: 432). Die PostDoc-Phase bezeichnet eine meist befristete, drittmittelfinanzierte Mitarbeit bei einem Forschungsprojekt an einer Hochschule oder einem außeruniversitären Forschungsinstitut. Hierfür stehen auch *Post-Doc-Stipendien*, wie sie etwa von der DFG vergeben werden, zur Verfügung.

Eine weitere Variante des postdoktoralen Arbeitens in Wissenschaft und Forschung besteht in der Schaffung einer *eigenen*, DFG- oder MPG-finanzier-

ten Stelle. Um eine solche Forschungsförderung beantragen zu können, sollte man neben einer hervorragenden, nicht länger als sechs Jahre zurückliegenden Promotion und einschlägiger Forschungserfahrung auch ein Vorhaben mit hoher fachlicher Relevanz vorweisen können. Zudem sind eine Einbindung des Forschungsprojektes in die entscheidenden Netzwerke der aufnehmenden Institution, die für diese Zeit auch die Rolle des Arbeitgebers übernimmt, sowie eine rechtzeitige Antragstellung (mindestens vier Monate vor Forschungsbeginn) unumgängliche Voraussetzungen für eine solche, maximal dreijährige Förderung. (Ebenda: 433)

Abschließend soll – zumal in Zeiten der Globalisierung – die Möglichkeit, seine wissenschaftliche Karriere im *Ausland* voranzutreiben, nicht verschwiegen werden. Unabhängig davon, ob nun der Mangel an Stellen, guten Forschungsmöglichkeiten bzw. Aufstiegschancen an heimischen Hochschulen oder außeruniversitären Forschungseinrichtungen, das Fernweh oder aber die Reputation ausländischer Institutionen das Hauptmotiv bilden – um sich für die weitere Berufsplanung international auszurichten, existieren auch hier zahlreiche Fördermöglichkeiten für Nachwuchswissenschaftler (u. a. DFG, MPG, Volkswagenstiftung). Allerdings finden sich nicht nur in Universitäten und Forschungsinstitutionen die Möglichkeiten eines fachadäquaten historischen Arbeitens.

Bibliothek und Archiv

Nicht nur Abschlüsse, auch das Alter definiert bestimmte Karrierechancen. Mag ein erhöhtes Alter Gelassenheit und gelegentlich auch etwas Weisheit schenken, so schließt es andererseits bestimmte Berufslaufbahnen kategorisch aus. Und so wird man trotz erfolgreicher Promotion in der Regel mit 32 kein Archivar und mit 33 kein wissenschaftlicher Bibliothekar im höheren Dienst mehr, auch wenn – je nach Bundesland – davon gewisse Abweichungen nach oben möglich sind.

„Die Bibliothek ist eine Einrichtung, die unter archivarischen, ökonomischen und synoptischen Gesichtspunkten publizierte Information für die Benutzer sammelt, ordnet und verfügbar macht“ (Ewert/Umsstätter 1999: 966). All dies kennzeichnet Archive auch, allerdings mit dem wesentlichen Unterschied, dass sich diese vornehmlich auf das Sammeln von nicht veröffentlichten Informationen konzentrieren. Beide Orte sind dem promovierten Zeithistori-

ker von Berufs wegen höchst vertraut und bilden entsprechend neben Wissenschaft und Forschung seine „klassischen“ Einsatzbereiche.

Für den *Bibliothekar im höheren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken* ist es unumgänglich, einen Vorbereitungsdienst für den höheren Bibliotheksdienst zu absolvieren. Diese zweijährige Ausbildung umfasst zumeist ein theoretisches und ein praktisches Ausbildungsjahr und kann, je nach Ausbildungsträger, als Bibliotheksreferendariat, Bibliotheksvolontariat oder als Fern- bzw. Masterstudium erfolgen. Als faktische Voraussetzung zur Aufnahme dieser Ausbildung gelten neben einer Promotion auch gute Sprachkenntnisse, die Latein und zwei moderne Fremdsprachen umfassen. Zudem sollten der Wille zu kontinuierlicher sprachlicher Weiterbildung und ein Interesse für staatsbürgerliche und kulturelle Gegenwartsfragen erkennbar sein. Eine fachadäquate Anstellung findet man nach erfolgreicher Qualifikation auf einem der raren Ausbildungsplätze schließlich als Fachreferent an einer wissenschaftlichen Bibliothek. Besteht dort dann auch oft die Möglichkeit, sich mit historischen Inhalten zu beschäftigen, so liegt der Schwerpunkt der Tätigkeit naturgemäß im bibliothekarischen Bereich. Neben dem Aufbau und der Pflege des Bestands, der systematischen Bestandserschließung und der Betreuung der Bibliotheksnutzer kennzeichnet die Mitarbeit in der hauseigenen Verwaltung den beruflichen Alltag eines Fachreferenten.

Auch *Archivare im höheren Dienst* haben mit der Promotion die erforderlichen Qualifikationen noch nicht erlangt. Analog zum höheren Bibliotheksdienst umfasst die begehrte Ausbildung durch Bund und Länder zumeist ein theoretisches und ein praktisches Jahr. Ebenso weist das Berufsbild hinsichtlich der Tätigkeitsbereiche und der geforderten Kompetenzen starke Parallelen zum Bibliotheksdienst auf. Neben dem Sichern, Bewerten und Erschließen des Archivguts, der Erstellung von Findbüchern und der Betreuung der Archivnutzer gehört auch die Beratung der Verwaltung zur Gewährleistung des geordneten Aktentransfers zu den Aufgaben des Archivars. Doch nicht nur gegenüber der Verwaltung fungiert der Archivar als Schnittstelle. Ihm obliegt neben der gelegentlichen Vermittlung archivarischer Informationen in Ausstellungen auch die Sicherung einer vertrauensvollen Beziehung zur Öffentlichkeit. Entsprechend gehören gute kommunikative Fähigkeiten, Führungsqualitäten und Durchsetzungsvermögen zu den erwarteten Kompetenzen eines Archivars im höheren Dienst. Als Alternative zu einer Be-

schäftigung in einer kommunalen oder staatlichen Einrichtung bieten auch die Archive von Kirchen, Parteien, Verbänden, in wissenschaftlichen Einrichtungen oder der Wirtschaft vielfältige Einsatzmöglichkeiten.

19.2. Fachnah

Selbstständigkeit

Die Arbeit als selbstständiger Historiker ist ein relativ junges Phänomen und reflektiert vor allem eine Arbeitsmarktsituation, die immer weniger Stellenangebote in den klassischen historischen Arbeitsbereichen bietet. So arbeiten Schätzungen zufolge lediglich ein Drittel aller Absolventen einer historischen Disziplin fachnah (Schug 2003: 163).

Wer sein Faible für das Vergangene dennoch als Beruf ausüben möchte, ist daher auf Alternativen angewiesen. Als selbstständig bezeichnet man eine Berufsausübung in Abgrenzung zur abhängigen Beschäftigung; entsprechend ist damit über den konkreten Inhalt und die fachliche Nähe der Tätigkeit noch nichts gesagt. Der selbstständige Historiker kann sich somit der Erstellung einer Chronik, der Konzeption und Vorbereitung einer Ausstellung, aber auch dem Verkauf von Lebensversicherungen widmen. Da Letzteres kaum eine historische Ausbildung voraussetzt, soll hier von Selbstständigen die Rede sein, die tatsächlich *historische Dienstleistungen* anbieten, mithin fachnah oder fachadäquat arbeiten. Ihre Aufgabe besteht vornehmlich im Recherchieren, Aufbereiten und Vermitteln historischer Inhalte.

Die seit dem Ende der 1990er-Jahre sprunghaft angewachsene Geschichtsentworferszene findet immer wieder einmal die Aufmerksamkeit der Presse. Das Dienstleistungsportfolio der etwa 30 Anbieter auf dem deutschen Markt umfasst dabei weit mehr als das Verfassen von Festschriften für Firmenjubiläen. Da dokumentieren selbstständige Historiker als Ghostwriter oder Dokumentarfilmer im Auftrag von Durchschnittsbürgern deren Biografien, bauen im Dienste des Marketings ein Unternehmensarchiv auf, konzipieren und organisieren Ausstellungen, beraten Filmproduktionen oder begleiten juristische Aktenrecherchen (Wagner 2003; Siemens 2006; Schug 2003; Rühl 2004: 10–20, 100–111).

Doch so erfreulich solche Berichte über die geglückten Implementierungen geschichtsorientierter Geschäftsideen auch klingen, ein Vergleich mit

der Agenturszene der USA – die auch hierzulande als Orientierungspunkt gilt – macht deutlich: Diese Form der selbstständigen Tätigkeit stellt vorerst ein Nischenphänomen dar. So stehen den gerade einmal fünf Festangestellten der wohl größten Geschichtsgeschichte Deutschlands in den USA Anbieter mit bis zu 45 Mitarbeitern gegenüber. Ob es zu einer Konsolidierung oder gar einem Ausbau der deutschen Geschichtsgeschichtsgeschichtszene kommt, ist nicht nur aufgrund der Konkurrenz durch die reputationsstärkeren Universitätshistoriker ungewiss. Die historischen Dienstleister müssen zudem mit dem absehbaren Ende der juristischen Auseinandersetzungen um Entschädigungsansprüche aus der NS-Zeit ihre bis dahin wichtigste Einnahmequelle kompensieren. Entsprechend wird es in Zukunft vornehmlich darum gehen, „dem Markt Wachstumsimpulse zu geben“ (Schug 2003: 65), also durch Innovationen und erfolgreiches Marketing selbst eine konstante Nachfrage zu etablieren.

Diese Diagnose sollte jedoch niemanden entmutigen, aber beständig mitreflektiert werden, schließlich stellt der Schritt in die Selbstständigkeit auch in etablierteren Berufszweigen eine große Herausforderung dar. Neben persönlichen Eigenschaften wie Kontaktfreudigkeit, Überzeugungskraft, Flexibilität und Selbstdisziplin sind Berufserfahrung und ein gewisses finanzielles Stehvermögen von entscheidender Bedeutung. Eine mögliche Strategie der Risikominimierung stellt dabei nicht nur der schrittweise Abschied aus dem Angestelltendasein dar, sondern auch die Erweiterung des eigenen Leistungsangebots auf andere fachnahe Tätigkeiten – etwa im Museumsbereich, in der Erwachsenenbildung oder innerhalb der Medien.

Museen, Erwachsenenbildung, Medien

Die Arbeit als *Kurator* in einem der 285 explizit historischen Museen Deutschlands stellt für viele Zeithistoriker gerade aufgrund der Verbindung von historischer Forschung und dem Umgang mit den Exponaten eine attraktive Option dar. Entsprechend hoch sind die Einstellungsvoraussetzungen für ein zweijähriges wissenschaftliches Volontariat, welches als der klassische Einstieg in den Museumsbetrieb fungiert. So werden neben einer thematisch auf das Museum abgestimmten Promotion häufig auch Erfahrungen als studentische Hilfskraft oder als Museumspraktikant erwartet.

Im Gegenzug erwartet den Volontär eine vielseitige Tätigkeit. Neben den traditionellen Aufgaben wie der Gestaltung neuer Ausstellungen, der Aus-

wahl und pädagogischen Präsentation der Exponate oder der Erstellung von Katalogen fallen zunehmend auch Verwaltungs- und Marketingaufgaben in den Arbeitsbereich des künftigen wissenschaftlichen Mitarbeiters. Gerade weil das Museum verstärkt als „wirtschaftlicher Betrieb verstanden“ wird, sollten auch dem „museumsspezifisch geschulten Personal bestimmte Begriffe wie Budgetierung, Sponsoring, Kundenorientierung, Privatisierung, Controlling, Kostensenkung, Märkte und Wettbewerb“ (www.mueumsbund.de) vertraut sein.

Doch nicht nur die Tätigkeit im Museum gibt dem Historiker die Möglichkeit, pädagogisch auf seine Umwelt einzuwirken. Auch Aktivitäten im Bereich der *Erwachsenenbildung* bieten Ansatzpunkte, um das Niveau der historischen Allgemeinbildung zu heben. Die Lehrtätigkeit in der Erwachsenenbildung, ob nun als unternehmensinterne oder allgemeine Fortbildung, setzt in der Regel keine bestimmte Qualifikation voraus. Da jedoch solche Bildungsträger wie Volkshochschulen, Vereine oder private Institutionen auf den sich wandelnden gesellschaftlichen Bedarf reagieren müssen, sollte neben einem soliden Fachwissen und einiger pädagogischer Erfahrung auch ein hohes Maß an Flexibilität und Bereitschaft zur eigenen Weiterbildung vorhanden sein. Auch wenn es in der Verwaltung der Bildungsorganisationen noch einige Festangestellte gibt, so werden im Bereich der Lehre die Beschäftigungsverhältnisse zunehmend auf freiberuflicher Basis geschlossen. Diese recht prekären Beschäftigungssituationen charakterisieren auch häufig die Arbeitsbedingungen im Bereich der Massenmedien.

Massenmedien sind im weitesten Sinne gesellschaftliche Einrichtungen, die sich zur öffentlichen Verbreitung von Informationen technischer Mittel bedienen. Sie umfassen daher Bücher, Zeitungen, Zeitschriften, Hörfunk, Film, Fernsehen und das Internet. So vielfältig wie die Massenmedien sind die beruflichen Einsatzmöglichkeiten innerhalb dieser Branche. Daher sollen hier lediglich die stärker umrissenen Tätigkeiten als Journalist und als Lektor berücksichtigt werden.

Weder die Berufsbezeichnung des *Journalisten* noch des Redakteurs sind geschützt, und entsprechend kann man sich ohne Angst vor rechtlichen Konsequenzen in sämtlichen Kontexten als solcher bezeichnen. Sollen den Worten dann auch Taten folgen, so finden Journalisten ihr Beschäftigungsfeld nicht nur in den Printmedien, im Hörfunk oder im Fernsehen, sondern auch in der Öffentlichkeitsarbeit, in Nachrichtenagenturen oder Pressebüros. Auch wenn

das Berufsfeld eine gewisse Durchlässigkeit für Quereinsteiger mit Fachwissen aufweist, so steigert eine abgeschlossene Promotion selten die Wahrscheinlichkeit einer Anstellung. Der klassische Karriereweg eines Journalisten verläuft vielmehr über eine freie Mitarbeit, die schließlich in ein maximal zweijähriges Redaktionsvolontariat mündet. Neben diesem *Learning-on-the-Job* kann auch eine formelle Ausbildung im Rahmen eines Journalistik-Studiums oder an einer Journalistenschule durchlaufen werden. Eine solche Ausbildung steigert zwar die Chancen einer Beschäftigung innerhalb der Öffentlichkeitsarbeit, gilt aber innerhalb des eigentlichen journalistischen Tätigkeitsfeldes selten als vollwertiges Äquivalent zum praxisnahen Volontariat.

Journalisten arbeiten zumeist lange Zeit auf freier Basis und müssen sich auf dem Weg zur Festanstellung als Redakteur orts- und branchenflexibel zeigen. Neben diesen unsicheren, oft schlecht bezahlten Beschäftigungsverhältnissen kennzeichnen berufsbedingt unregelmäßige Arbeitszeiten und eine hohe Termindichte ihren beruflichen Alltag. Demgegenüber vollzieht sich die Tätigkeit in der Öffentlichkeitsarbeit von Parteien, Verbänden oder Institutionen meist in geregelteren Bahnen – allerdings zu dem Preis, dass auf die journalistische Befriedigung, die durch häufige soziale Kontakte und die schnelle, öffentlichkeitswirksame Publikation der eigenen Texte entsteht, weitgehend verzichtet werden muss.

Gegenüber der journalistischen Tätigkeit kreist die Arbeit im Verlagswesen nicht um die Publikation eigener, sondern um die erfolgreiche Verbreitung fremder Texte. Da auch Verlage Wirtschaftsunternehmen sind, muss diese Distribution durch Marketing, Vertrieb oder Werbung begleitet werden. Erfahrungsgemäß stellt jedoch die Tätigkeit als *Lektor* innerhalb des Verlagswesens das bevorzugte Berufsziel von Geisteswissenschaftlern dar.

Neben der Betreuung der verlagseigenen Autoren obliegt dem Lektor die Sichtung und Bewertung von Manuskripten. Bei Interesse schlägt er diese zur Übernahme in das Verlagsprogramm vor. Kann er diese Publikationsidee durchsetzen, bearbeitet er gemeinsam mit dem Autor das Manuskript redaktionell. Parallel dazu entwirft und koordiniert er die Marketingaktivitäten, die das Erscheinen der Publikation begleiten sollen.

Einzelne Lektoren prägen gelegentlich durch die Qualität der Auswahl, redaktionelle Bearbeitung und Betreuung der Autoren entscheidend das Verlagsprogramm. Entsprechend müssen Fachlektoren in wissenschaftlichen

Verlagen zur Qualitätssicherung eine abgeschlossene Promotion vorweisen. Können promovierte Historiker auch gelegentlich von dem gestiegenen Interesse an geschichtlichen Publikationen profitieren, so bleibt eine ausschließliche Beschäftigung mit historischen Inhalten eher selten. Neben der Promotion gilt ein einjähriges Volontariat als die klassische Einstiegsoption in die Lektorenlaufbahn, auch wenn gelegentlich andere Tätigkeiten oder Praktika innerhalb des Verlags zielführend sein können. Ein weiterer Aufstieg kann vom Lektoratsassistenten über die Position als Manuskriptlektor schließlich zur Programmleitung als Cheflektor erfolgen.

Ist die Bindung an die Geschichtswissenschaft schon bei Journalisten oder Lektoren meist nur noch schwach ausgeprägt, so qualifiziert sich der promovierte Zeitgeschichtler für den Bereich der fachfremden Berufsgruppen ausschließlich über seine akademischen Sekundärtugenden.

19.3. Fachfremd

Das Studium und die Promotion sollen neben den je fachspezifischen Inhalten auch bestimmte Schlüsselqualifikationen vermitteln. Es gibt neuerdings verstärkte Bemühungen, in strukturierten Promotionsstudiengängen den Erwerb solcher Fähigkeiten wie die Methoden-, Sozial- und Persönlichkeitskompetenz methodisch zu operationalisieren. Das macht deutlich, dass sich die Aneignung dieser *transferable skills* nicht einfach implizit im Verlauf der Ausbildung ergibt. Gerade im Hinblick auf fachfremde Beschäftigungsmöglichkeiten können sie gelegentlich fehlendes Fachwissen kompensieren.

Somit stehen dem promovierten Historiker prinzipiell sämtliche Bereiche offen, in denen hohe Belastbarkeit, Selbstmanagement, erfolgreiches Netzwerken sowie Organisations- und Kommunikationsfähigkeit zentrale Bewährungskriterien darstellen. Insbesondere Bereiche ohne formalisierten Ausbildungsweg – wie die *Werbung* oder die Arbeit in *Parteien, Verbänden* und *Nichtregierungsorganisationen* – bilden ein potenzielles Beschäftigungsfeld für Quereinsteiger. Aufgrund dieser relativen Barrierefreiheit regulieren hier häufig Praktika und informelle Kontakte den Stellenzugang. Dennoch sollte auch hier die Bedeutung des Fachwissens nicht unterschätzt werden. So sind nicht nur im *Personalwesen*, im *Projektmanagement* und *Versicherungswesen*

grundlegende betriebswirtschaftliche Kenntnisse unabdingbar; auch politikwissenschaftliche oder juristische Kenntnisse können die Einstellungschancen bei Parteien, Verbänden oder *Behörden* deutlich erhöhen.

Doch ob man schließlich einen fachfremden, fachnahen oder – wie vermutlich die meisten Promovierten – einen fachadäquaten Broterwerb anstrebt: Karriereverläufe gestalten sich stets recht individuell, basieren nicht selten auf informellen Kontakten und natürlich einer Portion Glück. Befördert der Dokortitel auch die Chance, ein erfülltes Berufsleben zu verbringen, so kann die regelmäßige Sondierung des Arbeitsmarkts und das Sammeln praktischer Erfahrungen schon während der Promotion ein wenig helfen, auch die genannten Randbedingungen zu optimieren.

Literaturverzeichnis

- Arnsward, Ulrich (2004): Zum Stellenwert des Themas DDR-Geschichte in den Lehrplänen der deutschen Bundesländer. Eine Expertise im Auftrag der Stiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur, Berlin.
- /Ulrich Bongertmann/Ulrich Mählert (Hrsg.) (2006): DDR-Geschichte im Unterricht. Schulbuchanalyse – Schülerbefragung – Modellcurriculum [Medienkombination], Berlin.
- Assmann, Aleida/Ute Frevert (1999): Geschichtsvergessenheit – Geschichtsversessenheit. Vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945, München.
- Bargheer, Margo (2002): Qualitätskriterien und Evaluierungswege für wissenschaftliche Internetressourcen. Ein Report für die bibliothekarische und dokumentarische Praxis, URL <http://webdoc.gwdg.de/ebook/aw/2003/bargheer/v10.pdf> (Zugriff: 4. 8. 2008).
- Baron, Udo (2003): Kalter Krieg und heißer Frieden. Der Einfluss der SED und ihrer westdeutschen Verbündeten auf die Partei „Die Grünen“, Münster u. a.
- Bauerkämper, Arnd (2005): Die Sozialgeschichte der DDR, München.
- Bayerisches Staatsinstitut für Hochschulforschung und Hochschulplanung (IHF) (Hrsg.) (2005): Das Promotionswesen im Umbruch (Beiträge zur Hochschulforschung, Heft 1, 27. Jahrgang), URL http://www.ihf.bayern.de/dateien/beitraege/Beitr_Hochschul_1_2005.pdf (Zugriff: 5. 2. 2008).
- Beer, Mathias (2003): Wo bleibt die Zeitgeschichte? Fragen zur Geschichte einer Disziplin, in: H-Soz-u-Kult, 20. 3. 2003, URL <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/id=293&type=diskussionen> (Zugriff: 30. 3. 2009).
- Behrens, Heidi/Paul Ciupke/Norbert Reichling (2006): Die Auseinandersetzung mit der DDR-Geschichte in der politischen Erwachsenenbildung, hrsg. vom Bildungswerk der Humanistischen Union NRW, Essen.
- Bender, Peter (2007): Deutschlands Wiederkehr. Eine ungeteilte Nachkriegsgeschichte 1945–1990, Stuttgart.
- (2008): Erinnern und Vergessen. Deutsche Geschichte 1945 und 1989, in: Sinn und Form 60 (2008), S. 581–592.
- Bernard, Andreas/Ulrich Raulff (Hrsg.) (2003): Theodor W. Adorno. „Minima Moralia“ neu gelesen, Frankfurt a. M.
- Berning, Ewald/Susanne Falk (2006): Promovieren an den Universitäten in Bayern. Praxis – Modelle – Perspektiven (Monographien: Neue Folge, Bd. 72), München, URL http://www.ihf.bayern.de/dateien/monographien/Monographie_72.pdf (Zugriff: 5. 2. 2008).

- Besier, Gerhard/Stephan Wolf (Hrsg.) (1992): „Pfarrer, Christen und Katholiken“. Das Ministerium für Staatssicherheit der ehemaligen DDR und die Kirchen, 2. erw. Aufl., Neukirchen-Vluyn.
- Bibliothek der Friedrich-Ebert-Stiftung (Hrsg.) (2005): Soziale Bewegungen online. 8. Inetbib-Tagung in Bonn vom 3.–5. November 2004, Soziale Bewegungen online. Projekte der FES und ihrer Parteiorganisationen, Projekte der Friedrich-Ebert-Stiftung und ihrer Partnerorganisationen (Veröffentlichungen der Bibliothek der FES 17), Bonn.
- Bispinck, Henrik/Dierk Hoffmann/Michael Schwartz/Peter Skyba/Matthias Uhl/Hermann Wentker (2004): Die Zukunft der DDR-Geschichte. Potentiale und Probleme zeithistorischer Forschung, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 53 (2004), S. 547–570; wiederabgedruckt in: Frank Möller/Ulrich Mähler (Hrsg.) (2008): Abgrenzung und Verflechtung. Das geteilte Deutschland in der zeithistorischen Debatte, Berlin, S. 171–201.
- Bloch, Marc (1985): Apologie der Geschichte oder Der Beruf des Historikers, München.
- Bongertmann, Ulrich (2006): DDR-Geschichte im Unterricht. Zwei neue Studien zu Geschichtsbüchern und zu Wissen und Einstellungen von Schülern, in: Deutschland Archiv 39 (2006), S. 1053–1060.
- Börsenverein des deutschen Buchhandels (2007): Buch und Buchhandel in Zahlen, Frankfurt a. M.
- Bosbach, Eva/Barbara Michalk (Hrsg.) (2007): Quo vadis Promotion? Doktoranden-ausbildung in Deutschland im Spiegel internationaler Erfahrungen (Beiträge zur Hochschulepolitik 2/2007), Bonn, URL <http://www.hrk.de/de/download/dateien/Beitr7-2007-QuoVadisPromotion.pdf> (Zugriff: 5. 2. 2008).
- Bracher, Karl Dietrich u. a. (Hrsg.) (1981 ff.): Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, 5 Bde., Stuttgart.
- Brenner, Sabine (Hrsg.) (2001): Promotionsratgeber für die Doktoranden der Philosophischen Fakultät, Düsseldorf.
- Broszat, Martin (1981): Resistenz und Widerstand. Eine Zwischenbilanz des Forschungsprojekts, in: ders. (Hrsg.): Bayern in der NS-Zeit Bd. IV. Herrschaft und Gesellschaft im Konflikt, München 1981, S. 691–709.
- Broszat, Martin u. a. (Hrsg.) (1977–1983): Bayern in der NS-Zeit, 6 Bde., München/Wien.
- BMAS Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung und dem Bundesarchiv (Hrsg.) (2001 ff.): Geschichte der Sozialpolitik in Deutschland seit 1945, 11 Bde. mit CD-ROM Dokumentation, Baden-Baden.
- BMBF Bundesministerium für Bildung und Forschung (Hrsg.) (2008): Bundesbericht zur Förderung des Wissenschaftlichen Nachwuchses, Bonn/Berlin, URL http://www.kisswin.de/fileadmin/kisswin/download/BUWIN_download.pdf (Zugriff: 15. 3. 2008).
- Burckhardt, Daniel/Rüdiger Hohls/Claudia Prinz (Hrsg.) (2007): Geschichte im Netz. Praxis, Chancen, Visionen. Tagungsband .hist 2006 (I, II), Berlin.

- Burkhardt, Anke (2000): Militär- und Polizeihochschulen in der DDR. Wissenschaftliche Dokumentation, Wittenberg.
- (Hrsg.) (2008): Wagnis Wissenschaft. Akademische Karrierewege und das Fördersystem in Deutschland, Leipzig.
- Burkhardt, Martin (2006): Arbeiten im Archiv. Praktischer Leitfaden für Historiker und andere Nutzer, Paderborn.
- Cahn, Michael (1997): Die Rhetorik der Wissenschaft im Medium der Typographie. Zum Beispiel die Fußnote, in: Hans-Jörg Rheinberger/Michael Hagner/Bettina Wahrig-Schmidt (Hrsg.): Räume des Wissens. Repräsentation, Codierung, Spur, Berlin, S. 91–109.
- Czmiel, Alexander/Martin Iordanidis/Pia Janczak/Susanne Kurz (Hrsg.) (2005): Retrospektive Digitalisierung von Bibliotheksbeständen. Evaluierungsbericht über einen Förderschwerpunkt der DFG, Köln.
- Deutsche Forschungsgemeinschaft (Hrsg.) (2004): Entwicklung und Stand des Programms „Graduiertenkollegs“. Erhebung 2004, o. O., URL http://www.dfg.de/forschungsfoerderung/koordinierte_programme/graduiertenkollegs/download/erhebung2004.pdf (Zugriff: 5. 2. 2008).
- Deutscher Akademischer Austauschdienst (DAAD) (Hrsg.) (2004): Die internationale Hochschule: Promotion – Ein Handbuch für Politik und Praxis, Bd. 3, Bielefeld.
- Diedrich, Torsten/Winfried Heinemann/Christian Ostermann (Hrsg.) (2008): Der Warschauer Pakt. Von der Gründung bis zum Zusammenbruch 1955–1991, Berlin.
- Dietrich, Gerd (2003): Rezension zu: Peer Pasternack, Gelehrte DDR. Die DDR als Gegenstand der Lehre an deutschen Universitäten 1990–2000, Wittenberg 2001, in: H-Soz-u-Kult, 9. 4. 2003, URL <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2003-2-019> (Zugriff: 7. 10. 2008).
- Dülffer, Jost (2004): Europäische Zeitgeschichte – Narrative und historiographische Perspektiven, in: Zeithistorische Forschungen 1 (2004), S. 51–71, URL <http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-Duelffer-1-2004> (Zugriff: 30. 3. 2009).
- duz-SPEZIAL (2004): Zur Situation Promovierender in Deutschland. Ergebnisse der bundesweiten THESIS-Doktorandenbefragung 2004, Berlin, URL http://www.duz.de/docs/downloads/duzspec_promov.pdf (Zugriff: 5. 2. 2008).
- Eberhardt, Joachim (o. J.): Über Literaturverwaltungsprogramme, Dokumentenmanager und andere elektronische Helfer, URL http://iasl.uni-muenchen.de/discuss/lisforen/Eberhardt_Softwaretest.html (Zugriff: 2. 11. 2008).
- Eco, Umberto (1992): Wie man eine wissenschaftliche Abschlußarbeit schreibt. Doktor-, Diplom- und Magisterarbeit in den Geistes- und Sozialwissenschaften, Heidelberg.
- Editorial (2004), in: Zeithistorische Forschungen 1 (2004), S. 4–6, URL <http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-Editorial-1-2004> (Zugriff: 30. 3. 2009).
- Eisenfeld, Bernd/Ilko-Sascha Kowalczyk/Ehrhart Neubert (2004): Die verdrängte Revolution. Der Platz des 17. Juni 1953 in der deutschen Geschichte, Bremen.

- Elitz, Ernst (2006): Archäologie der Bilder und Töne. Das Interesse der Fernsehzuschauer und Radiohörer an Sendungen über geschichtliche Zusammenhänge ist seit Jahren ungebrochen, in: *Welt am Sonntag*, 3. 6. 2006, Beilage zur Eröffnung der Dauerausstellung im Deutschen Historischen Museum, S. 16.
- Enderle, Wilfried (2001): Der Historiker, die Spreu und der Weizen. Zur Qualität und Evaluierung geschichtswissenschaftlicher Internetressourcen, in: Peter Haber/Christoph Koller/Gerold Ritter (Hrsg.): *Geschichte und Internet: Raumlose Orte – Geschichtslose Zeit* (Geschichte und Informatik. Histoire et Informatique 12), Zürich, S. 49–63.
- Enders, Jürgen (2005): *Promovieren als Prozess. Die Förderung von Promovenden durch die Hans-Böckler-Stiftung* (edition der Hans-Böckler-Stiftung 160), Düsseldorf.
- /Lutz Bornmann (2001): *Karriere mit Dokortitel? Ausbildung, Berufsverlauf und Berufserfolg von Promovierten*, Frankfurt a. M./New York.
- Engel, Andreas/Stefan Preißner (Hrsg.) (2001): *Promotionsratgeber*, München.
- Engler, Wolfgang (2004): *Die Ostdeutschen als Avantgarde*, Berlin.
- Enquete-Kommission „Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland“ (1995): *Materialien der Enquete-Kommission „Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland“*, 9 Bände in 18 Teilbänden, Baden-Baden.
- Enquete-Kommission „Überwindung der Folgen der SED-Diktatur im Prozess der deutschen Einheit“ (1999): *Materialien der Enquete-Kommission „Überwindung der Folgen der SED-Diktatur im Prozess der deutschen Einheit“*, 8 Bände in 14 Teilbänden, Baden-Baden.
- Eppelmann, Rainer/Bernd Faulenbach/Ulrich Mählert (Hrsg.) (2003): *Bilanz und Perspektiven der DDR-Forschung*, Paderborn.
- Erker, Paul (1993): *Zeitgeschichte als Sozialgeschichte*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 19 (1993), S. 202–238.
- Ewert, Gisela/Walther Umstätter (1999): *Die Definition der Bibliothek. Der Mangel an Wissen über das unzulängliche Wissen ist bekanntlich auch ein Nichtwissen*, in: *Bibliotheksdienst* 33 (1999), H. 6, S. 957–971.
- Faulenbach, Bernd (Hrsg.) (2005): „Asymmetrisch verflochtene Parallelgeschichte“? *Die Geschichte der Bundesrepublik und der DDR in Ausstellungen, Museen und Gedenkstätten*, Essen.
- Federkeil, Gero/Florian Buch (2007): *Fünf Jahre Juniorprofessur – Zweite CHE-Befragung zum Stand der Einführung* (Arbeitspapier Nr. 90), Gütersloh, URL http://www.che.de/downloads/CHE_Juniorprofessur_Befragung_AP_90.pdf (Zugriff: 12. 12. 2007).
- Fiedler, Werner/Eike Hebecker (o. J.): *Promotionskrisen und ihre Bewältigung. Empfehlungen zur zielführenden Planung und ergebnisorientierten Gestaltung des Promotionsverlaufs*, in: *Neues Handbuch der Hochschullehre*, Stuttgart, 16 S. (Lose-Blatt-Sammlung).

- /Eike Hebecker (2006): Promovieren in Europa. Strukturen, Status und Perspektiven im Bologna-Prozess, Opladen.
 - /Eike Hebecker/Manuela Maschke (Hrsg.) (2006): Geschichten aus 1001 Promotion. Ein Promotionslesebuch, Bad Heilbrunn.
- Filthaut, Jörg (2007): Zeithistorische Online-Editionen: „Die Kabinettsprotokolle der Bundesregierung“ und Retrodigitalisierung der Edition „Akten der Reichskanzlei – Weimarer Republik“, in: Daniel Burckhardt/Rüdiger Hohls/Claudia Prinz (Hrsg.): Geschichte im Netz. Praxis, Chancen, Visionen. Tagungsband .hist 2006 (I), Berlin, S. 589–604.
- Fischer, Melanie (2005): Möglichkeiten sozialwissenschaftlicher Surveys im Internet. Stand und Folgerungen für Online-Befragungen. Hefte zur Bildungs- und Hochschulforschung 46, Arbeitsgruppe Hochschulforschung, Universität Konstanz, Konstanz, URL http://www.uni-konstanz.de/ag-hochschulforschung/publikationen/PublikatBerichte/Heft46_Online_Befragung.pdf (Zugriff: 30. 3. 2009)
- Förderkreis Archive und Bibliotheken zur Geschichte der Arbeiterbewegung (Hrsg.) (2005): Neue Internetseite zum SED-Archivgut, in: Mitteilungen des Förderkreises Archive und Bibliotheken zur Geschichte der Arbeiterbewegung 28 (2005), S. 15–17.
- Förderkreis Archive und Bibliotheken zur Geschichte der Arbeiterbewegung (Hrsg.) (2007): Bestandszugänge und Erschließungsarbeiten in der SAPMO (BArch), in: Mitteilungen des Förderkreises Archive und Bibliotheken zur Geschichte der Arbeiterbewegung 32 (2007), S. 2.
- Franz Steiner Verlag (Hrsg.) (2008): Vademekum der Geschichtswissenschaften 2008/2009. Verbände, Organisationen, Gesellschaften, Vereine, Institute, Seminare, Lehrstühle, Bibliotheken, Archive, Museen, Dienststellen, Ämter, Verlage und Zeitschriften sowie Historiker in Deutschland, Österreich und der Schweiz, 8. Ausg., Stuttgart.
- Frei, Norbert (2005): 1945 und wir. Das Dritte Reich im Bewusstsein der Deutschen, München.
- Fuhrmeister, Christian (2001): Beton Klinker Granit. Material Macht Politik. Eine Materialikonographie, Berlin.
- Gavagai (2005): Literaturverwaltungssysteme für den Mac, URL <http://www.docphilol.lmu.de/modules.php?name=News&file=article&sid=353&mode=&order=0&thold=0> (Zugriff: 2. 11. 2008).
- Gärtner, Marcus (1997): Kontinuität und Wandel in der neueren deutschen Literaturwissenschaft nach 1945, Bielefeld.
- Gasteiner, Martin/Peter Haber (Hrsg.) (2008): Digitale Arbeitstechniken für die Geistes- und Kulturwissenschaften, Wien (i. Ersch.).
- Gehler, Michael (2001): Zeitgeschichte im dynamischen Mehrebenensystem. Zwischen Regionalisierung, Nationalstaat, Europäisierung, internationaler Arena und Globalisierung, Bochum.

- Geschichtsort Villa ten Hompel (Hrsg.) (2004): Bürger, Rowdys und Rebellen. Deutsche Polizeilehrfilme in West und Ost. Didaktische Handreichung von Stefan Noethen und Volker Pade, Münster.
- Gibas, Monika/Peer Pasternack (Hrsg.) (1999): Sozialistisch behauptet & bekunnet. Hochschulen und ihre Bauten in der DDR, Leipzig.
- Gieseke, Jens (2001): Der Mielke-Konzern. Die Geschichte der Stasi 1945–1990, München.
- Gieseke, Jens (Hrsg.) (2007): Staatssicherheit und Gesellschaft. Studien zum Herrschaftsalldag in der DDR, Göttingen.
- Golz, Hans-Georg (2004): Verordnete Völkerfreundschaft. Das Wirken der Freundschaftsgesellschaft DDR-Großbritannien und der Britain-GDR Society. Möglichkeiten und Grenzen, Leipzig.
- Grafton, Anthony (1995): Die tragischen Ursprünge der deutschen Fußnote, Berlin.
- Gunzenhäuser, Randi/Erika Haas (2006): Promovieren mit Plan. Ihr individueller Weg: von der Themensuche zum Dokortitel, Opladen/Farmington Hills.
- Haber, Peter (2004): Das Google-Syndrom, in: Angelika Epple/Peter Haber (Hrsg.): Vom Nutzen und Nachteil des Internet für die historische Erkenntnis (Geschichte und Informatik. Histoire et Informatique 15), Zürich, S. 73–89.
- (2006): Geschichtswissenschaft im digitalen Zeitalter. Eine Zwischenbilanz, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 56 (2006), S. 168–183.
- Hanisch, Ernst (1996): Die linguistische Wende. Geschichtswissenschaft und Literatur, in: Wolfgang Hardtwig/Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.): Kulturgeschichte Heute, Sonderheft 16 von „Geschichte und Gesellschaft“, Göttingen, S. 212–230.
- Heimann, Thomas (1994): Forschungsprojekte zur DDR-Geschichte: Ergebnisse einer Umfrage des Arbeitsbereiches DDR-Geschichte im Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung (MZES) der Universität Mannheim, Mannheim.
- Henke, Klaus-Dietmar (2003): DDR-Forschung seit 1990, in: Rainer Eppelmann u. a. (Hrsg.): Bilanz und Perspektiven der DDR-Forschung, Paderborn, S. 371–376.
- Hertle, Hans-Hermann/Konrad H. Jarausch (Hrsg.) (2006): Risse im Bruderbund. Die Gespräche Honecker – Breschnew 1974 bis 1982, Berlin.
- /Konrad H. Jarausch/Christoph Kleßmann (Hrsg.) (2002): Mauerbau und Mauerfall. Ursachen – Verlauf – Auswirkungen, Berlin.
- Heydemann, Günther (2002): Die Innenpolitik der DDR, München.
- /Heinrich Oberreuter (Hrsg.) (2003): Diktaturen in Deutschland. Strukturen, Institutionen und Verhaltensweisen, Bonn.
- Hilberg, Raul (1994): Unerbetene Erinnerung. Der Weg eines Holocaust-Forschers, Frankfurt a. M.
- Hockerts, Hans Günter (1998): Einführung, in: ders. (Hrsg.): Drei Wege deutscher Sozialstaatlichkeit. NS-Diktatur, Bundesrepublik und DDR im Vergleich, München, S. 7–25.

- (2002): Zugänge zur Zeitgeschichte: Primärerfahrung, Erinnerungskultur, Geschichtswissenschaft, in: Konrad H. Jarausch/Martin Sabrow (Hrsg.): Verletztes Gedächtnis. Erinnerungskultur und Zeitgeschichte im Konflikt, Frankfurt a. M.
- (2004): Einführung, in: ders. (Hrsg.): Koordinaten deutscher Geschichte in der Epoche des Ost-West-Konflikts, S. VII–XV.
- (2006): Deutung der Deutung von Deutung. Chancen und Risiken der Kulturgeschichte, in: Norbert Frei (Hrsg.): Was heißt und zu welchem Ende studiert man Geschichte des 20. Jahrhunderts?, Göttingen, S. 92–99.

Hodel, Jan (2007): Historische Online-Kompetenz. Informations- und Kommunikationstechnologie in den Geschichtswissenschaften, in: Rainer Pöppinghege (Hrsg.): Geschichte lehren an der Hochschule. Bestandsaufnahme, methodische Ansätze, Perspektiven, Schwalbach, S. 194–210.

Hohls, Rüdiger (2007): Geschichte – Computer – Internet. Die latente Informatisierung einer Disziplin, in: Matthias Middell (Hrsg.): Dimensionen der Kultur- und Gesellschaftsgeschichte, Leipzig, S. 354–391.

Hübner, Peter/Christa Hübner (2008): Sozialismus als soziale Frage. Sozialpolitik in der DDR und Polen 1968–1976, Köln.

Hüttmann, Jens (2004): Die „Gelehrte DDR“ und ihre Akteure. Inhalte, Motivationen, Strategien: Die DDR als Gegenstand von Lehre und Forschung an deutschen Universitäten, unter Mitarbeit von Peer Pasternack (HoF-Arbeitsberichte 4/2004), Wittenberg.

- (2007): „De-De-Errologie“ im Kreuzfeuer der Kritik. Die Kontroversen um die „alte“ bundesdeutsche DDR-Forschung vor und nach 1989, in: Deutschland Archiv 40 (2007), S. 671–681.
- (2008): DDR-Geschichte und ihre Forscher. Akteure und Konjunkturen der bundesdeutschen DDR-Forschung, Berlin.
- (2009): „Kaderschmiede“ DDR-Forschung? Promovieren zur deutschen Zeitgeschichte – der Fall DDR (im Erscheinen).
- /Anne Krüger (Hrsg.) (2006): Reader. Methoden, Inhalte und Techniken im Umgang mit „Streitgeschichte“, Stiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur und Hof Wittenberg, Wittenberg (unveröff. Manuskript, 36 S.).
- /Peer Pasternack (2007): Geschichte, die noch qualmt. DDR, Zeitgeschichte, Wittenberg: drei Ergänzungen des Forschungsprogramms, in: Reinhard Kreckel/Peer Pasternack (Hrsg.), 10 Jahre HoF (die hochschule 1/2007), Wittenberg, S. 82–92.
- /Peer Pasternack (Hrsg.) (2003 ff.): Wittenberg nach der Universität. Eine historische Spurensicherung. Wittenberg, URL: <http://www.hof.uni-halle.de/wb-nachder-uni> (Zugriff: 30. 3. 2009)
- /Peer Pasternack (Hrsg.) (2004): Wissensspuren. Bildung und Wissenschaft in Wittenberg nach 1945, Wittenberg.
- /Ulrich Mählert/Peer Pasternack (Hrsg.) (2004): DDR-Geschichte vermitteln. Ansätze und Erfahrungen in Unterricht, Hochschullehre und politischer Bildung, Berlin.

Ihme-Tuchel, Beate (2002): Die DDR, Darmstadt.

Jarausch, Konrad H. (2002): Zeitgeschichte und Erinnerung. Deutungskonkurrenz oder Interdependenz?, in: ders./Martin Sabrow (Hrsg.): Verletztes Gedächtnis. Erinnerungskultur und Zeitgeschichte im Konflikt, Frankfurt a. M., S. 9–37.

- (2004a): Die Zukunft der ostdeutschen Vergangenheit – Was wird aus der DDR-Geschichte?, in: Jens Hüttmann/Ulrich Mähler/Peer Pasternack (Hrsg.): DDR-Geschichte vermitteln. Ansätze und Erfahrungen im Unterricht, Hochschullehre und politischer Bildung, Berlin, S. 81–99.
- (2004b): „Die Teile als Ganzes erkennen“. Zur Integration der beiden deutschen Nachkriegsgeschichten, in: Zeithistorische Forschungen 1 (2004), S. 10–30, URL <http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-Jarausch-1-2004> (Zugriff: 30. 3. 2009).
- (2004c): Zeitgeschichte zwischen Nation und Europa. Eine transnationale Herausforderung, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 39/2004, S. 3–10.
- (2005): Überlegungen zur Positionsbestimmung der deutschen Zeitgeschichte, in: Zeitenblicke 1/2005, URL <http://www.zeitenblicke.de/2005/1/jarausch/index.html> (Zugriff: 16. 3. 2008).

Jenks, Stuart/Stephanie Marra (2001): Internet-Handbuch Geschichte, Köln.

Jesse, Eckhard (2005): Schreibe und lebe!, in: Die Zeit, 23. 6. 2005, S. 10 (Beilage).

- (2006): Mit Leidenschaft und Pragmatismus zur Dissertation. Eine gute Promotion lässt sich planen: Zehn Anregungen für Doktoranden, in: TU-Spektrum 1/2006, S. 8–9.
- /Hans-Peter Niedermeier (Hrsg.) (2007): Politischer Extremismus und Parteien, Berlin.

Judt, Tony (2006): Geschichte Europas von 1945 bis zur Gegenwart, München/Wien (Lizenzausgabe der Bundeszentrale für politische Bildung: Die Geschichte Europas seit dem Zweiten Weltkrieg, Bonn 2006).

Kaelble, Hartmut (2007): Sozialgeschichte Europas 1945 bis zur Gegenwart, München (Lizenzausgabe der Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 2007).

- /Jürgen Kocka/Hartmut Zwahr (Hrsg.) (1994): Sozialgeschichte der DDR, Stuttgart.

Kaiser, Monika (1997): Machtwechsel von Ulbricht zu Honecker. Funktionsmechanismen der SED-Diktatur in Konfliktsituationen, Berlin.

Kansteiner, Wulf (2003): Die Radikalisierung des deutschen Gedächtnisses im Zeitalter seiner medialen Reproduktion: Hitler und das „Dritte Reich“ in den Fernsehdokumentationen von Guido Knopp, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 51 (2003), S. 626–648.

Keller, Andreas (2006): Von Bologna nach London – Promovieren im Europäischen Hochschulraum, in: Claudia Koepernik/Johannes Moes/Sandra Tiefel (Hrsg.): GEW-Handbuch Promovieren mit Perspektive, Bielefeld, S. 371–373.

Kellerhoff, Sven Felix (2008): Geschichte muss nicht knallen. Zwischen Vermittlung und Vereinfachung: Plädoyer für eine Partnerschaft von Geschichtswissenschaft

- und Geschichtsjournalismus, in: Michele Barricelli/Julia Hornig (Hrsg.): Aufklärung, Bildung, „Histotainment“? Zeitgeschichte in Unterricht und Gesellschaft heute, Frankfurt a. M. u. a., S. 147–158.
- Kinkel, Lutz (2000): Viele Taten, wenig Täter Die Wehrmacht als Sujet neuerer Dokumentationsserien des öffentlich-rechtlichen Rundfunks, in: Michael Th. Greven/Oliver von Wrochem (Hrsg.): Der Krieg in der Nachkriegszeit. Der Zweite Weltkrieg in Politik und Gesellschaft der Bundesrepublik, Opladen, S. 113–130.
- Kirsch, Jan-Holger (2007): „Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History“ – Erfahrungen mit hybriden Publikationskonzepten, in: Daniel Burkhardt/Rüdiger Hohls/Claudia Prinz (Hrsg.): .hist 2006. Geschichte im Netz: Praxis, Chancen, Visionen, Berlin, S. 125–140, URL http://edoc.hu-berlin.de/histfor/10_I/PHP/ElektronischesPublizieren_2007-10-I.php#003003 (Zugriff: 8. 8. 2008).
- Klein, Thomas (2007): „Frieden und Gerechtigkeit“. Die Politisierung der Unabhängigen Friedensbewegung in Ost-Berlin während der 80er Jahre, Berlin.
- Kleßmann, Christoph (1993): Verflechtung und Abgrenzung. Aspekte der geteilten und zusammengehörigen deutschen Nachkriegsgeschichte, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 29–30/1993, S. 30–41.
- (2003): Zeitgeschichte als wissenschaftliche Aufklärung, in: Martin Sabrow/Ralph Jessen/Klaus Große Kracht (Hrsg.): Zeitgeschichte als Streitgeschichte. Große Kontroversen nach 1945, S. 240–262.
 - (2003a): Der bleibende Wert von Quelleneditionen, in: Mitteilungen aus dem Bundesarchiv 11 (2003), S. 14–16.
 - (2007): Arbeiter im „Arbeiterstaat“ DDR. Deutsche Traditionen, sowjetisches Modell, westdeutsches Magnetfeld (1945–1971), Bonn.
 - /Peter Lautzas (Hrsg.) (2005): Teilung und Integration. Die doppelte deutsche Nachkriegsgeschichte als wissenschaftliches und didaktisches Problem, Bonn.
- Klier, Freya (2007): Die „Empfehlungen der Expertenkommission zur Schaffung eines Geschichtsverbundes ‚Aufarbeitung der SED-Diktatur‘“, in: Sabrow u. a. (Hrsg.): Wohin treibt die DDR-Erinnerung? Dokumentation einer Debatte, Bonn, S. 17–45.
- Knabe, Hubertus (2007): Die Täter sind unter uns. Über das Schönreden der SED-Diktatur, Berlin.
- Knigge-Illner, Helga (2002): Der Weg zum Dokortitel. Strategien für eine erfolgreiche Promotion, Frankfurt a. M./New York.
- Knorr, Dagmar (2001): Von der Dissertationsschrift zur Publikation oder: Wie wird aus einem Manuskript ein Buch?, in: Peter Handler (Hrsg.): E-Text: Strategien und Kompetenzen. Elektronische Kommunikation in Wissenschaft, Bildung und Beruf, Frankfurt a. M. u. a., S. 109–128.
- Kocka, Jürgen (2003): Der Blick über den Tellerrand fehlt. DDR-Forschung – weitgehend isoliert und zumeist um sich selbst kreisend, in: Frankfurter Rundschau, 22. 8. 2003, S. 7.

- (2008): Bilanz und Perspektiven der DDR-Forschung. Hermann Weber zum 75. Geburtstag, in: Frank Möller/Ulrich Mähler (Hrsg.): Abgrenzung und Verflechtung. Das geteilte Deutschland in der zeithistorischen Debatte, Berlin, S. 143–152.
- Koenig, Detlef/Susanne Roth/Lothar J. Seiwert (2001): 30 Minuten für optimale Selbstorganisation, Offenbach.
- Koepernik, Claudia/Johannes Moes/Sandra Tiefel (Hrsg.) (2006): GEW-Handbuch Promovieren mit Perspektive, Bielefeld.
- Köhler, Ernst (1988): Die langsame Verspießerung der Zeitgeschichte. Martin Broszat und der Widerstand, in: Freibeuter 36 (1988), S. 53–72.
- Körnert, Juliana/Arne Schildberg/Robert Reisz/Manfred Stock (2005): Hochschulentwicklung in Europa 1950–2000. Ein Datenkompendium, Wittenberg.
- Kowalczuk, Ilko-Sascha (2003): 17. 6. 1953. Volksaufstand in der DDR. Ursachen – Abläufe – Folgen, Bremen.
- (2004): Die gescheiterte Revolution – 17. Juni 1953 – Forschungsstand, Forschungskontroversen und Forschungsperspektiven, in: Archiv für Sozialgeschichte 44 (2004), S. 606–664.
- (2009): Endspiel. Die Revolution von 1989 in der DDR, München.
- Kozlik, Andreas (2007): Das „Aufbau-Archiv Digital“ in der Staatsbibliothek zu Berlin, in: Rundfunk und Geschichte 33 (2007), S. 59–60.
- Kraus, Karl (1985): Aphorismen und Gedichte. Auswahl 1903–1933, Wien/Köln/Graz.
- Kröll, Michael (2005): Not ready for the Semantic Web: A field study of subject gateways on contemporary history, in: Onno Boonstra (Hrsg.): Humanities, Computers and Cultural Heritage. Proceedings of the XVI international conference of the Association for History and Computing 14–17 September 2005, Amsterdam.
- Krüger, Anne (2005): Tagungsbericht zu „1. Promovierendentage zur deutschen Zeitgeschichte. Methoden, Inhalte und Techniken im Umgang mit Streitgeschichte“, veranstaltet vom Institut für Hochschulforschung Wittenberg – HoF Wittenberg an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg in Kooperation mit der Stiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur, Berlin, 28. 7. 2005–31. 7. 2005, Wittenberg, URL <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=848> (Zugriff 30. 3. 2009).
- (2006): Tagungsbericht zu „2. Promovierendentage zur deutschen Zeitgeschichte. Methoden, Inhalte und Techniken im Umgang mit Streitgeschichte“, veranstaltet vom Institut für Hochschulforschung Wittenberg – HoF Wittenberg an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg in Kooperation mit der Stiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur, Berlin, 6. 7. 2006–9. 7. 2006, Wittenberg, URL <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=1283> (Zugriff 30. 3. 2009).
- (2007): Tagungsbericht zu „3. Promovierendentage zur deutschen Zeitgeschichte. Methoden, Inhalte und Techniken im Umgang mit Streitgeschichte“, veranstaltet vom Institut für Hochschulforschung Wittenberg – HoF Wittenberg an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg in Kooperation mit der Stiftung zur Aufarbeitung der

- SED-Diktatur, Berlin, 19. 7. 2007–22. 7. 2007, Wittenberg, URL <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=1698> (Zugriff: 30. 3. 2009).
- Krüger, Christine G. (2008): Schreiben, in: Gunilla Budde/Dagmar Freist/Hilke Guenther-Arndt (Hrsg.): Geschichte. Studium – Wissenschaft – Beruf, Berlin, S. 232–251.
- Kunze, Horst (1992): Über das Registermachen, München.
- Kupfer, Antonia/Johannes Moes (2003): Promovieren in Europa. Ein internationaler Vergleich von Promotionsbedingungen (GEW Materialien und Dokumente – Hochschule und Forschung 104), Frankfurt a. M., URL http://213.198.62.63/netkey_projekte/netzwerke/doktorandinnen/file_uploads/pie.pdf (Zugriff: 5. 2. 2008).
- Lankheit, Klaus (2003): Archive, in: Horst Möller/Udo Wengst (Hrsg.): Einführung in die Zeitgeschichte, München, S. 240–247.
- Lemberg, Hans (Hrsg.) (1991): Sowjetisches Modell und nationale Prägung, Marburg.
- Lemke, Michael (Hrsg.) (1999): Sowjetisierung und Eingeständigkeit in der SBZ/DDR (1945–1953), Köln.
- Lepp, Claudia/Kurt Nowak (Hrsg.) (2001): Evangelische Kirche im geteilten Deutschland (1945–1989/90), Göttingen.
- Lewandowski, Dirk (2005): Web Information Retrieval. Technologien zur Informationssuche im Internet (Informationswissenschaft 7), Frankfurt a. M.
- Lincke, Hans-Joachim/Sylvia Paletschek (2002): Situation des wissenschaftlichen Nachwuchses im Fach Geschichte. Berufungsaussichten und Karrierestadien von Historikern und Historikerinnen an deutschen Universitäten. Ergebnisse einer Erhebung im Jahr 2002, o. O., URL http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/daten/2002/lincke_paletschek_2002.pdf (Zugriff: 12. 12. 2007).
- Lindenberger, Thomas (1996): Alltagsgeschichte und ihr möglicher Beitrag zu einer Gesellschaftsgeschichte der DDR, in: Richard Bessel/Ralph Jessen (Hrsg.): Die Grenzen der Diktatur. Staat und Gesellschaft in der DDR, Göttingen, S. 298–325.
- (2004): Vergangenes Hören und Sehen. Zeitgeschichte und ihre Herausforderung durch die audiovisuellen Medien, in: Zeithistorische Forschungen 1 (2004), S. 72–85, URL <http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-Lindenberger-1-2004> (Zugriff: 14. 5. 2008).
 - (Hrsg.) (1999): Herrschaft und Eigen-Sinn in der Diktatur. Studien zur Gesellschaftsgeschichte der DDR, Köln.
 - /Martin Sabrow (2008): Zwischen Verinselung und Europäisierung: Die Zukunft der DDR-Geschichte, in: Frank Möller/Ulrich Mähler (Hrsg.): Abgrenzung und Verflechtung. Das geteilte Deutschland in der zeithistorischen Debatte, Berlin, S. 163–170.
- Lingelbach, Gabrielle/Harriet Rudolph (2005): Geschichte studieren. Eine praxisorientierte Einführung für Historiker von der Immatrikulation bis zum Berufseinstieg, Wiesbaden.
- Löbnitz, Anke/Jessica von Seggern (2007): Vom Nutzen der Strukturen – Archivische Recherchestrategien im Internet, in: Daniel Burckhardt/Rüdiger Hohls/Claudia

- Prinz (Hrsg.): Geschichte im Netz. Praxis, Chancen, Visionen. Tagungsband .hist 2006 (I), Berlin, S. 368–392.
- Löchner, Sabine (Hrsg.) (2000): Promovieren. Christlicher Promotionsratgeber (Porta-Impulse 12), Marburg an der Lahn.
- Löwenthal, Richard (Hrsg.) (1967): Ist der Osten noch ein Block?, Stuttgart.
- Lübbe, Hermann: Der Nationalsozialismus im deutschen Nachkriegsbewusstsein, in: Historische Zeitschrift 236 (1983), S. 597–599.
- Luhmann, Niklas (1981): Kommunikation mit Zettelkästen. Ein Erfahrungsbericht, in: Horst Baier/Hans Mathias Kepplinger/Kurt Reumann (Hrsg.): Öffentliche Meinung und sozialer Wandel. Public Opinion and Social Change. Für Elisabeth Noelle-Neumann, Opladen, S. 222–228.
- Mählert, Ulrich (1999): Analyse der zur Zeit in Bearbeitung befindlichen und der bereits abgeschlossenen Forschungsarbeiten zur DDR-Geschichte, in: Deutscher Bundestag (Hrsg.): Materialien der Enquete-Kommission „Überwindung der Folgen der SED-Diktatur im Prozeß der deutschen Einheit“ (13. Wahlperiode des deutschen Bundestages), Bd. VII, Baden-Baden, S. 857–887.
- /Manfred Wilke (2004): Die DDR-Forschung – ein Auslaufmodell? Die Auseinandersetzung mit der SED-Diktatur seit 1989, in: Deutschland Archiv 37 (2004), S. 465–474; überarbeitet in: Frank Möller/Ulrich Mählert (Hrsg.): Abgrenzung und Verflechtung. Das geteilte Deutschland in der zeithistorischen Debatte, Berlin, S. 123–142.
 - /Manfred Wilke (2008): Die Auseinandersetzung mit der SED-Diktatur seit 1990, in: Frank Möller/Ulrich Mählert (Hrsg.): Abgrenzung und Verflechtung. Das geteilte Deutschland in der zeithistorischen Debatte, Berlin, S. 123–142.
- Major, Patrick (1999): Vor und nach dem 13. August 1961. Reaktionen der DDR-Bevölkerung auf den Bau der Berliner Mauer, in: Archiv für Sozialgeschichte 39 (1999), S. 325–345.
- Martin, Kerstin (2001): Die DDR-bezogenen Bestände der HoF-Bibliothek, in: Peer Pasternack (Hrsg.): DDR-bezogene Hochschulforschung. Eine thematische Eröffnungsbilanz aus dem HoF Wittenberg, Weinheim/Basel, S. 307–312.
- Mastny, Vojtech /Malcolm Byrne (Hrsg.) (2005): A Cardboard Castle? An Inside History of the Warsaw Pact, 1955–1991, Budapest/New York.
- Mayer, Jeffrey J. (2007): Zeitmanagement für Dummies. Gewinnen Sie mehr Zeit für die schönen Dinge des Lebens, überarbeitet von Gerhard Franken, Weinheim.
- Mayr, Philipp/Anne-Kathrin Walter (2006): Abdeckung und Aktualität des Suchdienstes Google Scholar, in: Information – Wissenschaft und Praxis 57 (2006), S. 133–140.
- Messing, Barbara/Klaus Peter Huber (2007): Die Doktorarbeit. Vom Start bis zum Ziel. Lei(d)tfaden für Promotionswillige, Berlin/Heidelberg.
- Metzler, Gabriele (2004): Einführung in das Studium der Zeitgeschichte, Paderborn u. a.
- Meuser, Thomas (Hrsg.) (1994): Promo-Viren. Zur Behandlung promotionaler Infekte und chronischer Doktoritis, Wiesbaden.
- (Hrsg.) (2000): Promo-Viren. Zur Behandlung promotionaler Infekte und chronischer Doktoritis, 2., völlig infizierte Auflage, Wiesbaden.

- Michelmann, Rotraut/Walter U. Michelmann (2000): Effizient und schneller lesen. Mehr Know-how für Zeit- und Informationsgewinn, Reinbek b. Hamburg.
- Moes, Johannes (2006): Promotion und Berufsperspektiven, in: Claudia Koepernik/Johannes Moes/Sandra Tiefel (Hrsg.): GEW-Handbuch Promovieren mit Perspektive, Bielefeld, S. 414–422.
- (2007): Die soziale und rechtliche Situation der Promovierenden in Deutschland, in: Eva Bosbach/Barbara Michalk (Hrsg.): Quo vadis Promotion? Doktorandenausbildung in Deutschland im Spiegel internationaler Erfahrungen (Beiträge zur Hochschulpolitik 2/2007), Bonn, S. 139–147.
 - /Stefan Petri (2006): Kommentierte Literaturliste: Ratgeber und andere Literatur zur Promotion, in: Claudia Koepernik/Johannes Moes/Sandra Tiefel (Hrsg.): GEW-Handbuch Promovieren mit Perspektive, Bielefeld, S. 441–445.
- Möller, Frank/Ulrich Mählert (Hrsg.) (2008): Abgrenzung und Verflechtung. Das geteilte Deutschland in der zeithistorischen Debatte, Berlin.
- Möller, Horst/Udo Wengst (Hrsg.) (2003): Einführung in die Zeitgeschichte, München.
- Muhle, Susanne/Hedwig Richter/Juliane Schütterle (Hrsg.) (2008): Die DDR im Blick. Ein zeithistorisches Lesebuch, Berlin.
- /Kathleen Schröter (2006): Über die Lust und Last des wissenschaftlichen Schreibens. 2. Promovierendentage zur deutschen Zeitgeschichte, Wittenberg 6.–9. Juli 2006, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 54 (2006), H. 9, S. 799–802.
- Müller-Enbergs, Helmut (2008): Inoffizielle Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit. Teil 3: Statistiken, Berlin.
- Münch, Ingo von (2003): Promotion, Tübingen.
- Nagel, Andreas (2003): Internet, in: Horst Möller/Udo Wengst (Hrsg.): Einführung in die Zeitgeschichte, München, S. 255–260.
- Neller, Katja (2007): DDR-Nostalgie, Wiesbaden.
- Netzzeitung (2005): NPD will parteinahe Stiftung in Sachsen gründen, URL <http://www.netzzeitung.de/deutschland/326779.html> (Zugriff: 5. 2. 2008).
- Neubert, Ehrhart (2000): Geschichte der Opposition in der DDR 1949–1989, 2. erw. Aufl., Bonn.
- (2008): Unsere Revolution. Die Geschichte der Jahre 1989/90, München.
- Nipperdey, Thomas (1972): Über Relevanz, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 23 (1972).
- Nolte, Paul (2008): Öffentliche Geschichte. Die neue Nähe von Fachwissenschaft, Massenmedien und Publikum: Ursachen, Chancen und Grenzen, in: Michele Barricelli/Julia Hornig (Hrsg.): Aufklärung, Bildung, „Histotainment“? Zeitgeschichte in Unterricht und Gesellschaft heute, Frankfurt a. M. u. a., S. 131–146
- Nünning, Ansgar/Roy Sommer (Hrsg.) (2007): Handbuch Promotion. Forschung – Förderung – Finanzierung, Stuttgart/Weimar.
- Ohse, Marc-Dietrich (2003): Rückblicke, Aussichten. Erinnerungskultur und deutsche Befindlichkeit, in: Deutschland Archiv 36 (2003), S. 924–928.

- Orde, Klaus von (1994): Carl Mez. Ein Unternehmer in Industrie, Politik und Kirche, Gießen.
- Passig, Kathrin/Sascha Lobo (2008): Dinge geregelt kriegen – ohne einen Funken Selbstdisziplin, Berlin.
- Pasternack, Peer (2001): Gelehrte DDR. Die DDR als Gegenstand der Lehre an deutschen Universitäten 1990–2000, unter Mitarbeit von Anne Glück, Jens Hüttmann, Dirk Lewin, Simone Schmid und Katja Schulze (HoF-Arbeitsberichte 5/2001), Wittenberg 2001.
- (2002): 177 Jahre. Zwischen Universitätsschließung und Gründung der Stiftung Leucorea: Wissenschaft und Höhere Bildung in Wittenberg 1817–1994. Stiftung Leucorea, Wittenberg.
 - (2005): Wissenschaft und Hochschule in Osteuropa: Geschichte und Transformation. Bibliografische Dokumentation 1990–2005, Institut für Hochschulforschung (HoF), Wittenberg.
 - (2006): Wissenschafts- und Hochschulgeschichte der SBZ, DDR und Ostdeutschlands 1945–2000. Annotierte Bibliografie der Buchveröffentlichungen 1990–2005. Unter Mitarbeit von Daniel Hechler, Wittenberg/Berlin. CD-ROM-Edition.
 - (2006a): Internetgestützte Fachinformationssysteme aus dem 18. Jahrhundert? Problemanzeigen aus der Nutzerperspektive, in: Information – Wissenschaft und Praxis 57 (2006), 223–225.
 - (2008): Die Einheit von Forschung und Lehre, in: Deutsche Universitätszeitung DUZ-Magazin 2/2008, S. 20–21.
 - (Hrsg.) (1996): Hochschule & Kirche. Theologie & Politik. Besichtigung eines Beziehungsgeflechts in der DDR, Berlin.
 - (Hrsg.) (2001): DDR-bezogene Hochschulforschung. Eine thematische Eröffnungsbilanz aus dem HoF Wittenberg, Weinheim/Basel.
- Paul, Gerhard (2004): Bilder des Krieges – Krieg der Bilder. Die Visualisierung des modernen Krieges, Paderborn u. a.
- (Hrsg.) (2006): Visual History. Ein Studienbuch, Göttingen.
- Pfaff, Nirole (2006): Berufswege in Wissenschaft und Forschung, in: Claudia Koepernik/Johannes Moes/Sandra Tiefel (Hrsg.): GEW-Handbuch Promovieren mit Perspektive, Bielefeld, S. 426–437.
- Platzdasch, Günter: Als Zidane durchdrehte, waren die Zuschauer gerade durch den Spielverlauf abgelenkt, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 30. 12. 2008, S. 33.
- Ploenus, Michael (2007): „... so wichtig wie das tägliche Brot“. Das Jenaer Institut für Marxismus-Leninismus 1945–1990, Köln u. a.
- Poliakov, M. N./Yu V. Grum-Grzhimailo (2008): Electronic archive as a promising system of support for historical studies, in: Otečestvennaja istorija (2008), S. 138–145.
- Przybylski, Peter (1991): Tatort Politbüro. Die Akte Honecker, Berlin.
- Raue, Paul Josef/Wolf Schneider (2003): Das neue Handbuch des Journalismus, Reinbeck.

- rbb Inforadio (2007): Radiosendung „Die Sicht der Nachgeborenen: Kaderschmiede DDR-Forschung?“, 15. März.
- Reichel, Peter (1995): Politik mit der Erinnerung. Gedächtnisorte im Streit um die nationalsozialistische Vergangenheit, München/Wien.
- Reininghaus, Wilfried (2001): Archive und Archivwesen, in: Stuart Jenks/Stephanie Marra (Hrsg.): Internet-Handbuch Geschichte, Köln, S. 195–211.
- Reisz, Robert D./Manfred Stock (2007): Inklusion in Hochschulen. Beteiligung an der Hochschulbildung und gesellschaftlichen Entwicklung in Europa und in den USA (1950–2000), Bonn.
- Remy, Dietmar (2003): Datenfriedhof oder Füllhorn für die DDR-Forschung? Geschichte, Funktionsweise und wissenschaftlicher Wert des Zentralen Kaderdatenspeichers des Ministerrates der DDR, in: Historical Social Research 28 (2003), S. 73–107.
- Rheinberger, Hans-Jörg (2007): Man weiss nicht genau, was man nicht weiss. Über die Kunst, das Unbekannte zu erforschen, in: Neue Zürcher Zeitung, 5. 5. 2007, S. 30.
- Rink, Jürgen (2005): Digitales für die Ewigkeit. Langzeitarchivierung digitaler Inhalte, in: c't 22 (2005), S. 66.
- Rothfels, Hans (1953): Zeitgeschichte als Aufgabe, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 1 (1953), S. 1–8.
- Ruhl, Kathrin (2007): Finanzierung der Promotionsphase: Vor- und Nachteile verschiedener Finanzierungsmöglichkeiten, in: Ansgar Nünning/Roy Sommer (Hrsg.): Handbuch Promotion. Forschung – Förderung – Finanzierung, Stuttgart/Weimar, S. 106–122.
- Rühl, Margot (Hrsg.) (2004): Berufe für Historiker, Darmstadt.
- Sabrow, Martin (2008): Das Unbehagen an der Aufarbeitung. Zur Engführung von Wissenschaft, Moral und Politik in der Zeitgeschichte, in: Thomas Schaarschmidt (Hrsg.): Historisches Erinnern und Gedenken im Übergang vom 20. zum 21. Jahrhundert, Frankfurt a. M. u. a., S. 11–20.
- (2009): Das Unbehagen an der Aufarbeitung, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 12. 1. 2009.
 - /Rainer Eckert/Monika Flacke/Klaus-Dietmar Henke/Roland Jahn/Freya Klier/Tina Krone/Peter Maser/Ulrike Poppe/Hermann Rudolph (Hrsg.) (2007): Wohin treibt die DDR-Erinnerung? Dokumentation einer Debatte, Bonn.
 - /Ralph Jessen/Klaus Große Kracht (Hrsg.) (2003): Zeitgeschichte als Streitgeschichte. Große Kontroversen seit 1945, München.
- Sadlak, Jan (Hrsg.) (2004): Doctoral Studies and Qualifications in Europe and the United States: Status and Prospect (Studies on Higher Education). UNESCO-CEPES, Bukarest, URL <http://unesdoc.unesco.org/images/0013/001364/136456e.pdf> (Zugriff: 5. 2. 2008).
- Salheiser, Axel (2005): Die ökonomische Elite der DDR im Datenbestand des Teilprojektes A1 des SFB 580: Leitungspersonal der volkseigenen Industrie

- im Zentralen Kaderdatenspeicher, in: *Historical Social Research* 30 (2005), S. 73–95.
- Schäffler, Hildegard (2007): Deutschlandweiter Zugriff auf digitale Medien. Das Nationallizenzprogramm der Deutschen Forschungsgemeinschaft, in: *Bibliotheks-Magazin* (2007), S. 45–48.
- Scheriau, Karl Michael (2006): Hurra, ich bekomme die Förderung!, in: Werner Fiedler/Eike Hebecker/Manuela Maschke (Hrsg.): *Geschichten aus 1001 Promotion*. Ein Promotionslesebuch, Bad Heilbrunn, S. 118–120.
- Schertz, Christian/Thomas Schuler (Hrsg.) (2007): *Rufmord und Medienopfer. Die Verletzung der persönlichen Ehre*, Berlin.
- Schlemmer, Thomas/Hans Woller (2007): *Schreib-Praxis*. Ein anwendungsorientiertes Seminar des Instituts für Zeitgeschichte, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 55 (2007), S. 187–188.
- Schmale, Wolfgang (Hrsg.) (1999): *Schreib-Guide Geschichte*. Schritt für Schritt wissenschaftliches Schreiben lernen, Wien/Köln/Weimar.
- (Hrsg.) (2007): *E-Learning Geschichte*, Wien.
- Scholtyssek, Joachim (2003): *Die Außenpolitik der DDR*, München.
- Schröder, Kathrin (2008): Das „Digitale Archiv“. Möglichkeiten für den individuellen Umgang mit Massendaten, in: *Mitteilungen aus dem Bundesarchiv* 16 (2008), Heft 1, S. 52–56, URL http://www.bundesarchiv.de/imperia/md/content/abteilungen/abt/mitteilungen1_08/digitales_archiv.pdf (Zugriff: 30. 3. 2009).
- Schroeder, Klaus/Jochen Staadt (2007): *Geschichtsbegradigung*. Die „systemimmanente DDR-Forschung“ soll besser gewesen sein als ihr Ruf. Zu Jens Hüttmanns Eloge auf die „De-De-Errologie“, in: *Deutschland Archiv* 40 (2007), S. 890–899
- Schug, Alexander (2003): *History Marketing*. Ein Leitfaden zum Umgang mit Geschichte in Unternehmen, Bielefeld.
- Schwarz, Hans-Peter (2000): *Fragen an die Geschichte des 20. Jahrhunderts*, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 48 (2000), S. 1–36.
- (2003): *Die neueste Zeitgeschichte*. Muß der Begriff Zeitgeschichte neu definiert werden?, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 51 (2003), S. 5–28.
- Seiwert, Lothar J. (2002): *Das neue 1x1 des Zeitmanagement*. Der Klassiker. Zeit im Griff, Ziele in Balance, kompaktes Know-how für die Praxis, München.
- Siegler-Verlag (Hrsg.) (2002): *Archiv der Gegenwart*. Deutschland 1949 bis 1999, Berlin.
- Siemens, Daniel (2006): *Ein Leben aus fünf Sitzungen*. Eine Kölner Geschichtsentwurf schreibt und verfilmt Biographien von ganz normalen Menschen, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 8. 2. 2006, S. 9.
- Simon, Dieter (1996): *Wem gehört die DDR-Geschichte?*, in: *Potsdamer Bulletin für Zeithistorische Studien* Nr. 6, S. 19–29.
- Sommer, Roy (2007): *Textproduktion: Gattungskonventionen, Argumentationsstrategien und die Dramaturgie wissenschaftlicher Texte*, in: Ansgar Nünning/Roy

- Sommer (Hrsg.): Handbuch Promotion. Forschung – Förderung – Finanzierung, Stuttgart/Weimar, S. 268–285.
- Später, Jörg (2007): Viel Meinung, wenig Ahnung. Warum kommen so viele Spitzentitel über das Dritte Reich aus England?, in: Süddeutsche Zeitung, 29. 6. 2007, S. 16.
- Statistisches Bundesamt (Hrsg.) (2007): Bildung und Kultur. Prüfungen an Hochschulen. Fachserie 11 Reihe 4.2 – 2006, Wiesbaden, URL <https://www-ec.destatis.de/csp/shop/sfg/bpm.html.cms.cBroker.cls?cmspath=struktur,vollanzeige.csp&ID=1020891> (Zugriff: 5. 2. 2008).
- Steffens, Henry J./Mary Jane Dickerson (1999): Schreiben um Geschichte zu lernen: Überblick und Einführung, in: Wolfgang Schmale (Hrsg.): Schreib-Guide Geschichte. Schritt für Schritt wissenschaftliches Schreiben lernen, Wien/Köln/Weimar, S. 17–35.
- /Mary Jane Dickerson/Toby Fulwiler (1987): *Writer's Guide: History*, Boston.
- Steiner, André (2004): Von Plan zu Plan. Eine Wirtschaftsgeschichte der DDR, München.
- Stewart, Gerdi (2000): Blätter zur Berufskunde: Historiker/Historikerin, Bielefeld.
- Stock, Manfred/Helmut Köhler (2004): Bildung nach Plan? Bildungs- und Beschäftigungssystem in der DDR 1949 bis 1989, Opladen.
- Stock, Steffen/Patricia Schneider/Elisabeth Peper/Eva Molitor (Hrsg.) (2006): *Erfolgreich promovieren. Ein Ratgeber von Promovierten für Promovierende*, Berlin/Heidelberg/New York.
- Stöver, Bernd (2007): *Der Kalte Krieg. Geschichte eines radikalen Zeitalters 1947–1991*, München.
- Thum, Gregor (2004): „Europa“ im Ostblock. Weiße Flecken in der Geschichte der europäischen Integration, in: *Zeithistorische Forschungen* 1 (2004), S. 379–395, URL <http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-Thum-3-2004> (Zugriff: 30. 3. 2009).
- Tucholsky, Kurt (unt. d. Ps. Peter Panter) (1975 [1930]): Ratschläge für einen schlechten Redner, in: Mary Gerold-Tucholsky/Fritz J. Raddatz (Hrsg.): Kurt Tucholsky. Gesammelte Werke in 10 Bänden, Band 8 (1930), Reinbek b. Hamburg, S. 290–293.
- Uhde, Karsten (2001): 2001–2010: Gegenwart und Zukunft des Internet als gemeinsame Arbeitsplattform von Archivaren und Historikern, in: Peter Haber/Christoph Koller/Gerold Ritter (Hrsg.): *Geschichte und Internet: Raumlose Orte – Geschichtslose Zeit* (Geschichte und Informatik. Histoire et Informatique 12), Zürich, S. 99–108.
- Ullrich, Volker (2006): Zeitgeschichte als Streitgeschichte. Zur Rolle der Geschichte in den Printmedien, in: *Archiv und Wirtschaft. Zeitschrift für das Archivwesen der Wirtschaft* 39 (2006), S. 109–115.
- Umbach, Frank (2005): *Das rote Bündnis. Entwicklung und Zerfall des Warschauer Paktes 1955–1991*, Berlin.
- von Saldern, Adelheid (2007): Bürgerliche Repräsentationskultur. Konstanz und Wandel der Wohnformen im Deutschen Reich und in der Bundesrepublik (1900–1980), in: *Historische Zeitschrift* 284 (2007), S. 345–383.

- Wagner, Hans Christof (2003): Aus Geschichte Kapital schlagen. Alternative für Historiker, in: *Unicum Beruf* 6/2003, S. 8.
- Wappler, Kirstin (2007): Klassenzimmer ohne Gott. Schulen im katholischen Eichsfeld und protestantischen Erzgebirge unter SED-Herrschaft, Duderstadt.
- Weber, Hartmut (2000): Langzeitspeicherung und Langzeitverfügbarkeit digitaler Konversionsformen, in: Gerald Maier/Weber Hartmut (Hrsg.): *Digitale Archive und Bibliotheken*, Stuttgart, S. 325–342.
- (2005): Attraktiv weil digital – Archivgut auf dem Weg ins Internet, in: *Mitteilungen aus dem Bundesarchiv* 13 (2005), S. 4.
- Wehler, Hans-Ulrich (2003): *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, Bd. 4: Vom Beginn des Ersten Weltkriegs bis zur Gründung der beiden deutschen Staaten 1914–1949, München.
- (2008): *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, Bd. 5: Von der Gründung der beiden deutschen Staaten bis zur Vereinigung 1949–1990, München.
- Weigel, Sigrid (2004): Bilder als Hauptakteure auf dem Schauplatz der Erkenntnis. Zur poiesis und episteme sprachlicher und visueller Bilder, in: *Interventionen* 13 (2004): *Ästhetik Erfahrung*, S. 191–212.
- Weiß, Hermann (1984): Abschlußbericht über das OMGUS-Projekt (1976–1983), in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 32 (1984), S. 318–326.
- Wengst, Udo/Hermann Wentker (Hrsg.) (2008): *Das doppelte Deutschland. 40 Jahre Systemkonkurrenz*, Berlin.
- Wentker, Hermann (2007): *Außenpolitik in engen Grenzen. Die DDR im internationalen System*, München.
- Wissenschaftsrat (Hrsg.) (2002): *Empfehlungen zur Doktorandenausbildung*, Saarbrücken, URL <http://www.wissenschaftsrat.de/texte/5459-02.pdf> (Zugriff: 5. 2. 2008).
- Wolle, Stefan (1998): *Die heile Welt der Diktatur. Alltag und Herrschaft in der DDR 1971–1989*, Bonn.
- /Armin Mitter (1993): *Untergang auf Raten. Unbekannte Kapitel der DDR-Geschichte*, München.
- Würmann, Carsten (2006): Finanzierung der Promotion, in: Claudia Koepernik/Johannes Moes/Sandra Tiefel (Hrsg.): *GEW-Handbuch Promovieren mit Perspektive*, Bielefeld, S. 125–155.
- Zloch, Stephanie (2005): Web-Rezension zu: Parallel History Project on NATO and the Warsaw Pact. In: *H-Soz-u-Kult*, 23. 4. 2005, URL <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/id=83&type=rezwww> (Zugriff: 13. 9. 2008).

Autorenverzeichnis

Daniel Hechler M. A., Politikwissenschaftler, Institut für Hochschulforschung (HoF) an der Universität Halle-Wittenberg (HoF).

eMail: danielhechler@hof.uni-halle.de

Hanno Hochmuth M. A., Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin.

eMail: hanno.hochmuth@fu-berlin.de

Jens Hüttmann, Dr. phil., Historiker, Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur.

eMail: j.huettmann@stiftung-aufarbeitung.de

Eckhard Jesse, Prof. Dr. phil., Professor für Politische Systeme/Politische Institutionen an der TU Chemnitz.

eMail: eckhard.jesse@phil.tu-chemnitz.de

Sven Felix Kellerhoff M. A., leitender Redakteur für Zeit- und Kulturgeschichte in der Redaktion „Die Welt“.

eMail: kellerhoff@welt.de

Jan-Holger Kirsch, Dr. phil., wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam, verantwortlicher Redakteur der Zeitschrift „Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History“ und Fachredakteur bei „H-Soz-u-Kult“.

eMail: kirsch@zeitgeschichte-online.de

Christoph Kleßmann, Prof. em. Dr., ehem. Direktor des Zentrums für Zeithistorische Forschung Potsdam.

eMail: klessmann@rz.uni-potsdam.de

Christoph Links, Dr. phil., Publizist und Verleger des Ch. Links Verlages für Politik und Zeitgeschichte in Berlin.
eMail: links@linksverlag.de

Ulrich Mählert, Dr. phil., Historiker, Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur.
eMail: u.maehlert@stiftung-aufarbeitung.de

Angelika Menne-Haritz, Prof. Dr. phil., Vizepräsidentin des Bundesarchivs und Direktorin der Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv.
eMail: a.menne-haritz@barch.bund.de

Thomas Meyer M. A., Redaktion Clio-online und H-Soz-u-Kult/Humboldt-Universität zu Berlin.
eMail: meyert@geschichte.hu-berlin.de

Peer Pasternack, Dr. phil., Forschungsdirektor am Institut für Hochschulforschung Wittenberg (HoF) an der Universität Halle-Wittenberg.
eMail: peer.pasternack@hof.uni-halle.de; <http://www.peer-pasternack.de>

Leonard Schmieding, Wissenschaftlicher Mitarbeiter und Doktorand in der Lehrereinheit Fachdidaktik Geschichte am Historischen Seminar der Universität Leipzig.
eMail: schmieding@uni-leipzig.de

Ulrich Teichler, Prof. Dr. phil. Dr. h.c., Professor für Soziologie/Berufs- und Hochschulforschung am Internationalen Zentrum für Hochschulforschung (INCHER) der Universität Kassel.
eMail: teichler@incher.uni-kassel.de

Hermann Wentker, Prof. Dr. phil., Leiter der Abteilung Berlin des Instituts für Zeitgeschichte München-Berlin, apl. Professor an der Universität Leipzig.
eMail: wentker@ifz-muenchen.de



Susanne Muhle · Hedwig Richter
Juliane Schütterle (Hrsg.)

Die DDR im Blick

Ein zeithistorisches Lesebuch

ISBN 978-3-940938-04-6

327 Seiten · 19,- €

„Die DDR im Blick“ präsentiert 28 prägnante „Geschichten“ aus den Forschungswerkstätten junger Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die zu einem vielfältigen und anschaulichen Streifzug durch die DDR-Vergangenheit einladen. Sie berichten über eine Lebenswelt, die vom totalen Machtanspruch des Regimes durchdrungen war, von Begegnungen zwischen Ost und West, aber auch von Ausbruchsversuchen aus dem realsozialistischen Alltag. So spiegeln die Texte aktuelle Debatten in der DDR-Forschung wider und zeugen von der Doppelbödigkeit und Komplexität der DDR-Geschichte, hinter deren nostalgischer Verklärung oft die Verdrängung von Verantwortung steht. Die Beiträge sollen zum Weiterlesen anregen, zur Diskussion über die jüngste deutsche Vergangenheit anstiften und die Erinnerung an die SED-Diktatur wachhalten.

Metropol Verlag
veitl@metropol-verlag.de

Ansbacher Straße 70
D-10777 Berlin

Telefon (030) 23 00 46 23
Telefax (030) 2 65 05 18



Jens Hüttmann

DDR-Geschichte und ihre Forscher

*Akteure und Konjunkturen der
bundesdeutschen DDR-Forschung*

ISBN 978-3-938690-83-3

472 Seiten · 24,- €

Die friedliche Revolution von 1989/1990 hatte kein Ende der DDR-Forschung zur Folge. Gerade als historisches Untersuchungsobjekt fand die DDR-Geschichte im vereinigten Deutschland großes Interesse, es entwickelte sich ein regelrechter Forschungsboom. Mehr als 1500 Forschungsprojekte seit 1990 verdecken jedoch, dass sich bereits seit der „doppelten Staatsgründung“ 1949 im Laufe von 40 Jahren in der Bundesrepublik eine Community etabliert hatte, deren wissenschaftliches Interesse der DDR galt. Die Studie rekonstruiert erstmals die Geschichte der DDR-Forschung und beleuchtet die Rahmenbedingungen, in denen ihre Akteure handelten. Ältere Konzepte, Praktiken und Ergebnisse werden neu entdeckt und mit den Forschungsanstrengungen nach 1990 in Beziehung gesetzt.

Metropol Verlag
veitl@metropol-verlag.de

Ansbacher Straße 70
D-10777 Berlin

Telefon (030) 23 00 46 23
Telefax (030) 2 65 05 18



Frank Möller · Ulrich Mähler
(Hrsg.)

Abgrenzung und Verflechtung

*Das geteilte Deutschland in der
zeithistorischen Debatte*

ISBN 978-3-940938-03-9

208 Seiten · 19,- €

Bis in die jüngste Zeit haben Historiker die deutsch-deutsche Nachkriegsgeschichte überwiegend als voneinander getrennte Geschichte zweier Teilstaaten geschrieben. Auch wenn sich mittlerweile der Konsens herausgebildet hat, dass die im doppelten Wortsinn geteilte deutsche Nachkriegsgeschichte stärker integrativ betrachtet werden sollte, bestehen nach wie vor Kontroversen über das Für und Wider einer vergleichenden DDR-Forschung. Der Band dokumentiert wesentliche Debattenbeiträge der letzten Jahre und gibt sieben Gespräche mit renommierten Historikern wieder, die aus unterschiedlichen Blickwinkeln Standortbestimmungen zur Geschichtsschreibung über das geteilte Deutschland vornehmen und Themen diskutieren, die durch eine gesamtdeutsche Betrachtung präzisere Konturen gewinnen.

Metropol Verlag
veitl@metropol-verlag.de

Ansbacher Straße 70
D-10777 Berlin

Telefon (030) 23 00 46 23
Telefax (030) 2 65 05 18

